

Wanderung
durch
Schrift und Geschichte
von
Dr. theol. Adolph Zahn

Aus der Zerstreuung gesammelt für Freunde

und

herausgegeben von einem Freundeskreis

1891

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
---------------	---

Biblisches

I. Der Begriff der Sünde im 1. Brief des Johannes	11
Vorbemerkung	11
Kapitel 1. – Charakteristik der Lage und des Zustandes der Gemeinde, an welche der Brief gerichtet ist, zur genaueren Bestimmung der Auffassung der Sünde.	12
Kapitel 2. – Definition von „Sünde“.	18
Kapitel 3. – Vom Ursprung der Sünde.	24
Kapitel 3. – Was bedeutet jenes: Der aus Gott Geborene sündigt nicht.	28
Kapitel 4. – Über die Todsünde.	42
Thesen.	48
Nachtrag.	48
II. Die Erkauften von der Erde	50
III. E oder A?	58
IV. Michael	61
V. Allgemeine und besondere Gnade	70
VI. Bemerkungen zum Propheten Daniel	72
VII. Die Anfänge des apostolischen Zeitalters	87
VIII. Der Prophet Jeremia von Anatot	93
IX. W. Henry Green über die Zusammensetzung der Genesis	96
X. Predigten	101
Blicke in die Zukunft über die wachsende Macht des Papsttums und über die Stellung der evangelischen Gemeinde	101
Der Rat Gottes in dem Rat der Bosheit	108

Geschichtliches

I. Das inwendige Wort	116
II. Die Reformatoren und die Mystik	130
III. Calvin als Dichter	134
IV. Genf im 19. Jahrhundert	139
V. Friedrich des Großen Streit mit seinem Vater über die Prädestinationslehre	141
VI. Die Lebensanschauung eines philosophischen Königs	145
VII. Edmond Scherer	154
VIII. Über Franz Delitzsch	156
IX. Der Kampf mit Rom	160
X. Die Juden	165
XI. Der Calvinismus der Zukunft	166
XII. Erinnerungen	171

Vorwort

Es hat ein Kundiger vor einigen Jahren gesagt: „Man findet in Deutschland nicht mehr fünf ganze Lutheraner und fünf ganze Calvinisten!“ Das Urteil ist scharf, spricht aber eine nicht genug zu beherrschende Wahrheit aus, nämlich den allgemeinen Abfall von der alleinigen Wahrheit, welche die Reformatoren aus der Schrift der Welt erneuert hatten. Die Bekenntnisse und Katechismen haben doch darin ihren großen Wert, dass sie kurz und bündig und allen verständlich es aussprechen: „Dies und nichts anderes steht geschrieben.“ Ferner bildeten sie den Zaun, der des Herrn Weingarten und Feigenbaum vor dem „Zerwühlen der wilden Säue und dem Verderben der wilden Tiere“ (Ps. 80,13.14) behütete und den Gemeinden einigermaßen Sicherheit gewährte, das ewig sich gleichbleibende Brot Gottes zu haben anstatt der Steine und Skorpionen menschlicher Weisheit. Aber – wo bist du Sonne geblieben? Gemeinden und Lehrer kennen nicht mehr den Wert ihres Bekenntnisses, ihres Katechismus, und der Wind von allerlei Lehren pfeift eisig kalt aus den Ecken des Unglaubens und brünstig warm „wie wenn der Bäcker den Ofen heizt“ (Hosea 7), aus den Winkeln der Frömmigkeit des Fleisches! Und auf den hohen Schulen? Die Schalen, d. h. die Namen der Reformatoren, werden gerühmt, der Kern, d. h. die Lehre Luthers und Calvins ist vergessen und verworfen. Die Autorität der Schrift ist dahin durch eine gottentfremdete Wissenschaft und Kritik, und selbst, wo man die Schrift noch achtet, macht man ihr eine „wächserne Nase“ und lässt sie sagen, was sie gar nicht sagt. Man ist überzeugt von seinem vermeintlichen „Bekehrt und daher Gottes Kind sein“, aber hinsichtlich der Lehre, die nun einmal Hauptsache ist und bleibt und ohne deren Reinheit und Gewissheit alles krumm und schief wird, drückt alles ein Auge zu; „so ist es, es kann aber auch anders sein!“ Das ist heute die Tonart. Der Abfall steht rechts und links in schrecklicher Blüte. Da ist's gut, wenn die Armen und Elenden, die zerschlagenen Herzens sind und zusammenbrechen vor Gottes Wort, einmal wieder „das Evangelium“ vernehmen, welches Sünder, Gottlose, Verlorene in lauter Heiligkeit, Gerechtigkeit und Seligkeit setzt und wandeln macht in Gottes Gebot. Die alte, ewig wahre Lehre der Väter, zumal unsrer reformierten Kirche, klingt voll und ohne Abzug durch das vorliegende Buch.

Die reformierte Kirche Deutschlands (Dr. Zahn schrieb jüngst über sie einem Freund: „Sonst gefällt mir für uns Reformierte das Wort Goethes, was ich dieser Tage las: ‚eine Schanze ist ein Haufen Dreck, doch verteidigt sie der Soldat mit seinem Leben, weil er seine Fahne darauf gepflanzt hat.‘ Was ist die reformierte Kirche in Deutschland mehr?“) hat in diesem Jahrhundert nicht viele Lehrer gehabt, welche sich ganz zu ihrem Bekenntnis hielten. Zuerst sei der bedeutendste unter ihnen genannt: Dr. H. F. Kohlbrügge in Elberfeld (1846-1875), dann der Professor Johannes Wichelhaus in Halle in den 40er und 50er Jahren. Unvergessen sei G. D. Krummacher in Elberfeld. Ihnen reißen sich an Karl Sudhoff, der Konvertit in Frankfurt a. M., O. Thelemann in Detmold, Fr. Mallet in Bremen, Joh. Christ. G. L. Krafft in Erlangen, Cuno in Eddigehausen in Hannover. Der originelle P. Geysler und Dr. Krafft in Elberfeld sind zu erwähnen. „Den reformierten Namen haben auch Ebrard und Heppe; aber zwischen die Wahl gestellt, ob Arminianismus oder Calvinismus, haben sie sich für den ersteren entschieden.“

Auch der Doktor der Theologie Adolf Zahn in Stuttgart hat auf der reformierten Schanze die calvinistische Fahne tapfer verteidigt und sich sein Leben lang für die reformierte Lehre bemüht. Sein Lob wollen wir hier weiter nicht singen, weil er das für unreformiert halten würde, wir geben aber einen kurzen Lebensabriss unsres väterlichen Freundes und Lehrers.

Adolf Johannes Cleophas Zahn wurde am 28. September 1834 in Mützenow bei Stolp in Hinterpommern geboren. Sein Vater Adolf Zahn war in dem Dorf Pastor. Seine Mutter hieß Cleophea geb. Schlatter, eine Tochter der bekannten Anna Schlatter in St. Gallen. Der Vater wurde nach Callies

und dann nach Neustettin als Superintendent versetzt. Hier besuchte Adolf Zahn das Gymnasium und ging dann 1853 nach Halle, um Theologie zu studieren. Die Familie war in die Nähe von Halle nach Giebichenstein versetzt worden, wo der Vater bis zum Jahre 1866 seines geistlichen Amtes waltete. In Halle lernte Zahn den Professor Johannes Wichelhaus, einen Schüler Kohlbrüggens, kennen. Beide Männer gewannen ihn für das reformierte Bekenntnis. Im Jahre 1856 ging Zahn nach Tübingen, wo Beck nur vorübergehend Einfluss auf ihn erlangte. Nach Beendigung seiner Studien und Examina bemühte sich Zahn um eine Pfarrstelle im Kanton St. Gallen. Es gelang nicht, und er nahm 1859 einen Ruf an die reformierte Domkirche in Halle a. d. Saale als Prädikant an. 1860 wurde er zum dritten Domprediger ernannt. Seine Erfahrungen in Halle hat er in dem Buch mitgeteilt: „Aus dem Leben eines reformierten Pastors“, 2. Auflage 1885, ein Buch, welches ihm und der Wahrheit der Väter manchen Freund und Schüler erworben hat und höchst lesenswert ist. 1861 vermählte sich Zahn mit Pauline von der Heydt, Tochter des Geh. Kommerzienrates Daniel v. d. Heydt in Elberfeld. Er hat seine Frau immer den Schatz seines Lebens genannt. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor, von denen noch zwei leben. Im Jahre 1876 wollte die große reformierte Gemeinde in Elberfeld Zahn auf die Wahl stellen: da erwachte der Wunsch in der freien niederländisch-reformierten Gemeinde, dieser blühenden Schöpfung Kohlbrüggens, mit der Zahn seit seiner Studienzeit verbunden war und an der sein Schwiegervater Kirchmeister gewesen, Zahn zum zweiten Pastor an derselben zu wählen. Mit großer Majorität vollzog sich die Wahl. Zahn nahm dieselbe an; denn er sah darin die Erfüllung eines Wunsches, dieser Gemeinde, der letzten Burg des reformierten Bekenntnisses in Deutschland, dienen zu können. Er wusste nicht, in welche schwierigen Verhältnisse er hineintrat. Mit Kohlbrügge, der 1875 starb, war die entscheidende Autorität aus der Gemeinde gewichen. Was Zahn in dem Jahr der Wahl und in dem Jahr seiner Tätigkeit in Elberfeld von denen *gelitten* hat, die er am meisten geliebt hatte, kann man nicht mitteilen: es war ein Übermaß. Januar 1878 war seine Gesundheit völlig zerstört und ist es bis heute geblieben. Der arbeitsfrohe und tätige Mann musste sein Amt niederlegen und zog sich 1880 nach Stuttgart zurück. Hier hat sich eine kleine reformierte Gemeinde mit etwa 120 Mitgliedern erhalten. Ihr Pfarrer war krank, die Gemeinde verlassen. Wiederholentlich baten die Ältesten Zahn, sich der Gemeinde anzunehmen. Endlich tat er dies mit der Erklärung: er wäre schwer krank, hätte lange nicht gepredigt, könnte nur Geringes und dies mit Schmerzen leisten, jede größere Verantwortung müsse er ablehnen. Die Ältesten waren mit allem zufrieden, und Zahn übernahm 1881 die Leitung der kleinen Gemeinde. Er wurde dann nach 2 Jahren ordnungsmäßig gewählt und verwaltet bis heute diesen Dienst, der ihm nur jeden zweiten Sonntag eine Predigt zuweist, da an den andern Sonntagen ein Ältester eine französische Predigt vorliest. „Niemand weiß hier, schrieb er einmal, mit welchen Schmerzen ich auch diese geringe Arbeit erkaufen muss.“ Die Gemeinde hat sich wieder gesammelt und gekräftigt. In der Stuttgarter Zeit sind außer den oben genannten Schriften von Zahn noch verfasst: Calvins Urteile über Luther 1883; Zwinglis Verdienste um die biblische Abendmahlslehre 1884; Federzeichnungen aus der Umgebung von Stuttgart mit Gedichten, 3. Auflage, 1889; Die ultramontane Presse in Schwaben, 1885; das evangelische Schwaben, 1886; Abriss einer Geschichte der evangelischen Kirche auf dem europäischen Festlande im 19. Jahrhundert, 2. Auflage, 1888; Predigten im Dom zu Halle gehalten, 1886; Ein Gang durchs Wupperthal, 1887; Betrachtungen über Römer XII, 1889; Abriss einer Geschichte der evangel. Kirche in Amerika im 19. Jahrhundert, 1889; Abriss einer Geschichte der evangel. Kirche im britischen Weltreich, 1891. 1885 feierte die Gemeinde mit dem Gedächtnis an die Aufhebung des Edikts von Nantes auch ihre 200jährige Existenz in Württemberg, und da am Schluss des Jahres Zahn 25 Jahre im Pfarrdienst war, wurde auch dessen zugleich gedacht. Es erschien darüber das Schriftchen: Feier zum Gedächtnis der Aufhebung des Edikts von Nantes, 1885. Zahn ist auch Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften und hat sich in letzter Zeit namentlich mit

Apologien zum Pentateuch beschäftigt, deren Frucht ein wertvolles Buch: „Das Deuteronomium, eine Schutzschrift wider modern-kritisches Unwesen“, 1890, bei Bertelsmann in Gütersloh, ist, welches die ganze Hohlheit und Anmaßung der sogenannten Kritik schonungslos und herzerquickend dartut.¹ Zur Zeit arbeitet er an der Herausgabe von Mitteilungen aus den wertvollen Vorlesungen über das Alte Testament von Professor Wichelhaus. Zwei Hefte davon sind erschienen.

Unser Gott erhalte Dr. Zahn noch lange und gebe ihm Freudigkeit, aus den Stunden der Muße, welche das kleine Amt ihm lässt, noch manche Gabe uns darzureichen. Der letzten kleinen reformierten Gemeinde Württembergs mit hingebender Liebe dienend und einem ihm treu anhängenden Schülerkreis mit Rat und Tat zur Seite stehend, hat der fleißige Lehrer manch herrliche Arbeit ausgehen lassen. Einige seiner Schüler, durch sein Zeugnis dem landläufigen Pietismus entronnen und auf die grüne Weide des Evangeliums der Väter geführt, haben nun manches aus der Zerstreuung gesammelt, was Dr. Zahn geschrieben hat. Es wäre schade, wenn es so ganz unbemerkt im Strom der Zeit und Zeitschriften der Vergessenheit anheimfallen sollte, ohne noch einmal vereint manchem Nahrung und Zurechtweisung gebracht zu haben.

„Eine Kirche, welche die gewaltigsten Staaten der Neuzeit aus sich hat hervorgehen lassen, auch den brandenburgischen so stark beeinflusst hat, ist in Deutschland sehr arm geworden.“ Dass sie gleichwohl nicht ganz von Lehre und Wahrheit verlassen ist, beweist auch diese „Wanderung durch Schrift und Geschichte“, die wir hinausgehen lassen mit dem Wunsch, dass sie freundlich getragen werde von dem Segen des Herrn, viele tröstend und stärkend, auszuharren bei der guten Lehre und dem heißen Kampf, viele hinführend zu dem einigen Trost im Leben und im Sterben.

1 Die Straßburger Theologen Budde und Nowack haben ihren großen Zorn über diese Schrift von Zahn ergossen. Warum zürnt man so, wenn das Büchlein ganz wertlos ist? Man fühlt sich getroffen. Welch ein Geist des Jesuitismus diese arme Straßburger Fakultät erfüllt, hat neuerdings wieder das unglückliche Gutachten derselben an den Tag gebracht. Und dabei verpflichtet man sich immer noch auf die Konkordienformel. – Das Gesetz Mosis, von dem kein Titelchen hinfallen soll, ist dem neusten Protestantismus nur noch ein Spielball seiner heillosen Einfälle. Dieselben werden sich aber ebenso abwirtschaften wie dies mit den Gedanken Baur's geschehen ist. Wer aber macht den Schaden gut, der inzwischen angerichtet ist? Auch die leere Deklamation von Meinhold (Theol. Litteraturbericht) gegen Zahns Schrift hat keine Gründe. 5. Mose 2,12 hat schon Calvin so verstanden wie Zahn. – Das Gericht der Verdünnung, das über den Protestantismus wegen seiner Behandlung der hl. Schrift gekommen ist, wird niemand aufhalten.

Biblisches

I. Der Begriff der Sünde im 1. Brief des Johannes

Dissertation² zur Erlangung des Doktor-Grades und der höchsten Ehren und Rechte in der Theologie vor der Hochwürdigsten theol. Fakultät der Philippina-Universität zu Marburg zugleich mit den Thesen öffentlich verteidigt am 22. November 1872 vom Verfasser Adolph Zahn.

Dem Gedächtnis des gelehrten, frommen und lauterer Prof. *Johannes Wichelhaus* zu Halle a. S., der alles Leid des Lebens durchkostet und die fruchtbringendsten Arbeiten vollendet hat und nunmehr den ewigen Frieden genießt;

Zur Ehre *Hermann Friedrich Kohlbrügges*, Dr. theol., Leiters der freien niederländisch-ref. Gemeinde in Elberfeld, der sein Leben vor Gott führte und durch des großen Gottes Gnade gewürdigt wurde, eine Herde zu sammeln, zu festigen und mit größtem Erfolg zu weiden;

In Dankbarkeit gegen *Daniel von der Heydt*, Geheimen Kommerzienrat, Ritter vieler Orden, seinen Schwiegervater, der einem Vater gleicht, der auch in der ref. Gemeinde das Amt eines Ältesten mit hohen Ehren verwaltet und in der bürgerlichen Gemeinde Elberfeld eine ausgezeichnete, weit und breit berühmte, öffentliche Armenpflege leitet,

gewidmet von A. Z.

Vorbemerkung

Alle Leser dieser Dissertation, in welcher ich eine überaus schwierige, Jahrhunderte hindurch oft behandelte und sehr verschieden aufgefasste Frage nach einer neuen Methode behandelt zu haben glaube, möchte ich bitten, meine Schrift nicht mit allerhand Klügeleien zu verdrehen oder mit feindseliger Kritik zu benagen, sondern der Würde der Sache gemäß und in Liebe zur Wahrheit ohne persönliche Rücksichten und vorgefasste Meinungen gerecht zu beurteilen. Ich hoffe, dass alle Sachverständigen dieses mein Wagnis selbst in unserer gehässigen Zeit gütig aufnehmen.

Bei der Beleuchtung der Frage, was Johannes in seinem 1. Brief unter der „Sünde“ verstanden hat, glaube ich so verfahren zu müssen, dass ich zunächst ohne Rücksicht auf die andern Bücher des Neuen Testaments *allein aus diesem Brief* die Auffassung des Apostels entwickle.

Wiewohl dieser Brief mit großer Einfachheit und Durchsichtigkeit abgefasst erscheint, so bietet er dennoch viele Schwierigkeiten in der Erklärung. Wir haben vor allen Dingen genau festzustellen, zu welchem Zweck dieser Brief geschrieben ist, und daher aus ihm selbst zu entnehmen, was zu seinem Verständnis notwendig ist. Klare und ersichtliche Resultate einer solchen Forschungsmethode müssen unumstößlich sein; denn der Apostel kann sich selbst nicht widersprechen.

Die völlige Übereinstimmung der Bücher des Neuen Testaments ist nicht derartig und kann es nicht sein, dass man Stellen, welche in etwa äußerlich sich ähneln, zusammenstellt und vergleicht, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang und den Verfasser zu nehmen, vielmehr haben wir jede Stelle nach ihrem Sinn aus dem Zusammenhang zu verstehen und dürfen dann erst fragen, ob der gefundene Sinn mit andern Stellen des Neuen Testaments übereinstimmt. Wiewohl dies sofort jedem einleuchtet, muss ich doch davon reden; denn viele haben Einsicht genommen von Düstern-

² Die Bedeutung, welche diese Dissertation im Leben von Dr. Zahn gehabt, zeigt der Abschnitt S. 130 in dem Buch: Aus dem Leben eines ref. Pastors. 2. Aufl. 1885. Man wird überall die wörtliche Übersetzung aus dem Lateinischen merken.

diecks³ vielfach trefflichem Kommentar, welcher die sorgfältigen Forschungsergebnisse der übrigen Erklärer zusammenfasst; und da flutet ihnen eine solche Sturzwelle verschiedener Ansichten entgegen, dass sie leicht jede Hoffnung auf eine richtige Erklärung aufgeben könnten. Woher solche Meinungsverschiedenheit? Daher, dass man verschiedene Aussprüche aus andern Büchern der heiligen Schrift, wenn sie nur einige Ähnlichkeit untereinander zeigten, ohne gründliche Prüfung zusammenwarf. Um dem zu entgehen, haben wir das Licht zur Beurteilung dieses Briefes aus ihm selbst zu gewinnen.

Die Briefe der Apostel enthalten nicht eine überall abgeschlossene, gleichsam fertig gemachte Lehre, sondern sie schmiegen sich dem Verständnis der Leser an und beleuchten vor allen Dingen eingehend *die* Punkte, über welche eine Belehrung gerade nötig war. Alles, was in der einzelnen Christengemeinde geschieht, steht gleichsam vor den Augen der Apostel, und im Blick darauf bemühen sie sich durch Lehre, Trost und Vermahnung den Zustand der Gemeinde zu heben. Von lauterer Liebe und dem brennenden Eifer getragen, denen, welche Trübsal leiden, zu Hilfe zu kommen, gestalten diese heiligen Lehrer ihre Worte, formen sie die Begriffe, wandeln sie Stimme und Rede. Weit entfernt, gemeingültige und gewöhnliche Gedanken aussprechen zu wollen, bilden sie die Worte, wie es die vorliegenden Bedürfnisse erforderten: Leidende aufzurichten, Kranke zu heilen. Ist dies bei allen Briefen der Apostel zu berücksichtigen, so vor allen Dingen beim 1. Brief des Johannes. Um unsere Untersuchung richtig zu gestalten und zu einem sicheren Ergebnis zu kommen, welches die Meinung des Johannes ist, müssen wir also eine möglichst klare Einsicht in die damalige Lage der Kirche oder vielmehr der Gemeinden (καθόλου τοῖς πιστοῖς) zu gewinnen suchen. Wenn unsere Untersuchung auf diesem Wege methodisch fortschreitet, wird sich leicht die richtige Auffassung des Johannes von der Sünde feststellen lassen.

Kapitel 1. – Charakteristik der Lage und des Zustandes der Gemeinde, an welche der Brief gerichtet ist, zur genaueren Bestimmung der Auffassung der Sünde.

Den Zweck seines Briefes erklärt uns Johannes selbst, wenn er Kap. 2,26 sagt: „Dies wollte ich euch geschrieben haben in betreff derer, die damit umgehen, euch zu verführen.“

Wenn diese Worte besonders zu der Gedankenreihe Kap. 2,28 gehören, so hängen sie doch auch mit dem vorhergehenden aufs engste zusammen. Demnach ist V. 26 von größter Bedeutung, da ja im ganzen Brief der Bosheit derer, die andere zu Irrtümern verleiten, energisch entgegen getreten wird. Wir können nämlich der Auffassung solcher nicht beitreten, welche glauben, der Brief sei nur in einzelnen Teilen, nicht in seiner Gesamtheit gegen die Verführer gerichtet. Wir geben zu, dass der Apostel Kap. 1,4 schreibt: „Und das schreiben wir euch, dass eure Freude eine völlige sei;“ aber gerade diese Freude ist die beste Waffe, um den Ansturm der Widersacher leichtlich zurückzuweisen;

3 Düsterdieck bemüht sich, in seinem Kommentar über den 1. Br. des Johannes alle Erklärer genau aufzuzählen; dennoch übergeht er einige, die nicht ohne Bedeutung sind. Ich mache namhaft: Expositiones Thomae Naugeorgii apud Marloratum (N. T. catholica expositio ecclesiastica. Editio quinta. Genevae 1593, Zwinglii opera vol. VI. p. 320 etc., Francisci Gomari opera Amstelodami 1644. pag. 720, Johannis Harduini commentarius in N. T. Amstel. 1641. Nach Düsterdieck haben diesen Brief behandelt: Huther, Ebrard, Myrberg (commentarius in ep. Joh. primam. Dissert. exeg. 1859), Ewald, Brückner, Braune (Teil XV in Langes Bibelwerk), Haupt, der erste Brief des Johannes. 1870). Außerdem möge man vergleichen die Lehrbegriffe des Neuen Testaments bei Köstlin, Fromman, Schmidt, Lutherbeck, Weiß. In Bemühungen über den Aufbau der Epistel haben sich nach Bengels Bearbeitung verdient gemacht: Erdmann und Luthardt.

nur dann vermögen wir den Verführern kräftig Widerstand zu leisten, wenn unser Herz sich seines Heiles freut.⁴

Wenn wir Kap. 5,13 der überlieferten Lesart folgen, die nach dem Urteil de Wettes und Erdmanns nicht gänzlich falsch ist, so ist die Absicht des Briefes, die bereits Gläubigen zur Vollendung des Glaubens anzuspornen. Mithin gab es Feinde, die ihren Glauben stören wollten. Gleichermassen sind die Worte Kap. 3,7 und der damit übereinstimmende Abschnitt Kap. 2,29 bis Kap. 4 gegen die Verführer geschrieben und zwar nicht ohne Schärfe. Jenes: „dass niemand euch verführe“, ist nicht eine allgemeine Redensart, sondern bezeichnet die Gefahr dieser Gemeinden. Schon im Anfang des Briefes proklamiert der Schreiber unter Berufung auf das Zeugnis seiner Augen und Ohren und Hände mit glühender Seele seine apostolische Autorität denen gegenüber, die diese seine Würde anzutasten wagen. „Dieses schickt er nämlich“, sagt Dionysius von Alexandrien bei Eusebius (Eccles. I. III. c. 25), „wie ein Vorspiel zum Tanz voraus gegen diejenigen, welche leugneten, dass Christus im Fleisch gekommen sei, was er in Folgendem nachweist.“ Die Widerchristen und falschen Propheten, deren Wesen und Ursprung Kap. 2,18 ff. und Kap. 4,1 ff. so ausführlich beschrieben wird, werden so heftig verurteilt, dass die Absicht des Johannes auf der Hand liegt, im ganzen Brief dieselben zu bekämpfen. Drohte wirklich der Gemeinde von den Widerchristen eine so große Gefahr, wie es aus der Schilderung ihrer Lehre und bösen Werke zur Genüge hervorgeht, so darf man mit Recht annehmen, dass der Brief *in allen seinen Teilen* zur völligen Beseitigung einer solchen Gefahr abgefasst sei.

„Man fühlt es an der ganzen Haltung des Schreibens, welches von vornherein auf die leibhaftige Offenbarung des Sohnes Gottes als des persönlichen Trägers des ewigen Lebens sich gründet, an dem überall um diesen wirklichen, im Fleisch erschienenen Jesus gedrängten Lehrgehalte, an der immer wiederkehrenden, mit der Verheißung des ewigen Lebens verbundenen Warnung vor der Lüge derer, welche, indem sie den wirklichen Christus leugnen, sich selbst von dem Vater und Sohn scheiden und um das ewige Leben betrügen – man fühlt es dem allen ab, dass der Apostel die besondere Veranlassung zu seinem Schreiben eben in dem Auftreten jener den Glauben, die Freude und das Leben seiner Kindlein gefährdenden antichristlichen Lüge gefunden hat.“ (Düsterdieck Einleitung XXXIV.) Und Luther sagt in seinen so lesenswerten Scholien (Bruns, Lübeck 1741): „Die Veranlassung zu schreiben war, dass zu Johannis Zeit gewisse Irrlehrer mit falscher Lehre die Gemeinden verwirrten, besonders aber die hervorragende Lässigkeit unter den Christen“ (vergl. die erste Behandlung der Epistel bei Walch IX, S. 209 und 1080). Nicht so treffend ist Calvins Urteil über die Einheit des Briefes, wenn er sagt: „Auch anderes berührt er kurz, z. B. man solle sich vor den Betrügnern hüten.“ Aber der Apostel tadelt Kap. 4,1 ff. die Widerchristen durchaus nicht kurz, weswegen auch von dieser Seite betrachtet Calvins Abhandlung den Scholien Luthers um vieles nachsteht.

Dass Johannes im Greisenalter gegen die Häretiker geschrieben hat, überliefern die Väter ohne Widerspruch (Epiph. haer. 51).

Dies hat auch Thomas Naugeorgius (Kirchmayer, Basilensis) trefflich auseinandergesetzt: „Er schreibt aber an die, welche zwar schon glaubten, aber von Verführern bestürmt wurden, dass sie Jesum Christum verlassen und auf anderem Wege sich das ewige Leben und Vergebung der Sünden erwerben möchten.“ Ferner sagt Bullinger in seinem kleinen Kommentar (in omnes apostolicas epist. N. T. commentarii Tig. 1539): „Diese greift er an und bringt sie gleichsam durch einen Flankenangriff mit dem ebionitischen und cerinthischen Haufen zu Falle, ebenso alle falschen Christen, von denen die einen Christum völlig leugneten, die andern ihn mit Worten, ja mit faulem Wort-

⁴ In gleicher Weise schreibt Paulus: „Freut euch!“ gegen die Hunde. Phil. 2,1-2.

schwall zwar bekannten, durch ihr Leben aber den Teufel anzeigten. Gerade diese scheinen dem Johannes außer anderem die Handhabe zum Schreiben gegeben zu haben, da des Greises fromme Fürsorge und seine Liebe zum Christenvolk den frommen Sinn des Apostels zweifellos stark zum Schreiben drängte.“ Sehr gut aber gibt Erdmann S. 29-46 Richtung und Wesen des Briefes dahin an: „Die didaktisch-paränetische Richtung, die in dem ganzen Brief zu Tage liegt, ist zugleich polemisch.“ So ziemlich stimmt Haupt damit überein, trotzdem er zu sagen wagt: „Man kann diese beiden Stellen, die von den Widerchristen handeln, ruhig fortlassen, und der Brief wird in seinem eigentlichen Gehalte durchaus nicht geändert.“ S. 309.

Aus einer genauen Betrachtung des Ursprungs und Wesens der Widerchristen ergibt sich die Ansicht derer, welche die Kirche im Entstehen „sozusagen zu einer unbefleckten Jungfrau“ machen, als grundfalsch; der Zustand der ersten Kirche ist weder überaus schön noch gut gewesen, noch den übrigen Verhältnissen der Kirche, als diese durch die Welt sich zu verbreiten begann, ähnlich oder gleichartig. Im Gegenteil bietet sie im Blühen und Vergehen ein absonderliches Bild dar.

„Aus unserer Mitte sind sie ausgegangen“, sagt Joh. Kap. 2,19, sie waren also Glieder der christlichen Gemeinde, aus der sie nicht nur hervorgegangen, sondern gleich im Hervorgehen auch herausgegangen sind, so dass sie, obgleich auch da noch inmitten der Gemeinde umgehend und derselben durch ihre Künste schadend, sich dennoch von ihr trennten.

Wenn wir nun bei dem Apostel lesen: „Aber nicht waren sie aus uns“, d. h. „aber nicht waren sie aus der christlichen Gemeinde“, so wird durch diese Worte der eigentliche Ursprung derselben angegeben. Denn die Gemeinde ist aus Gott (Kap. 4,6; Kap. 5,19), jene aber waren aus der Welt (Kap. 4,5) oder aus dem Teufel, dem Verderber, welchem die ganze Welt gehorcht (Kap. 5,19). Und gerade um zu beweisen, ihr Ursprung sei ein völlig anderer, mussten sie aus der Gemeinde in die Welt hinausgehen (Kap. 4,1). In der Gemeinde bleibend, mit den Brüdern durch das Band des Verkehrs verbunden und äußerlich in der Gemeinschaft Gottes und der Wahrheit verharrend, hatten sie sich gleichwohl durch ihre innere Gesinnung und ihre äußeren bösen Werke zur Welt bekannt, welche ihnen Beifall spendete, so oft sie Worte machten (Kap. 4,5).

Darin also liegt das Gewicht und die Weite des Briefes, dass uns in ihm gleichsam „die Welt in der Gemeinde“ gezeigt wird, als da sind falsche Brüder, Heuchelchristen, falsche Propheten, Widerchristen. Dass Johannes wirklich diese falschen Brüder im Auge hat, beweist Kap. 3,12. In diesem Vers ermahnt er zu gegenseitiger Bruderliebe und indem er auf das Beispiel Kains und Abels kommt, nennt er diejenigen welche Kain gleichen, die Welt. Diesen Namen hätte der Apostel nicht so offen den Verführern und den Brüdern gegeben, welche Hass gegen die Brüder hegten, wenn er nicht eben durch diesen Namen hätte beweisen wollen, dass ihr Ursprung fälschlich aus der christlichen Gemeinde hergeleitet werde.

Und weiter handelt er im Brief von Umgang und Verkehr, wie er stattfinden muss zwischen Brüdern, die in Wahrheit aus Gott geboren sind, und Brüdern, die nicht aus Gott geboren sind, sondern sich mit göttlichem Ursprung brüsten.

Bei dem Ausdruck „Welt“ denkt der Apostel nicht etwa an das Heidentum, welches außerhalb der Kirche die Leute zu verlocken bestrebt ist, sondern an dasjenige Heidentum, welches in der Kirche selbst wächst und großgezogen wird.⁵ Da die Begriffe „Welt, Finsternis, Sünde, Tod“ und das Haupt unter allen diesen verderblichen Mächten „Teufel“ aufs engste untereinander verbunden sind, wer könnte da leugnen, dass Kap. 2,11 und 3,14, wo von brüderlicher Liebe die Rede ist, dort von

⁵ Richtig Weiß, Bibl. Theol.: Der Welt gehört auch die antichristliche Pseudoprophete an S. 750. Das abgefallene Christentum gehört auch zur Gott feindlichen Welt. S. 753.

der Finsternis, hier vom Tod *in der Kirche* gesprochen wird? Daher folgt, dass der Begriff „Welt“ auch auf die Gemeinde geht und dass die ganze Untersuchung des Apostels sich gegen die falschen Brüder wendet und die falschen Lehrer, die Glauben und Bruderliebe verlassen hatten, wozu sie sich früher bekannten.

Sehr richtig bezeichnet daher Polykarp (Brief an die Philipper, Kap. 6,8) mit dem Wort des Johannes „man solle sich vor falschen Propheten hüten (Kap. 4,2-3), solche, welche in Heuchelei den Namen des Herrn tragen, welche eitle Menschen verführen.“

Kap. 2,18 werden die Verführer Widerchristen genannt. Der Apostel lehrt, es sei ein Zeichen der letzten Zeit vor Christi bevorstehender Wiederkunft, dass die vielen längst angekündigten Widerchristen schon da seien. Wir können hier den Begriff „Widerchrist“ nicht weiter erklären, aber es sei daran erinnert, dass Johannes nicht eine bestimmte Person darunter verstanden hat, sondern deutlich genug den einen Widerchristen, dessen Ankunft Christus und Paulus vorhergesagt hatten, in viele Widerchristen aufgelöst. Er konnte aber dieses Wort gebrauchen, weil er sowohl einen Geist des Widerchristen als *einen* Geist der Verführung kennt (Kap. 4,3 u. 6). Ähnlich fasst er die Geister aller Propheten unter *einem* einzigen zusammen (Kap. 4,1 vergleiche V. 6). An Stelle des Widerchristen heißt es Kap. 2,22 „der Lügner“. Johannes pflegt nämlich mehrere zusammenhängende Begriffe mit *einem* Wort deutlich zu bezeichnen, woher die große Durchsichtigkeit seiner Rede stammt.⁶

Die Antichristen führen also den Namen der falschen Propheten und der Geister, die nicht aus Gott sind, weil sie leugneten, dass Jesus der Christ sei (Kap. 2,22 und Kap. 4,3), oder weil sie den wahren Christus als Gegner bekämpften, sodann auch, weil sie das Bild eines falschen Christus aufstellten und so den wahren Christus beseitigten.⁷

Wir brauchen nicht zu untersuchen, ob die Widerchristen den wahren Christus verließen und einen andern glaubten und lehrten; denn sehr bestimmt wird ermahnt, dass jeder aus Gott geborene *Jesum* als den Christ glaube, einen andern Christus aber verschmähe. Die Widerchristen lehrten in der von den Aposteln gegründeten Gemeinde einen andern Christus, der nicht Jesus war, und wirkten mit solcher neuen Lehre der Mühe und Arbeit der Apostel entgegen (Kap. 2,7 und 2. Joh. V. 8). Jesum verleugnend, verachteten sie den Sohn Gottes selbst, der nach des Apostels Evangelium in Jesu sich geoffenbart hatte; mit dem Sohn Gottes verachteten sie Gott selbst, der nirgend gefunden werden kann, denn in Christo Jesu (Kap. 2,23, Kap. 4,3 und öfter). Die Widerchristen bekannten weder, dass Jesus sei der Christ, noch dass derselbe Jesus vor seiner Menschwerdung die Gestalt göttlichen Wesens gehabt habe. Beides umfasst der Apostel bewundernswert mit einem Wort, wenn er sagt: jene leugneten, dass Jesus Christus sei in Fleisch gekommen. (Drei Redewendungen findet man über Jesu Herabkunft zu den Menschen: Kap. 4,3: Er ist in Fleisch gekommen, Kap. 5,6: Er kam durch Wasser und Blut, 2. Joh. 7: Er kommt in Fleisch.) Mit Ausnahme der Socinianer konstatieren daher alle frommen und gelehrten Ausleger mit Recht, dass in diesem Brief Jesu wahre Gottheit und wahre Menschheit gelehrt werde.

Dass die Widerchristen Jesum leugneten, geschah daher, dass sie sein Fleisch, d. h. seine Ankunft im Reich des Todes, der Sünde, der Finsternis zurückwiesen. Der Ausdruck: Jesu sei in Fleisch erschienen, besagt etwas anderes als nur, dass er Mensch geworden sei. Denn das Wort „Fleisch“ ebenso wie „Welt“ bezeichnet etwas Beflecktes und Verdorbenes, ein des Messias völlig unwürdiges Gebiet.

⁶ So auch Weiß, Bibl. Theol. S. 753.

⁷ Über das Wort Widerchrist vergl. Cremer, Wörterbuch.

Dieses aber, dass er gekommen sei in Fleisch (oder was uns ebenso in der sehr geplagten Stelle enthalten zu sein scheint: durch Wasser und Blut), wollten die Widerchristen nur aus dem Grund nicht glauben, weil sie bestrebt waren, Fleisch und Welt und die gesamte irdische Unreinigkeit des Leibes zu meiden. Wenn wir auch aus dem Brief des Johannes nicht deutlich nachweisen können, dass die, welche er Widerchristen nennt, zur Wiedergeburt des Geistes eine Reinigung des Leibes für nötig gehalten haben, so ist doch wahrscheinlich, dass sie die allgemeine, zu allen Zeiten verbreitete Anschauung von der Ertötung des Leibes billigten. Sehr wahrscheinlich nahmen sie aus dieser Ursache Anstoß an der menschlichen Natur Jesu Christi.

Dass aber die Widerchristen, obgleich den verwerflichsten Irrtümern verfallen, gleichwohl sich ihrer Gemeinschaft mit Gott, ihrer Erkenntnis desselben, ihrer Liebe und ihrer Tugenden zu rühmen pflegten, können wir aus allen den Stellen, wo Johannes ihrer einige sprechend einführt, leicht nachweisen. Erstlich zielt das wiederholte „wenn wir sagen“ K. 1 auf die falschen Brüder, welche gegen die Reinigung, die in Christi Blut bereitet ist, ihre eigene Heiligkeit ausspielten. Ebenso erklären wir jenes: „ich habe ihn erkannt“ (2,4). Kurz: „in Gott zu sein“ (2,6), „in seinem Licht“ (2,9), „vor seinem Angesicht“ (4,12), „im ewigen Leben“ (5,12), behaupteten diejenigen zu sein, die von Gott vollständig los waren.

Um daher die Widerchristen, die das Dasein des wahren und einigen Gottes leugneten, zu widerlegen, disponiert Johannes in seinem Brief so, dass er zuerst handelt von *Gott als einem reinen und klarsten Licht* (1,5–2,29), in dem keine Finsternis ist, so weit entfernt, etwas zu enthalten, das die Widerchristen missbilligen und tadeln könnten, dass im Gegenteil aus ihm durch Christum für uns die Wahrheit selbst erschienen ist; zweitens spricht er von *Gott als dem Pfleger der Gerechtigkeit*, als der (2,29–3,18) alle Verheißungen genau und völlig erfüllt und alles durch Christum Verkündete genau einhält, so dass die Vorwürfe der Widerchristen, Gott sei gleichsam ungerecht, hinfällig und völlig abgeschmackt sind; zuletzt handelt er von *Gott als der Liebe* (3,29–5,5): in ihm, sagt er, sei die höchste Liebe, und diese werde durch Sendung und Hingabe seines eingeborenen Sohnes ins Fleisch allen Menschen herrlich, vollkommen, göttlich offenbar.

Diesen ganzen Abschnitt schließt der Apostel so ab, dass er ähnlich wie zu Anfang die klarsten und einleuchtendsten Zeugnisse der christlichen Wahrheit aufzählt.

Eine ausgezeichnete Rechtfertigung Gottes gegen die Widerchristen haben wir in dem Brief.

Dass aber unsere bisherige Untersuchung richtig ist, wird durch den letzten Vers bestätigt, welcher lautet: „Kindlein, habt euch gehütet vor den Götzen.“

Wir sehen hier, wie ein vorsichtiger und sorgfältiger Ausleger, wie Düsterdieck, irrt, wenn er bei Erklärung „der Götzen“ den Apostel „mit einem letzten, flüchtigen Wort“ vor einer Versuchung warnen lässt, von der in dem ganzen Brief fast kein Wort gesprochen sei. Wenn dem so wäre, so würde der Apostel, nachdem er kurz zuvor über die nach Düsterdieck von den Widerchristen begangene Todsünde und über die von den Widerchristen geleugnete wahrhaftige Gegenwart in Christo gehandelt hat, gegen Ende des Briefes einen völlig neuen und fremden Gedanken anfügen. Vergebens aber sucht Düsterdieck seine Meinung glaubhaft zu machen, indem er über die aus dem Heidentum drohenden Gefahren spricht; denn davon wird in dem Brief nicht geredet. Es ist also V. 21 „ein abrupter Schlussvers“, von dem zweifelhaft ist, ob ihn Johannes geschrieben, wenn nicht Beda mit Recht meint, er beziehe sich auf verderbte Glaubenssätze der Ketzer, worin Ricli, Sander, Huther mit ihm übereinstimmen, die den Sinn dieses Verses weiter fassen. Daher ermahnt Zwingli mit vollem Recht die im wahren Glauben und der Erkenntnis des einigen Gottes Unterwiesenen,

sich nicht nur vor den falschen Aposteln und Betrügern zu hüten, sondern vor allem und jedem, das von der wahren Erkenntnis Gottes und seines Christus ablenken kann.

Denn eben durch ihre ausgebreitete falsche Lehre von Gott richteten die Widerchristen Bilder erdichteter Götter auf, und waren damit Bilderdiener. Besser und schärfer kann Johannes die Werke der Widerchristen nicht zeichnen, als wenn er ihnen die Schande eines solchen Wortes anheftet. Er bleibt sich darin selbst getreu, denn er befließigt sich allenthalben einer scharfen und treffenden Redeweise. Der gewöhnliche Gebrauch des Wortes „Götzenbild“ findet sich auch Eph. 5,5; Kol. 3,5; Apok. 2,14 und 20.

Wie nun der Apostel die Liebe Gottes im ganzen Brief predigt, so ermahnt er auch eindringlich zur Pflege der christlichen Bruderliebe. Und warum lehrt er, dass aus der Liebe Gottes wie aus einer reichen Quelle stets die Bruderliebe hervorströmen müsse? Doch wohl, weil er mit großem Schmerze erkannt hatte, dass mit Aufhebung der Liebe Gottes durch die Widerchristen zugleich auch der Eifer der Bruderliebe in der Gemeinde erschlaffte. Er sieht die Gemeinschaft der Brüder getrennt und die Gefahr des Hasses und gegenseitiger Verachtung drohen. Denn da die Widerchristen diejenigen, welche die apostolische Lehre eifrig bewahrten, voll Hass verfolgten und selbst den ersten Rang in der Gemeinde einzunehmen beabsichtigten, bot die einst blühende und durch das Band der Liebe verbundene Gemeinde schon den kläglichen Anblick einer zerstreuten Herde dar. Vgl. 3. Joh.

Mithin sind von größter Bedeutung die beiden Worte: „Bleibt in Gott“ und „Bleibt in der Liebe“.

Festzuhalten ist, dass diese verderblichen Werke der Widerchristen (1. Joh. 3,12; 2. Joh. 11; 3. Joh. 11) nicht für so seltsam und unerhört gehalten werden dürfen, dass es zum Verständnis des Briefes nötig wäre, unter Übergehung der Bescheidenheit und Einfachheit der apostolischen Gemeinden, aus andern Zeiten und Gemeinden etwas herbeizuziehen. Im Gegenteil lässt sich bedeutend leichter, als man gewöhnlich annimmt, dartun, dass diese Lehre der Widerchristen in der Kirche selbst entstanden ist. Es gab nämlich Leute in der Gemeinde, denen die Lehre vom Bekennen der Sünden und deren Vergebung durch Christi Blut Anstoß bereitete, da sie ihre Sünden weder fühlten noch bekannten. Bald verachteten sie den zu den Menschen „als Versöhnung der Sünden“ herabgekommenen Christus, folgten einer andern Lehre, als der überlieferten, suchten sich eine Sekte zu bilden, konnten der frommen Brüder ermahnende Worte nicht ertragen, kurz, sie stürzten sich in Hass Gottes und der Brüder. Dass dies alles in dem engen Kreis der Gemeinde geschehen konnte, geht aus des Johannes übrigen Briefen hervor, so dass wir ein genaues Bild der Irrtümer und eine anderswoher genommene Charakterisierung derselben leicht entbehren können.

In dem Brief werden deutliche Hinweise auf Cerinth und die Ebioniten sowie auf die Gnostiker, die in der Folgezeit blühten, nicht gefunden. Ja es bleibt zweifelhaft, ob die Widerchristen eine Art Doketismus⁸ gelehrt haben. Johannes lässt nirgends das Bild eines irgendwie ausgebildeten Gnostizismus durchblicken. Seine Polemik geht nur gegen eine doketische Christologie, und selbst diese scheint noch ganz roh gewesen zu sein, weil der Apostel sich damit begnügt, einfach die Wirklichkeit der Erscheinung Christi im Fleisch zu behaupten. (Düsterdieck, Einltg. XCIV. Ähnlich Bleek, Einl. p. 590.)

Der Brief hat eine Eigentümlichkeit, über die wir noch kurz reden müssen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass die in der so verwirrten Gemeinde von der Lehre der Widerchristen angefochtenen wahrhaft Gläubigen den *Apostel um Merkmale baten, an denen die Widerchristen zu erkennen seien*. Vor allem um diese Merkmale anzuzeigen, hat Johannes den Brief geschrieben. Daher die wiederholte Wendung: „daran erkennen wir“ 2,3 u. 5; 3,16.19.24; 4,2 u. 13;

⁸ „Doketismus“ bezeichnet die Irrlehre, dass Jesus, „das Wort“, nur einen Scheinleib gehabt habe.

oder „daraus erkennen wir“ 4,6; oder „darin ist offenbar“ 3,10; daraus verstehen sich Wendungen wie: „jeder, der da leugnet“ 2,23; „jeder, der da tut“ 2,29; 3,4; „jeder, der da bleibt“ 3,6; „ein jeder, der geboren ist“ 3,9; 5,4; „ein jeder, der da glaubt“ 5,1; „ein jeder, der da bleibt“ 4,7. Hieraus wird der scharfe Unterschied klar zwischen dem „wir“ und „sie“ Kap. 4, zwischen denen, die aus Gott sind, und denen, die nicht aus Gott sind; hieraus erklärt sich die Schärfe und der Ernst der Rede, welche dem Zweifel keinen Raum lässt und der Flucht keinerlei Ausweg öffnet; hieraus endlich auch die göttliche Kürze und Klarheit der Worte.⁹

Mit einem jeden Wort fast scheint der Apostel nachdrücklich darzutun, *dass es seine Aufgabe sei, die Widerchristen klar abzumalen, den Glauben aber und die Liebe der Gläubigen zu stärken.*¹⁰

Wir hoffen, da wir nunmehr in die Lage der Gemeinde genügend Einblick gewonnen haben, zu einer richtigeren Feststellung des Begriffs „Sünde“ kommen zu können, als es gewöhnlich geschieht. Denn aus Lage und Stand der Gemeinde selbst, wie sie damals war, ist dieser Begriff zu entwickeln.

So ist nun „*die Sünde*“, um zum Gegenstand unsrer Untersuchung zu kommen, nichts anderes, als die *Ungerechtigkeit* der Widerchristen und ihrer Anhänger gegen Christum und die christlichen Brüder, und die *Verletzung desjenigen Gebotes*, welches in Christo enthüllt Glauben und Liebe befiehlt. *Sündigen ist „nicht bleiben in Christo“*, bei dem einmal angenommenen Glauben, in der einmal eingegangenen Gemeinschaft, kurz aus Glauben und Liebe in Unglauben und Hass verfallen. Somit haben „Sünde“ und „sündigen“ die eigentümliche Bedeutung, die aus dem ganzen Stand der Gemeinde notwendig folgt.

Daher schreiben wir über unsre gesamte Abhandlung ein Wort des Johannes aus dem zweiten Brief: „Jeder, der übertritt und nicht bleibt in der Lehre des Gesalbten, er hat keinen Gott“ – in diesem Wort sind der Begriff der verachteten Lehre und der Begriff der Sünde mit der einen Bezeichnung: „*übertreten*“ verständlich und geistvoll mit einander verbunden.¹¹

Kapitel 2. – Definition von „Sünde“.

Die Überschrift, welche diesem Teil unsrer Abhandlung gegeben ist, stammt mehr aus dem Sprachgebrauch der Gelehrten, als aus dem Sinn und der Redeweise des Apostels, der trotz seiner klaren und genauen Ausdrucksweise Formulierungen und Definitionen nicht liebt.

⁹ „Seine krystallene Heiterkeit“, wie Steinhofer Erkl. d. Br. S. 29 sagt.

¹⁰ „Er hat im Angedenken, was er ihnen schon mündlich erklärt hatte, und will es jetzt mit eisernen oder demantenen Haken in ihr Gemüt und Herz anheften.“ Steinhofer S. 35.

Wenn sich die alte Aufschrift „an Jungfrauen“ auf diese bezieht, so hat sie einen feinen und des Johannes würdigen Sinn. Kap. 3,3.

¹¹ Ebenso, wenn die überlieferte Lesart παραβαίνων mit Lachmann und Tischendorf nach A. B. cod. Sin. und alten Übersetzungen: praecedit, procedit bekämpft wird und πᾶς ὁ προάγων gelesen wird, muss man in diesem Wort προάγων den wahren Begriff der Sünde finden; derselbe bezeichnet nämlich: „ein Vorgehen in der Lehrbildung, mit welchem das Bleiben in der Wahrheit nicht besteht, jenen falschen Fortschritt, welchen Paulus als Streitfragen und Schulgezänke charakterisiert (Düsterdieck).“ Οἱ προάγοντες ἀντίχριστοι und deren Schüler waren nicht ἀκολουθοῦντες τῇ διδαχῇ τοῦ Χριστοῦ (Matth. 21,9) und gerade hierin also Sünder und Abgefallene.

Die evangelischen Dogmatiker¹² pflegen bei der Definition des Begriffs „Sünde“ 1. Joh. 3,4 anzuziehen: „Jeder, der die Sünde tut, tut auch die Gesetzlosigkeit, und die Sünde ist die Gesetzlosigkeit.“ Bevor wir aber die Bedeutung dieses Ausspruchs erforschen, müssen wir erst die Gedankenreihe durchgehen, in der er steht.

Es ist wohl wahr, was die meisten Erklärer annehmen, dass Kap. 2,29 eine neue Gedankenreihe ihren Anfang nimmt, die bis Kap. 3,18 reicht; dennoch aber kann ich Erdmann nicht zustimmen, wenn er sagt: Es ist offenbar, dass zwischen Vers 28 und 29 kein Zusammenhang besteht, und dass der Gedanke V. 29 völlig verschieden sei von dem Gedanken V. 28.

Der Gedankengang des Apostels entwickelt sich nämlich so: Zunächst ermahnt er Kap. 2,28 seine Kindlein, zu verharren bei dem Sohn Gottes, welcher durch das von Anfang gehörte Wort (V. 24) und die den Menschen gegebene Salbung verbunden sei mit der Gemeinde. Dann hält er ihnen die Notwendigkeit dieses *Verharrens* mit der Verheißung vor, es würden allein die Beharrenden *das* Vertrauen und *die* Freudigkeit haben, welche bei der Erscheinung Jesu Christi nicht zuschanden werden. Nun stehen die folgenden Worte mit den vorhergehenden durchaus nicht in Widerspruch, im Gegenteil wird aus der Gewissheit der Erscheinung Christi am jüngsten Tag der Schluss gemacht, dass *Gott* (den von da an der Apostel als mit dem Sohn aufs engste verbunden hinstellt¹³) gerecht sei. Denn ohne Verletzung der Gerechtigkeit hält er, was er versprochen hatte, indem er die letzte Offenbarung Christi mit ihrem vollen Heil für die Gläubigen kommen lässt. Da uns die große Hoffnung beseelt, dass Christus wiederkommen wird, so ist offenbar, dass Gottes Gerechtigkeit wahr und makellos ist: „Wenn ihr wisst, dass er gerecht ist.“

Gottes Gerechtigkeit bezeichnet in dem ganzen Brief nicht etwa nur sein völlig gesetzmäßiges Handeln, sozusagen abstrakt aufgefasst, sondern sie muss überall beleuchtet werden durch die enge Verbindung, die zwischen ihr und der Offenbarung Gottes in Christo und den durch diesen gegebenen Verheißungen besteht. Wenn man das nicht erkennt, kann der Begriff „Sünde“ nicht richtig erklärt werden. Da Gott Kap. 1,9 *treu* und *gerecht* genannt wird, weil er den Geständigen die Sünde erlässt, so beweist seine *Gerechtigkeit*, dass der christliche Glaube und das Evangelium wahr seien und damit auch die Vergebung der Sünden voll gewiss.

Wie der Apostel von dem Licht, das Gott selbst ist, und über seine vollkommene Liebe nicht abstrakt und unbestimmt handelt, vielmehr so, dass sie durch die *Offenbarung Jesu Christi* ihre Erklärung empfangen, ebenso spricht er auch von der *Gerechtigkeit Gottes*.

Wenn wir aber erkannt haben, *dass Gott gerecht ist*, so steht auch das fest (Johannes gebraucht die Indikativform *γινώσκετε* gemäß der bestimmten Redeweise): „dass jeder, der die Gerechtigkeit tut, aus ihm geboren ist.“ Der Apostel schreibt nämlich das: „ihr erkennt, dass jeder, der aus Gott

12 Heppe, Dogmatik des deutschen Protest. Locus 7: die Sünde Abfall oder ein Hinüberneigen oder eine Handlung, die gegen Gottes Gesetz streitet. Ebenderselbe in der Dogmatik der ev. ref. Kirche p. 231, wo sich alle Erklärungen von „Sünde“ auf jenes Wort „Gesetzlosigkeit“ als auf ein Fundament stützen. Auch bei den Vätern wird dies Wort wieder und immer wieder angewandt. Sünde ist Vergehen oder Tat oder Gedanke gegen das Gesetz. August. lib. 22 contra Faust. c. 27: „Was ist die Sünde anders, als Übertretung des göttlichen Gesetzes und Ungehorsam gegen die himmlischen Befehle.“ Ambr. lib. de Parad. c. 8. „Über die verschiedenen Worte zur Bezeichnung der „Sünde“ bei Hebräern, Griechen und Römern handelt trefflich Vilmar (Theol. Moral S. 123 ff.). הַטָּאָה, ἀμαρτία ursprünglich wohl: in den Händen halten, in späterer Zeit: fehlschießen, das Ziel verfehlen, peccatum Übel, hängen gewissermaßen untereinander zusammen; Außerdem können פֶּשַׁע (rebellio), מַעַל (praevaricatio), מַגֵּד (defectio), nefas, φραυδῶν der Gothen (*darüber hinaus Gewirktes*), hier verglichen werden.

13 Harduin sagt richtig: „Aus diesen und ähnlichen Worten dieser Epistel muss offenbar geschlossen werden, dass Johannes bestimmt lehrt, Christus sei der höchste Gott und kein anderer Gott außer Christo, wenn er, was dem höchsten Gott zukommt, Christo zuteilt, und wiederum Gotte, was Christo eigentümlich ist.“ – Daher haben die Erklärer vergeblich Gott Vater von Christo überall klar zu unterscheiden gesucht; denn es ist nicht wahr, dass „ἐκεῖνος“ (jener) nur Christum bezeichne.

geboren ist, die Gerechtigkeit tut“, nicht in der Absicht, dass damit gesagt werde, die Heiligkeit des Lebens fließe aus der göttlichen Geburt, sondern dass der göttliche Ursprung aus der Heiligkeit des Wandels gefolgert werden müsse, was sich aus der polemischen Art des Vortrags erklärt. Was heißt aber: „die Gerechtigkeit tun?“ Die griechischen Erklärer legen mit Recht Gewicht auf die feierliche Redeformel, indem sie sagen, durch sie werde ein ganz in Gerechtigkeit verbrachtes Leben bezeichnet. Uns scheint sie sich zu beziehen auf solche Werke der Gerechtigkeit, die eine innere Gemütslage offenbaren.¹⁴ Ich kann hier denen nicht zustimmen, welche die erlangte Gerechtigkeit im allgemeinen Sinn verstehen als eine Nachahmung des gerechten Gottes, die sich in gerechten Werken ausweist, was aus der göttlichen Geburt hervorgehen müsse. Im Gegenteil, wenn wir nicht in Widerspruch mit dem ganzen Brief geraten wollen, müssen wir daran festhalten, *dass derjenige Gerechtigkeit tut*, der in der Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes und in der brüderlichen Liebe verbleibt. Da Gott gemäß seiner Offenbarung in Jesu Christo durch seine allgütige Treue und gnadenreiche Wahrhaftigkeit *gerecht ist*, erkennt er *den allein* als Nachahmer und Schüler seiner Gerechtigkeit an, welcher *kein Genosse der Widerchristen*, dieselbe göttliche Gerechtigkeit, die die Menschen rettet, durch Glauben und Werke sich zu eigen und nicht durch Unglauben und Verachtung *hinfällig macht*. *Ungerechtigkeit tut der*, welcher die heilsame Gerechtigkeit Gottes in Christo verderbt, indem er Christum leugnet und verlässt; *Gerechtigkeit tut der*, welcher die ihm dargereichte Gerechtigkeit Gottes so mit Herz und Hand annimmt, dass er Lehre und Werke der Verführer von sich fern hält.

Die größte Schwierigkeit für das richtige Verständnis des ersten Briefes Johannis scheint darin zu liegen, dass alle V. 29 ähnlichen Aussprüche über die Heiligkeit und Reinheit der aus Gott Geborenen durchaus zu weit gefasst werden, während der Apostel von keiner andern Gerechtigkeit und Heiligkeit spricht, *als von der, welche sich in der gläubigen Verbindung mit Christo und den christlichen Brüdern ausweist*.

Dies zugegeben lässt sich für alles, was der Apostel über die der göttlichen Heiligkeit ähnliche Heiligkeit der Gläubigen sagt, ein dem Evangelio gemäßer Sinn finden, der dem Leben der Gläubigen nicht widerspricht.¹⁵

Von der V. 29 ins Gedächtnis gebrachten göttlichen Abstammung geht der Apostel zur Verherrlichung der Liebe Gottes über, die sich darin zeigt, dass wir mit dem Namen „Kinder Gottes“ genannt werden Kap. 3,1. Da aber der Apostel stets so redet, dass er mit entgegenstehenden Anschauungen handelt, so folgert er sofort aus unserm göttlichen Ursprung und Namen, dass es der Gott entfremdeten Welt unmöglich sei, Gottes Kinder zu erkennen.

Und mit diesem Wort meint er nicht die Welt außerhalb der Kirche, sondern diejenigen, welche bei ihrer Unkenntnis von Gott die wahrhaft Gläubigen in der Gemeinde selbst verfolgten. Indessen der Hass der Welt, welcher hier aus dem verworfenen und niedrigen Stand der Kinder Gottes entsteht, kann die Hoffnung der Abstammung nicht aufheben, im Gegenteil wissen wir sicher, dass wir Gott, wenn er sich uns in seiner zukünftigen Herrlichkeit sichtbar offenbaren wird, ähnlich sein werden.

Und welch ein Lohn des Glaubens wird uns in dieser Hoffnung gezeigt!

¹⁴ Ὁ ποιῶν τὴν δικαιοσύνην entspricht dem Worte des A. Test. Ps. 15,2: פִּעַל צַדִּיק.

¹⁵ Auch im A. T. hat jenes „ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig“ engste Verbindung mit dem auf Opfer gestützten Bund. Wenn das Wort des Johannes, „wie jener heilig ist“, von der absoluten Heiligkeit Gottes erklärt wird, darf man nicht einmal in der seligen Ewigkeit eine solche Übereinstimmung des Wesens hoffen, weil nicht „das gleiche“, sondern nur „das ähnliche“ von Johannes selbst verheißen wird.

Wer daher seine Hoffnung auf Gott gesetzt hat, hält sich rein (keusch), so wie auch jener rein ist. V. 3 (keusch ist).

Ob das Wort „jener“ Christum oder Gott Vater bezeichnet, lassen wir unter Johannes Führung unentschieden, uns liegt mehr an der Frage, was der Apostel unter „sich reinigen“ (keusch machen) versteht.

Ἀγνεία ist die keusche Art des Handelns und Wandeln, unbefleckt von Schmutz und Unrat. Ἀγνίζειν ἑαυτόν ist also „sich selbst keusch und rein erhalten“.

Ähnlich wird von dem aus Gott Geborenen Kap. 5,18 gesagt: τηρεῖ ἑαυτόν (auch φυλάσσει ἑαυτόν K. 5,21), d. h. „er bewahrt sich selbst“, und an diesem Ort wird hinzugefügt, dass ihn der Verderber nicht anrühre. Sich selbst bewahrend beweist sich auch keusch der aus Gott Geborene. Daher ist „sich selbst bewahren“ nach K. 5,18 aus der ganzen Gedankenreihe dasselbe, als „die Todsünde der Verführer fliehen und im Stand der Gotteskindschaft glaubend zu bleiben und unter rechter Bewahrung des Wortes Gottes sich ebenso selbst zu bewahren“. („Das Wort bewahren“ und „sich selbst bewahren“ hängen eng zusammen.) „Sich keusch erhalten“ und „sich bewahren“ entsprechen sich so, dass ersteres dem Begriff des sich Bewahrens noch den Begriff der äußeren Keuschheit beifügt, welches sich im Leben dessen offen zeigt, der sich bewahrt.“¹⁶

Noch richtiger werden wir sehen, was „sich keusch halten“ bedeutet, wenn wir fragen, warum Gott „keusch“ genannt wird. Es ist aber die Keuschheit Gottes die reinste und fleckenloseste Liebe in Christo, welche, von allem Schmutz fern, nicht nur die Hoffnung gewährt, dass sie uns einst erscheinen wird, sondern auch bewirken will, dass wir Ähnlichkeit mit ihm haben und sein Bild tragen. So erscheint Gott „keusch“ in seiner Erscheinung, die er verheißt und die er zur Wahrheit werden lässt, da er uns heilig mit ewiger Liebe liebt, heilig uns ihm ähnlich macht.¹⁷ Der Begriff „der Keuschheit“ ist aus dem Begriff der von Gott mit uns eingegangenen Gemeinschaft zu erklären, seine Reinheit und Keuschheit bezeichnend,¹⁸ wie sie auf dem mit uns geschlossenen Ehebund beruht.

Aber wie sollen wir diese Keuschheit Gottes nachahmen? Sicherlich so, dass wir den Umgang und die Befleckung derer fliehen, welche Gottes Keuschheit mit ihren Lügen beflecken und besudeln.

„Sich selbst keusch halten“ ist: die ehebrecherische Lehre der falschen Propheten und ihre unreinen Werke verachten und so weit als möglich von sich selbst fern halten, was durch alle andern Stellen heiliger Schrift bestätigt wird, in denen ermahnt wird, unsre Keuschheit durch Flucht vor den Götzen und den Verführern zu bewahren. Die Widerchristen aber, deren Hoffnung, Gott zu schauen, bei ihren verbreiteten Irrtümern gänzlich dahin war, befleckten und verletzten Gottes Bund mit der Gemeinde, deshalb war es Pflicht aller Gläubigen, die in Gottes keuscher Liebe ruhten, sich selbst von der Gemeinschaft jener mit Furcht und Zittern zu trennen, und durch ihre Lehre und Werke Gottes Keuschheit und Reinheit zu verherrlichen. (Vergl. das paulinische „sich reinigen von diesen“ ἐκκαθαίρειν ἑαυτὸν ἀπὸ τούτων).

Nun folgen die Worte, in welchen nach unsrer obigen Behauptung der Begriff „Sünde“ erklärt ist.

16 Vergl. Jak. 1,27 und 1. Petr. 1,22; in Petri Worten ist die Summa des 1. Br. Joh. enthalten.

17 Passend ist diese Benennung der Heiligung nach der Erwähnung des Sehens, das durch Reinheit ergötzt. Bengel.

18 Kein schändlicheres Verbrechen kann erdacht werden, als mit verruchter Treulosigkeit den Ehebund zu verletzen, welchen mit uns einzugehen der eingeborene Sohn Gottes uns gewürdigt hat. Calvin Institutio 1559 lib. IV. 10. Dieselben Gedanken sind in den Büchern: „De fugiendis impiorum illicitis sacris“, „De vitandis superstitionibus“ hie und da zerstreut.

Wir sind überzeugt, dass der Apostel mit den Worten: „jeder, der da tut usw.“ solche Menschen tadelt, welche die Gott ähnliche Keuschheit des Lebens aufgaben und durch Unreinheit der Lehre und des Wandels *die Sünde taten*. „Der sich keusch haltende“ und „der die Sünde tuende“ werden gegenüber gestellt, als deren einer dem andern entgegen ist. So kann denn mit Zuziehung des Begriffs „Keuschheit“ der Begriff „der Sünde“ als deren völliges Gegenteil entwickelt werden.

Aus dem ganzen Gedankengang finden wir, dass V. 4 dem Begriff Sünde die Bedeutung gibt, dass ihr einmal das „die Gerechtigkeit tun“ und „sich keusch halten“ gegenübersteht, welches evangelisch erklärt werden muss, sodann aber auch Gottes Gerechtigkeit, Liebe und Keuschheit, wie sie in Christo für Sünder offenbar geworden sind.

Vor allem ist zu fragen, was der Apostel unter „Gesetzlosigkeit“ (Luther: Ungerechtigkeit) versteht. Es ist nicht nur der Zustand, in dem jemand *ohne* Gesetz ist (Gesetzlosigkeit), sondern auch der, in dem jemand *gegen* das Gesetz ist (Gesetzwidrigkeit).¹⁹ Der „Gesetzlose“ lebt also ohne und gegen das Gesetz. Welches Gesetz aber hält Johannes durch die Sünde verletzt? Einige, wie Ökumenius, Scholastikus II, Beda, de Wette meinen, das allgemeine Sittengesetz, andere, wie Hilgenfeld, das mosaische Gesetz. Über dies Gesetz wird aber in dem Brief nichts gelehrt, sondern es ist die Rede von dem *einen Willen Gottes*, der in Ewigkeit bleibt, von dem *einen Gebot Gottes*, darin der Glaube an Jesum Christum und Bruderliebe untereinander geboten wird (2,7; 3,23 usw.), von der *einen Botschaft*, welche die Menschen Liebe lehrt (3,11), kurz von dem *einen Wort*, das von anbeginn der Gemeinde gepredigt ist (1,10; 2,5.7.24). Ein in verschiedene Teile zerfallendes Gebot bleibt es doch dasselbe (2,4; 3,23; 5,2-3; cf. 3,24).

Diese Gebote werden „nicht schwer“ genannt, weil sie erfüllt werden durch die Liebe, welche das angenehmste und leichteste ist. Dass darin auch „das vor Gott gefällige“ (3,22) enthalten ist, ist klar. Wer dem folgt, der wird mit Gott so verbunden, dass Gott in ihm und er in Gott ist (3,24), und er zugleich die Wahrheit, die höchste Liebe Gottes, Licht, kurz jegliche Erkenntnis der göttlichen Dinge erlangt. Daher wird aus einem Leben nach Gottes Geboten am besten erkannt, dass jemand aus Gott geboren ist (2,3).

Somit ist jenes „Gesetz“ bei Johannes das göttliche Gesetz, welches, durch Jesum Christum offenbart, das mosaische Gesetz erfüllt und vor allem fordert, dass der angefangene Glaube bewahrt und die brüderliche Liebe nicht unterlassen werde. So auch Lücke, Düsterdieck u. a. *Dieses Gesetz* verletzt, wer immer eine Sünde begeht (cf. 2. Petr. 2,21; Hebr. 8,6).

Um zum einzelnen zu kommen, so muss der Artikel „die“ (nämlich Sünde) nicht nur aus des Johannes Sprachgebrauch, sondern auch aus der bestimmten Natur der Sünde, welche er in jener Gemeinde getadelt hatte, entwickelt werden. Über den Zusammenhang von „Sünde“ und „Gesetzlosigkeit“ haben die Erklärer sehr abweichende Ansichten. So sagt Luther, „Unbilligkeit, das ist die Sünde, welche der begeht, der seinen Nächsten beleidigt.“ Ihm gilt also nicht jede Sünde als „Unbilligkeit“. Ebenso mehrere Alte, welche „die Gesetzlosigkeit“ als Frucht der Sünde fassen. De Wette glaubt, „die Gesetzlosigkeit“ habe einen genaueren und gewichtigeren Begriff, wenn er erklärt: eigentliche Verbrechen, Laster, gesetzwidrige Handlungen, zu welchen die Sünde wegriß. Andere vergleichen „die Gesetzlosigkeit“ mit dem Begriff „Ungerechtigkeit“, indem sie denselben als „Unbilligkeit“ fassen. Ähnlich nehmen einige auf die Bedeutung von Gesetz in dem Wort „Gesetzlosigkeit“ keine Rücksicht, indem sie der Septuaginta folgen, welche „Gottlosigkeit“ übersetzen. Baur meint, das Heidentum sei damit bezeichnet, Sander, der Begriff Sünde werde gerade hier definiert.

¹⁹ Vgl. bei Paulus: „ohne Gesetz sündigen Röm. 2,12. Xenoph. Mem. 1,24 stellt „Gesetzlosigkeit“ gegenüber „der Gerechtigkeit“. So bei Paulus 2. Kor. 6,14; 1. Tim. 1,9 „dem Gerechten – den Gesetzlosen“.

Der Apostel geht, wenn er „die Sünde“ auch die „Gesetzlosigkeit“ nennt, offenbar darauf aus, nicht nur den Begriff „Sünde“ zu erklären, sondern auch im Hinblick auf Leute, welche ohne alles Gefühl und ohne alle Furcht unter dem Schein von Frömmigkeit die schwersten Sünden trieben, den Begriff der Sünde so auszudehnen und zu verstärken, dass er Sünde auch Verletzung des Gesetzes nennt.

Und sicherlich hätte der Apostel im Brief seinen Lesern nicht also die Gebote anbefohlen, wenn er nicht gesehen hätte, dass dieselben in der Gemeinde verletzt und befleckt wurden. Daher sagt er, die Sünde sei Verachtung und Verletzung des heiligen Gesetzes, welcher die Strafe des erzürnten Gottes folgen müsse. „Eine frevle Ausrede nimmt der Apostel denen, welchen der Name Sünde kein Gewicht zu haben scheint“ (Calvin). Gewissermaßen recht hat Harduin: „Jeder, der von der Gott und Christo gelobten Treue abfällt, begeht auch Götzendienst, denn Abfall vom Glauben ist Götzendienst.“ Richtig sagt auch Bengel: Gesetzlosigkeit klingt besonders für die, welche Gottes Gesetz und Willen hoch achten, etwas schrecklicher als Sünde, um so mehr, wenn die Irrlehrer sich des mosaischen Gesetzes rühmten.

Zweifellos sind „Sünde“ und „Gesetzlosigkeit“, wenn wir den polemischen Charakter des Briefes vergessen und nur nach Schulgebrauch und nach dogmatischer Redeweise gehen, nicht so verschieden, dass der Gedanke erweitert würde, sie haben vielmehr den gleichen, nur verschieden ausgedrückten Sinn. Gesetzlosigkeit ist dasselbe wie Sünde, letztere wird eben (seiner allgemeinen Bedeutung nach heißt das griechische Wort für Sünde „ein Verfehlen des Zieles“, ein Abirren) vor dem Maßstab des Gesetzes zur Gesetzlosigkeit. Daher hat Lücke recht: 5,4 beruht auf der formellen Verschiedenheit und der wesentlichen Einerleiheit der Begriffe Sünde und Gesetzlosigkeit.

Weil aber der Apostel diejenigen widerlegen will, welche nicht zugeben, ihre Sünde sei Verletzung des Gesetzes, so versichert er, Sünde sei Übertretung des Gesetzes, um so darzutun, die Widerchristen und ihre Schüler seien Gesetzlose und Gesetzwidrige. Die Widerchristen, die sich 4,20 brüsteten, Liebhaber Gottes zu sein, obgleich sie die Offenbarung der Liebe Gottes in Christo leugneten, wollten nicht zugeben, dass sie das Gesetz verletzt hätten. So wird jenes erste „und“ in Vers 4 richtig verstanden werden.

Mit den Worten: „Und die Sünde ist die Gesetzlosigkeit“ bestätigt der Apostel den eben ausgesprochenen Satz und bestärkt ihn, sodass er immer und immer wieder daran erinnert, Sünde sei Übertretung des Gesetzes. Das andere „Und“ ist die einfache der Würde der Rede angemessene Satzverbindung. Die vor dem Wort Sünde den Artikel streichen, oder die das Prädikat zum Subjekt machen (Köstlin: Die Gesetzwidrigkeit ist Sünde) verstehen weder, was der Apostel sagen will, noch die Wucht der Stelle. Den falschen Propheten und ihren Schülern, die gegen die Liebe Gottes und die Bruderliebe sündigten, entzieht Johannes den Schein der Frömmigkeit und den Ruhm des Gehorsams gegen das Gesetz, womit sie prahlten, indem er nachweist, dass das Gesetz Gottes durch ihre Werke beseitigt werde. Sander und Erdmann halten dafür, die Lehre der Widerchristen sei antinomistisch; wenn ich auch dies unentschieden lasse, so steht fest, dass die Irrlehrer tatsächlich durch ihren Wandel das Gesetz übertraten, rühmten sie vielleicht auch dasselbe.

Es liegt kein Grund vor noch darzutun, dass diese Erklärung von V. 4 mit V. 3 und Kap. 2,29 übereinstimmt, da die Sache klar ist. Wer sich nämlich von den Verführern rein hält, kann in ihrer Gemeinschaft nicht sündigen, und wer gegen die ungerechten Verführer Gerechtigkeit übt, gehorcht dem Gesetz durch Ausübung der Gerechtigkeit.

Aber etwas anderes ergibt sich, das wir als eine Frucht unsrer Untersuchung einheimen möchten.

Wenn der, welcher sündigt, „aus dem Gesetz heraus“ ist, so ist der, welcher nicht sündigt, d. h. in Gemeinschaft Christi und der Brüder bleibt, „im Gesetz“, er kann sagen, er befolge das Gesetz, so dass ihm, wenn er Glauben und Liebe bewahrt hat, das Gesetz nach der Lehre des Evangeliums Beistand und Hilfe ist. Es ist noch eine andere Erklärung der Sünde vorhanden, die man durch einen Schluss gewinnt.

Kap. 1,9 wird denen, die ihre Sünde bekennen, Gottes Treue und Gerechtigkeit als Grund und Quelle der Vergebung der Sünden gezeigt. Mit der Vergebung der Sünden wird in demselben Vers die Reinigung von jeder Ungerechtigkeit verbunden. Eben der, welcher vergibt, reinigt auch von aller Ungerechtigkeit. Sünde wird hier Ungerechtigkeit.

„Die Sünde ist die Ungerechtigkeit“, weil die Sünde der Gerechtigkeit Gottes, welche in Christo die Welt errettet, feindlich und widerstrebend ist.

Ohne die anderen Arten der Ungerechtigkeit zu erwähnen, tadelt Johannes besonders die Ungerechtigkeit, in welcher Glieder der Gemeinde, die einst durch Gottes Gerechtigkeit aus der Finsternis ans Licht geführt sind, Glauben und Liebe von sich werfen und so der seligmachenden Gerechtigkeit Gottes verlustig gehen.

Der Begriff Sünde wird mit der Ungerechtigkeit auch so zusammengestellt, dass wir Kap. 5,17 lesen: „Jede Ungerechtigkeit ist Sünde“. Dieser Ausspruch wird später, wenn wir über die Todsünde handeln, ausführlicher und sorgfältiger zu behandeln sein.²⁰

Kapitel 3. – Vom Ursprung der Sünde.

Wir haben oben die Gedankenreihe des Apostels bis Kap. 3,5 verfolgt. In diesem Vers spricht der Apostel es aus, die Gemeinde wisse genau und sei überzeugt, der Zweck der in Christo geschehenen Offenbarung Gottes sei kein anderer, denn dass er unsere Sünden wegnähme (die nach V. 4 dem göttlichen Gesetz durchaus widerstreiten). Das Wesen der Sünde besteht darin, dass von den Sündnern Gottes heiliges Gesetz verletzt wird. Um dieses schwerste Übel zu beseitigen, erschien Gott selbst in seinem Sohn, und dieser hat seines Amtes, die Sünden auf sich zu nehmen und zu vernichten, so trefflich gewaltet, dass er uns als frei von Sünde bekannt geworden ist.

Sünde ist nicht in ihm: nicht nur deshalb, weil er an sich der Heiligste ist, sondern weil er uns mit heiligster Liebe so umfasst, dass er alles, was zur Befestigung unseres Heils von ihm zu leisten ist, mit lauterem Sinn und aufs vollkommenste leistet. Nicht von der absoluten Heiligkeit Gottes in Christo im allgemeinen Sinn wird in V. 5 gehandelt, sondern absichtlich spricht Johannes von Gott, der keinen Teil an Sünde hat, denen gegenüber, die die vollkommene in Christo geoffenbarte Liebe Gottes leugneten und so dem Wesen Gottes Schuld und Sünde zuzuschreiben wagten. Daher wird an dieser Stelle über Gottes Heiligkeit ebenso gehandelt, wie im A. T. Jehovah als *nicht* unbillig und ungerecht gegen die Feinde verteidigt wird (5. Mo. 32,4; Ps. 92,16). Wenn man die ernste Ausdrucksweise des Johannes: „und Sünde ist in ihm nicht“, und die folgenden Worte prüft, so muss man zugeben, dass er hier eine treffliche *Rechtfertigung Gottes gegenüber den Verleumdern gibt*.²¹

20 Dann erst, wenn wir in das Herz des Apostels blicken, wie er nicht mehr die alte Liebe erfährt, wenn wir den Schmerz der wahren gläubigen Brüder fühlen, welche von den falschen Brüdern zurückgestoßen wurden, wenn wir das Unrecht, das Christo von den Widerchristen geschah, erwägen, ahnen wir in etwa, was bei Johannes *Sünde* und *Sündigen* sei.

21 Johannes hat immer die Irrlehrer und ihre Sachen vor Augen, und seine Reden, welche er aus den tiefsten Gründen der Wahrheit herleitet, stehen ihnen gerade und genau entgegen, als das Licht der Finsternis; daher kann man immer merken, was er bezieht hat. Steinhofers S. 27. Steinhofers volkstümliche Auseinandersetzung übertrifft viele hochge-

Weil in Gott keine Sünde ist, so sündigt nicht, wer in ihm bleibt; wer aber sündigt, mag er auch aus der Gemeinde hervorgehen und sich brüsten, Gottes Kind zu sein, der hat dennoch Gott weder gesehen noch erkannt.

Nachdem er mit diesen Worten den Sündigenden jede Gemeinschaft mit Gott, deren sie sich rühmten, abgesprochen und ihnen ein deutliches Brandmal zur Unterscheidung der Geister aufgedrückt hat, zeigt Johannes im siebenten Vers gleichsam mit dem Finger auf die, auf welche er im ganzen Brief zielt, und auf deren Widerlegung er alle Mühe verwendet.

Die Summa der bisherigen Untersuchung hat man in V. 7: „Kindlein, dass niemand euch verführe.“²²

Nachdem so die Feinde der Gemeine aufgedeckt sind, wird die ganze Periode von 2,29 an bis hierher mit solchen Worten, die mit dem Anfang des Abschnittes übereinstimmen, nicht nur abgeschlossen, sondern auch mit denselben Worten (wer da tut die Gerechtigkeit, der ist gerecht, gleichwie er gerecht ist²³) weiter geführt, um so die folgenden Bekräftigungen anzuschließen. (Vergl. V. 7^b mit 2,29.)

Um jenes „jeder, der da tut die Gerechtigkeit, ist gerecht, gleichwie er gerecht ist“ von der entgegengesetzten Seite nachzuweisen und zu stützen, führt der Schreiber V. 8 den Teufel vor als Vater und Urheber der Sünde, die gegen die Gerechtigkeit streitet, und gelangt so zur Höhe der Untersuchung, mit der er dartun will, dass die Sünde auf jeden Fall zurückzuweisen sei.

Den Teufel, mit welchem Wort die Gott und Menschen schmähenden Künste und Werke Satans bezeichnet werden, nennt Johannes auch den „böswilligen Verführer“ deswegen, weil er vor allem den Gläubigen nachstellt und sie mit sich wegzureißen strebt (5,18; 2,13-14). In ihm ruht die Grundlage der ganzen Welt, welche diesem Verführer zugesprochen ist (5,19), d. h. in seinen Armen und Machtbereich gehalten wird, so dass alles, was in der Welt und zum Gebrauch der Welt geschieht, aus ihm, der ja die ganze Welt stützt, seinen Ursprung zieht. Daher werden durch den Teufel die Widerchristen und falschen Propheten („sie selbst sind aus der Welt“), alle gegen Gottes evangelische Wahrheit begangene Lüge, kurz jede Sünde gegen Gottes Gebot und das ganze Reich der Finsternis wider die Menschen losgelassen und von ihnen gern und mit Freuden aufgenommen und gut geheißten 4,5. Alle Geister der Verführung, so viele es sind, stammen aus diesem *einen* Geist. Kein anderer als der Teufel ist jener „Geist in der Welt“, 4,4 verglichen mit 2,13. Wir beabsichtigen jedoch nicht an dieser Stelle über das Wesen des Teufels zu verhandeln, uns nützt es mehr zu untersuchen, was jenes Wort über den Sünder bedeutet: „Er ist aus dem Teufel.“ Wir können nun Origenes, Bengel und Erdmann, welche betonen, *nicht* „geboren werden aus dem Teufel“, sondern „sein aus dem Teufel“ habe Johannes geschrieben, und daraus folgern, Johannes habe überhaupt nicht sagen können, „der Sünder sei aus dem Teufel geboren“, in keiner Weise zustimmen, weil in V. 10 die Sünder „Kinder des Teufels“ genannt werden. Daher wird den Sündern auch der Name der aus dem Teufel Geborenen (Schlangensame) gegeben werden können. Die über den Ursprung der Sünder gebrauchte Ausdrucksweise: „Sein aus dem Teufel“ ist so weit, dass sie den Begriff der Abstammung nicht ausschließt.

lehrte Kommentare.

22 Aus dieser Stelle und aus den Briefen Pauli, Petri, des Jakobus und Judas muss man schließen, dass zur Apostelzeit gewisse *falsche Propheten* waren, die unter dem Schein christlicher Freiheit alle Zügel der Nichtswürdigkeit und Schamlosigkeit schießen ließen. Nic. Hemming, Erkl. zu allen Briefen des N. T. 1571.

23 Solche Worte sind gleichsam Grenz- und Marksteine, danach alles abgezeichnet geht. Es sind evangelische Sprichwörter, welche den Ausschlag der ganzen Sache geben, und was davon zu halten ist, in einen Hauptsinn zusammenfassen. Steinhöfer S. 40.

Welcher Art ist aber der Ursprung der Sünder aus dem Teufel? Sind etwa zwei Prinzipien des Lichtes und der Finsternis zu konstatieren, aus denen Gottes und des Teufels Söhne hervorgehen? Nein, gegen diesen großen Irrtum hat die christliche Kirche immer festgehalten und gelehrt, dass Uranfang und Abstammung jeglichen Geschöpfes allein aus Gott als dem einzigen Schöpfer sei. An dieser Stelle handelt es sich aber nicht um den natürlichen Ursprung, durch welchen die Menschen Leib und Seele von Gott erhalten, sondern um die Sünder, die, „soweit sie Sünder sind“ (Augustinus), aus dem Teufel geboren sind. Wie die Abstammung der Söhne Gottes geistlich ist, durch Wort und Geist hervorgebracht, so sind jene aus dem Teufel geboren, welche aus seinem bösen Geist (was nicht das *Wesen* der Seele, sondern deren Verderben betrifft) ihren Ursprung empfangen haben.²⁴ Wenn sich auch im ganzen Plan des Briefes ein deutlicher Unterschied zwischen den Söhnen Gottes und des Teufels zeigt, so muss aus Kap. 2,2 mit Recht geschlossen werden, dass auch die aus Gott Geborenen einst Welt gewesen seien, also in die Gewalt des Teufels, der sie immer noch zu sich zu ziehen strebt, gefallen waren. Wenn es möglich ist, die Sklaven des Teufels aus seinen Händen zu reißen, so ist es unmöglich, ihn als den ewigen Anfang der Finsternis zu denken, aus dessen Reich keine Flucht möglich wäre. Die Welt, sein Geschöpf umfängt Gott so mit ewiger Liebe, dass er seinen Sohn in keiner andern Absicht in die Welt sandte, als dass er die Werke des Teufels zerstöre. Kap. 4,9. – Doch über den Dualismus zu forschen, vermeidet der Apostel im Brief völlig, weil er nur im Hinblick auf den gegenwärtigen Zustand der Gemeinde Sünder und Gerechte kenntlich zu machen und zu unterscheiden sucht.

Die nahe Gemeinschaft der Sünder mit dem Teufel darf nicht so verneint oder vermindert werden, dass jenes „sein aus dem Teufel“ nur dem Teufel ähnlich sein, ihn nachahmen oder von ihm verderbt sein bedeuten müsste. Der, welcher aus dem Teufel ist, hat mit ihm dieselbe Gemeinschaft wie ein Kind mit dem Vater. Richtig Kornelius o. L.: Er ist aus des Teufels Reich, Familie und Geschlecht. Der Sünder, der aus dem Teufel stammt, lebt und webt mit ihm, obgleich ich mit Estius, Schmidt, Calov u. a. in jenem „sein aus dem Teufel“ nicht seine fortwährende Verführung zum Sündigen bezeichnet sehe; im Gegenteil deckt Johannes nur den Ursprung des Sünders auf (Düsterdieck).

Die Ursache, warum der, der sich der Sünde hingibt, aus dem Teufel sei, setzt der Schreiber mit diesen Worten auseinander: „Der Teufel sündigt von Anfang“. Treffend hat hierzu Beda bemerkt: Er schickt voran „von Anfang“ und verbindet damit das Präsens „er sündigt“, weil der Teufel nie mehr ablässt zu sündigen, seitdem er damit angefangen. Der Ausdruck „von Anfang“ ist aber bei Johannes öfters so gebraucht, dass er nicht, wie er in sich selbst ungewiss und wenig bestimmt ist, den Anfang einer Sache bezeichnet, sondern dass die Sache, mit der er verbunden wird, die Bedeutung dieses Ausdruckes „von Anfang“ näher erklärt. Über das Wort vom ewigen Leben ist jenes „von Anfang“ in dem Sinne gesagt, welcher zu der Ewigkeit des Wortes passt, so dass wie Luther richtig bemerkt, diejenigen zurückgewiesen werden, die *das von Anfang gegenwärtige Wort durch ihre neue Lehre* zu verderben wagten und da das von Anfang bestehende Wort durch die apostolische Predigt gleich in den ersten Zeiten der Kirche bekannt wurde, so beginnt der Anfang der Kirche mit eben dem Wort „von Anfang“. Die alte und jederzeit neue Lehre hat die Kirche von Anfang, d. h.

²⁴ Unsere Stelle ist in den flacianischen Streitigkeiten behandelt. Luthardt, Lehre vom fr. W. 240. „Wenn aber die Flacianer die folgenden Worte des Johannes einwerfen: „Darin sind die Söhne Gottes und des Teufels offenbar“ und sich abmühen, aus dem Namen „Söhne des Teufels“ zu beweisen, dass das Wesen gottloser Menschen auf den Satan zurückgehe, so muss man wiederum wissen, dass die Gottlosen Söhne des Teufels genannt werden, nicht weil er sie zeugt: So wie es nämlich Gottes ist, den Menschen zu schaffen, so gehört's den Eltern zu, ihn zu zeugen, dem Teufel aber gehört's weder zu zu schaffen noch zu zeugen, sondern den Geschaffenen und Erzeugten zu verschlechtern und zu verderben.“ Hunnius zu dieser Stelle in seinem N. T.

seit ihrer Gründung. Kap. 2,7. Die Irrtümer der Widerchristen, wenn sie gleich den Schein der Neuheit trugen, waren in der Kirche nicht „von Anfang“ verbreitet, sondern „als die Menschen schliefen, kam der Feind und säte Unkraut *unter den Weizen*.“

Nachdem wir dies zum Verständnis des Ausdrucks „von Anfang“ gesagt, ist auch an der Stelle, wo es heißt, der Teufel sündige von Anfang, nicht aus dem Wort „von Anfang“ der Sinn zu ermitteln, sondern aus des Teufels Art zu sündigen.²⁵ Da im ganzen Gedankengang die Sünde der Menschen mit der des Teufels zusammengestellt wird, werden die Sünder Söhne des Teufels genannt und da gesagt wird, der Sohn Gottes sei gekommen, die Werke des Teufels in der Welt zu zerstören, so billigen wir die Erklärung des Ausdrucks „von Anfang“, welche den Anfang der Sünde des Teufels mit dem Sündenfall des Menschen zusammensetzt (Lücke, de Wette, Brückner, Düsterdieck). Es missfallen uns die Meinungen, welche dieses „von Anfang“ etwa in den ersten Anfang der Schöpfung (Beda, Trinius, Baumgarten-Krusius), oder in den Anbeginn der Welt setzen, so dass die erste Sünde des Teufels auf den ersten Schöpfungstag fallen müsste (Estius, Piskator); auch das ist falsch, dass über den Fall des Teufels selbst die Zeit unbestimmt gelassen wurde (Augustin, Hunnius, Calov, Bengel, Haupt: „Als der erste hat der Teufel gesündigt“). Unsere Ansicht wird durch Joh. 8,44 vollständig bestätigt, und mit uns hält es auch der folgende 11. Vers, denn da die „von Anfang“ von uns gehörte Predigt von gegenseitiger Liebe, die Werke, die der Teufel von Anfang getan, hinfällig zu machen wünscht, geht auch aus diesem Vers die *enge Verbindung zwischen des Teufels Sünde und der Lage der Gemeinde hervor*.

Da sich der Teufel von Anfang des Menschengeschlechts als erster und hauptsächlichster Urheber der Sünde erweist und sein Amt, zur Sünde zu verleiten, niemals vernachlässigt hat, gebiert er alle die und hält sie gefesselt, die sich der Sünde hingeben.

Nach diesen Ausführungen müssen wir, was von den Gelehrten zu sehr vernachlässigt worden ist, untersuchen, wie nun mit der ganzen polemischen Tendenz des Briefes, mit der Lage und dem Zustand der Gemeinde zusammenpasse, was von dem Teufel als Vater und Urheber der Sünde gesagt ist.

Wir haben immer behauptet, mit dem Begriff „Sünde und Sündigen“ habe Johannes besonders die Lehre der Widerchristen und ihr schädliches Leben im Auge. Denn er handelt nicht über das Wesen der Sünde im allgemeinen, sondern über die, welche im Kreise der Gemeinde geschah. Da müssen wir nun fragen, in welcher Weise die Sünde der Gemeinde in dem Teufel ihren Ursprung habe. Der Teufel sucht vor allem Gottes herrliche Werke, die in Christo erschienen sind und durch welche der Welt umsonst das ewige Leben gegeben wird, durch schnöde Verleumdung und Finsternis zu verdunkeln und zu zerstören. Nicht allein Sünden gegen das Gesetz vom Sinai zu veranlassen, gibt er sich boshafte Mühe, sondern er strebt auch gewaltig danach, uns Gottes reinste in Christo geschenkte Liebe zu entreißen. Daher sendet er falsche Propheten in die Welt und sucht die von den Aposteln gestiftete Kirche und die gegenseitige Bruderliebe mit allen Künsten zu vernichten.

Johannes wünscht, dass die Gemeinde *vor allem diese* Werke des Teufels hasse, weil sie Christum und Gott und alle Hoffnung der Seligkeit verliere, wenn sie dem Teufel folge. – Das Tun des Vaters der Sünde empfängt also seine richtige Beleuchtung aus der ganzen Stimmung des Briefes.

Denn die erste Sünde des Teufels, welche die falschen Propheten zu allen Zeiten nachahmen, war das Auslöschen der Liebe Gottes und des Glaubens. Darauf blieb er vor allen Dingen ein Feind der göttlichen Gnade, besonders wo er vom Sohn Gottes zum Kampf gefordert wurde. In diesem Kampf

²⁵ Das Wort „er sündigt“ ist hier wieder aufzunehmen, nämlich er sündigt von Anfang des Sündigens oder der Sünde. Seb. Schmidt.

ist er so besiegt worden, dass die im eingeborenen Sohn geoffenbarte Liebe des Vaters alle Finsternis des Teufels überwindet und dieselbe jedem Gläubigen ein Pfand und Siegel der Sündenvergebung und des ewigen Lebens bleiben wird (1. Joh. 2,13-14; 3,8; 4,4; 5,4 u. 18; Ev. Joh. 14,30; 15,11 u. 33).

Ich sehe aus den mir bekannten Erklärern allein Luther und Harduin in dieser Weise über die Werke des Teufels urteilen. Jener sagt öfter in den Scholien: Satan versucht alles, um Evangelium und Glauben zu vernichten. Dieser: Wer vom Glauben abfällt, handelt auf Teufels Antrieb und ahmt ihm nach, da ja von Anfang der Welt der Teufel Gott widersteht und nicht ablässt, Übel zu tun. Dazu aber kam der Sohn Gottes in die Welt, dass er die Werke des Teufels zerstöre, welche sind *Abfall von Gott und Christo und Härte und Unmenschlichkeit gegen die Brüder*.

Kapitel 3. – Was bedeutet jenes: Der aus Gott Geborene sündigt nicht.

Ich gestehe, dass ich an diese schwierige Frage nicht ohne Zögern und Zagen herantrete, was nicht verwundern wird.

Johannes lehrt mit den klaren Worten Kap. 1,2–Kap. 2,2, dass die Gemeinde, an welche er schreibt, der steten Vergebung und Reinigung der Sünden bedarf.

Wer im Licht der evangelischen Verkündigung steht und auch in der brüderlichen Gemeinschaft bleibt, genießt in ihr die Frucht des Blutes Jesu Christi, des Sohnes Gottes, welches ihn von aller Sünde frei macht. Wenn V. 7 gesagt wird: „Das Blut Jesu Christi *reinigt* uns“, so geht aus diesem Präsens hervor, dass die Reinigung jederzeit nötig ist und jederzeit gewährt werde, und ferner, dass jenes „wandeln im Licht“ und „Gemeinschaft haben untereinander“ ohne jede zeitliche Unterbrechung geschieht.

Der Apostel zählt sich selbst unter die Sünder, wenn er sagt: „es reinigt *uns*“ oder „*unsre* Sünden“ oder „einen Fürsprecher (Sachwalter) haben *wir*“, oder „und er selbst ist die Versöhnung für *unsre* Sünden“.

Wenn man nun des Johannes Worte 2,1: „und wenn jemand sündigt“ bedenkt, wenn man an jenen Bruder denkt, der „nicht zum Tode sündigt“ 5,16, wenn man die Ermahnungen des Briefes erwägt (3,18), so wird man zweifellos überzeugt sein, dass die Gemeinde, an welche der Brief geschrieben ist, nicht nur mit Sünden belastet war, sondern in großer Gefahr stand, unter die *Herrschaft* der Sünde zu kommen, daher schrieb der Apostel mit der Absicht, dass nicht mehr gesündigt werde (2,1).

In der Stelle 1,8: „Sünde haben wir nicht“ ist weder von Tatsünde (August Beda, Luther, Calvin, Beda, Calov, Neander, Düsterdieck, Sander), noch von leichteren Sünden (Socin, Grotius), noch von Sündenschuld, noch von vergangenen Sünden (die Griechen), noch von dem Stand, in welchem die Sünde nicht vollständig untergegangen ist (Lücke), zu reden, sondern diese Redeweise ist gewählt wegen des Kampfes mit den Verführern, welche, obgleich sie das göttliche Wort selbst verachteten und die Gemeinde verwirrten, dennoch *Sünde nicht* zu haben behaupteten. So allein kann die Ursache, warum der Artikel fehlt und der Sinn der Stelle selbst verstanden werden. Luthers richtige Bemerkung zu V. 6 trifft auch V. 8 zu: „Es ist ein bestimmtes Merkmal der Ketzer, dass sie prahlerisch sind.“

Der Ausdruck: „Sünde haben wir nicht“ ist mit dem andern V. 10: „wir haben nicht gesündigt“ zu verbinden, um so in dem Abschnitt von V. 6 bis 10 einen fortschreitenden Gedankengang zu fin-

den, in dem Johannes bald immer von neuem zur Erkenntnis, zum Bekenntnis und zur Vergebung der Sünden antreibt, bald wieder mehr den Widerstand derjenigen nachweist, welche abstreiten, Sünden begangen zu haben.

Die Perfektform: „wir haben nicht gesündigt“ bezeichnet treffend die Hartnäckigkeit derjenigen, welche nirgends gesündigt zu haben sich träumen ließen. Ihrer gerühmten Reinheit setzt Johannes die Menge der Sünden gegenüber, wenn er sagt: „wenn wir bekennen unsre Sünden“. Im Vergleich mit andern Erklärungen hat diese Auffassung den Vorzug.

Es muss festgehalten werden, dass der Apostel im Anfang seines Briefes nicht von Sünden im allgemeinen handelt, sondern in der ganzen Auseinandersetzung V. 5-10 *die Sünden der Gemeinde* bezeichnet, die er bekämpfen will. Und wie hätte er die Herrschaft der Sünden besser zerstören können, als wenn er zum Bekenntnis, zur Vergebung und Reinigung der Sünden so ernst und doch so lockend einlädt?

Und nun erhebt sich die von der christlichen Kirche jahrhundertlang behandelte Frage, wie mit diesen Worten die berühmte Stelle übereinstimme, die wir 1. Joh. 3,9 finden.

Bevor wir zur Erklärung der Stelle schreiten, ist es wissenswert, welche Geschichte die Erklärung derselben gehabt hat. Mag sich der Leser den längeren Weg nicht verdrießen lassen, derselbe wird zeigen, dass der Menschen Geschlechter tödliches Gift und lebendiges Wasser aus dem heiligen Born der Schrift geschöpft haben. Luther nennt das Gebet des Herrn einen großen Märtyrer: auch dies Wort ist solch eines zweifelhaften Lobes wert.

Geschichte der Erklärung von 1. Joh. 3,9.

Als erster Erklärer, und der diese Stelle auch mit Kap. 1,10 vereinigen will, tritt Tertullian auf, welcher in seinem Buch über die Keuschheit Kap. XIX nach Aufzählung einiger Vergehungen, die täglich vorkommen und denen wir alle ausgesetzt sind, behauptet, es gebe auch im Gegensatz dazu schwere und todbringende Verbrechen, welche keine Gnade fänden, als Mord, Götzendienst, Betrug, Verleugnung, Lästerung, besonders Hurerei und Unzucht und ähnliche Verletzung des Tempels Gottes, „die solches tun“, sagt er, „wird Christus nicht erhören; dieses begeht der, der aus Gott geboren ist, durchaus nicht, ja er wird nicht ein Kind Gottes sein, wenn er solches beghet.“ Wenn man die schwereren Sünden Tertullians mit den vorher genannten leichteren vergleicht, kann man schon die Anfänge der verkehrten Unterschiede zwischen schweren und leichten Sünden, die die römische Kirche angenommen hat, bei dem christlichen Rhetor vorfinden. Durch seine Unterscheidung tritt der schriftkundige Mann in Widerspruch zur Schrift, die uns dahin tröstet, dass Petrus trotz der Verleugnung von Christo erhört wurde.

Jovinian (Hieronymus gegen Jov. 2,1) glaubt, das sei der Sinn: diejenigen, welche durch vollen Glauben in der Taufe wiedergeboren seien, könnten *vom Teufel nicht umgewandelt werden*, so viele aber in Versuchung kämen, bewiesen, sie seien mit Wasser aber nicht mit Geist getauft.

Dem gegenüber sagt Hieronymus: Wisst, dass ihr so lange in der Kindschaft Gottes bleibt, als ihr nicht gesündigt habt. Gerade das ist wahr, dass die, welche in der Gotteskindschaft bleiben, nicht sündigen können 2. Kor. 6,14. Wenn wir Christum in der Herberge unserer Brust aufnehmen, verjagen wir den Teufel daraus, wenn wir aber sündigen und der Teufel durch die Tür der Sünde eintritt, weicht Christus zurück.

Eben derselbe sagt gegen Pelagius (Buch 1): Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht, so lange das Licht Gottes in ihm lebendig bleibt. Damit stimmt überein sein Wort zu Mt. 7: „Ein guter Baum trägt nicht schlechte Früchte, so lange er im Streben nach Gutem verharrt“; es ist aber klar, dass

durch die Ausdrücke „wie lange, so weit usw.“ der Sinn der Stelle durchaus nicht erklärt wird, gleichwohl stehen die aus dem Schatz des Hieronymus genommenen Worte noch heute bei den Neueren im Ansehen.

Augustinus hat in den Streitigkeiten, welche er mit den Pelagianern und Donatisten führte, diese Stelle oft und sorgfältig behandelt. Da die Schwärmer das Wort des Johannes so verkehrt anwandten, dass sie prahlten, die Gläubigen könnten und müssten sogar in diesem Leben eine gewisse reine Heiligkeit erlangen, so betont Augustinus die Worte des 1. Kapitels von dem Bekenntnis und der Vergebung der Sünde aufs stärkste, und nachdem er sie von allen Seiten beleuchtet hat, sucht er auch unsere Stelle genau zu erklären. Bei dieser Untersuchung betont er beständig das Gebot des Herrn, welches der Herr auch den Widdern der Herde, d. h. seinen Aposteln gegeben habe, um zu bekräftigen, dass diejenigen unerträgliche Leute seien, welche behaupteten, es lebe jemand oder habe jemand gelebt außer dem einen wahrhaft und einzig Heiligen, der überhaupt keine Sünde getan. Es lehrte der selige Johannes, dass niemand in diesem Fleisch, in diesem verderblichen Leib, auf dieser Erde, in dieser bösen Zeit, in einem Leben voller Versuchung ohne Sünde lebe. (Reden über die Worte der Apostel. 129.)²⁶ Durch seine energische Dialektik entzieht er den Gegnern jene tatsächlich klägliche Erklärung, mit der sie behaupteten, der Demütigung wegen sei es nötig, dass wir eingeständen, Sünder zu sein. „Also wegen der Demütigung lügst du? Gott nimmt deine lüghafte Demütigung nicht an. Du hast keine Sünde und sagst, du habest sie, Wahrheit ist nicht in dir.“ Aber wie meint denn Augustinus, dass unsere Stelle mit diesen Aussprüchen übereinstimme? „Wer aus Gott geboren ist, sagt er, sündigt nicht, das ist gesagt aus jener Liebe heraus, die allein nicht sündigt. Zur Geburt aus Gott gehört eine Liebe, die man mehren und vollenden muss, nicht jene Begierde, die abnehmen und verschwinden muss, die aber, so lange sie uns in den Gliedern liegt, durch ihr Gesetz dem Gesetz des Geistes widerstrebt. Der aus Gott Geborene, welcher weder ihren Gelüsten folgt, noch seine Glieder der Sünde der Ungerechtigkeit hingibt, kann sagen: „Nicht mehr ich wirke, sondern jene Sünde, die in mir wohnt.“ (Brief 95 ebenso im Buch I. Kap. XXI über die Gnade Christi). Nachher lehrt er, dass Wiedergeborene menschliche Irrtümer begingen, aber nicht teuflische Gottlosigkeit, schwere Sünden von ihnen getan würden, doch sei ihr Wandel ohne Vorwurf. Öfters unterscheidet er zwischen leichter und schwerer Sünde, die eine kommt auch bei dem Wiedergeborenen vor, die andere meidet er. „Wenn ich sage, wir können hier nicht ohne Sünde sein, dürfen wir darum nicht morden, ehebrechen oder andere Todsünden begehen, die mit einem Schlage töten. Solches tut kein Christ guten Glaubens und guter Hoffnung, sondern allein das, was mit dem Scheuertuch des täglichen Gebets abgewischt werden kann“ (21. Rede über apostolische Worte). Der gewöhnlichen Erklärung, die verschiedene Arten der Sünden unterscheidet, wird diese neue hinzugefügt: „Soweit die Geburt aus Gott in uns mächtig ist, sind wir aus Glauben lebend gerecht. Soweit wir aber aus Adam die Reste der Sterblichkeit haben, sind wir nicht ohne Sünde.“ Außerdem kann man die Gedankenfülle dieses Mannes hieraus sehen: „Der Gerechte, sagt er, kann nicht sündigen, nicht der Sache nach, aber in der Hoffnung, eben weil er hofft, hat er ein Recht auf das ewige Leben, wo er sündlos sein wird. Er sündigt dem Buchstaben, nicht der Sache nach.“ – Und andere Erklärungen mehr (bei Cornelius a Lapide).

Aus diesen vielfachen Gedanken von Augustin geht hervor, dass er verschiedene Anschauungen gepflegt hat und so von sehr verschiedenen Schülern als gemeinsamer Vater angesehen werden konnte.

²⁶ Erklärung des Bischofs von Hippo Aurelius Augustinus, zum Alten und Neuen Testament, besorgt von Johannes Gastius, Basel. 1542. Seite 749 u. f.

Da wir sahen, dass Augustin gegen Häretiker kämpfte, die unsere Stelle verdunkelten, scheint es hier gelegen zu sein, kurz zu bemerken, wie Häretiker und Fanatiker die Stelle bis heute missbraucht haben.

Zu allen Zeiten der Kirche werden Männer gefunden, welche, des Namens falscher Geister würdig, diese Johannes-Stelle so verdrehen, dass sie meinen, dieselbe drücke die Möglichkeit aus, schon in diesem Leben völlige Sündlosigkeit zu erwerben. Und da der ausgezeichnetste Theologe des Orients, Athanasius, durch Stellen des Alten Testaments, welche der Johanneischen sehr ähnlich lauten, zu der falschen Auffassung geführt war, es seien ehemals „viele von jeder Sünde reine Heilige“ gewesen, kann es uns nicht wundern, wenn niedrige mit ihm gar nicht zu vergleichende Geister aus der Johanneischen Stelle zu einer trügerischen Meinung von der Sündlosigkeit der Gläubigen gekommen sind. Die Pelagianer, die auf die Tugend der menschlichen Natur die Hoffnung der Sündlosigkeit bauten, und die Donatisten, welche mit ihrem Eifer einen vollkommenen Stand christlicher Heiligung erlangen zu können hofften, wies Augustinus scharf zurück. Aber immer und immer wieder ist diese Erfindung aufgekommen und verbreitet, und hat besonders unter solchen ihre Freunde und Verteidiger gehabt, welche eine mystische Vereinigung mit Gott eingegangen zu haben glaubten, oder die Überzeugung von sich hatten, dass sie mit einem göttlichen Licht begabt seien. Zwar der Mystiker Heinrich Suso, wenn er auch in gewissen Momenten mit Gott durch eine ethische Vereinigung glaubte verbunden gewesen zu sein, so dass „der Mensch in die bloße Gottheit verzückt war“, kommt doch bei Betrachtung von 1. Joh. 1,10: „denn Johannes selbst spricht, nehmen wir uns des an, dass wir nicht Sünde haben, so trügen wir uns selbst und ist keine Wahrheit in uns,“ an Grenzen der Vollkommenheit. Doch glaubt er, dass diese Vollkommenheit offen zugestanden sei bei Johannes, wenn er sagt: „Sofern wir uns selber nicht bleiben, merken wir nicht Gebrechen, dass der Mensch, der aus Gott geboren ist, nicht Sünde tut und nicht Gebrechen übt, denn der göttliche Sinn bleibt in ihm.“²⁷ Die Reformatoren sahen Baptisten und Schwenkfeldianer als Heuchler einer Sündlosigkeit auftreten, gegen welche diese gerechten Männer kämpfen mussten, die im Sterben bekannten, „dass sie nie in ihrem Leben etwas Gutes getan hätten.“ Im 16. Jahrhundert spricht Madame Guyon in jenem Buch: die stete Freude des Geistes, das eigene Kleinod derer, die den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit (Frankfurt 1706) den Gedanken aus: „ein recht gelassener Mensch kann auch nicht sündigen, es sei denn, dass er aus seiner Überlegung ausgehe, denn die Sünde ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm.“

In demselben Jahrhundert teilte Fox das innere Licht, das er auch „den Samen in uns“ nennt (wirkliche geistige Substanz, sagt Barclay), der Sekte der Quäker als neuen Gedanken mit, welches sie schließlich so weit „in eitle und wahrheitswidrige Vorstellungen“ brachte, dass Jakob Nayler sich selbst „als die Schönheit und Unschuld, den teuren und köstlichen Sohn Zions“ anbeten ließ. Dafür mit Recht zum Tode verurteilt (schuldig der schrecklichsten Lästerung) gibt er uns ein Beispiel des traurigen Irrtums derjenigen, welche einem falschen Gottessamen huldigend sich und andere verführen.²⁸ In Deutschland kann man wohl keinen eifrigeren Liebhaber dieser Erklärung finden, als Dippel, „der den Wiedergeborenen ein so hohes Ziel setzt, dass sie den alten Menschen völlig töteten und auszögen.“²⁹ Von unsern Landsleuten geben sich am meisten die Darbysten diesem Irrtum hin. Niemals wahrlich wird die Johanneische Stelle in der christlichen Kirche aufhören, eine Handhabe zu sein zur Aufrichtung einer falschen Vollkommenheit, aber immer wird auch die Erscheinung beobachtet werden können, dass nach Aufgabe der eingebildeten Sündlosigkeit jene Hei-

27 Böhlinger, dritte Abtlg. S. 397.

28 Walch, Religions-Streitigkeiten. And. Tst. S. 750.

29 Weingarten, die Revolutionskirchen Englands. S. 266 usw.

ligen alle sinnlichen Vergnügungen genießen, auch so froh über Johannes Wort, denn so viel sie auch Sünden tun, sie können ja nicht sündigen, weil Johannes dies geschrieben hat. In gleicher Weise glaubten die Libertiner mit ihrer Unmäßigkeit, die Mystiker mit ihrem Fasten dem Johannes zu folgen. Wir haben die Häretiker kennen gelernt, kehren wir zur Geschichte der Auslegung zurück.

Unter den Griechen kann man nur den Ökumenius finden, der kurz über den Geist Gottes spricht, der in uns wohnt und bewirkt, dass unser Geist keine Sünde annimmt.

Der ehrwürdige Beda sagt in seiner lieblich und angenehm geschriebenen Ausführung über die Verletzung der Liebe: „Habe, was du willst, wenn du dies Eine nicht hast, nützt es dir nichts. Wenn du anderes nicht hast, habe dies, und du hast das Gesetz erfüllt.“ Wie öfters, so geht auch hier der Engländer in den Spuren Augustins.

Bernhards Auseinandersetzung ist oft gelobt: „Man muss auf die Bedeutung der Worte achten, er tut Sünden nicht, weil er sie viel mehr *leidet* als tut; wer aus Gott geboren ist, kann nicht sündigen, durch Beharrung nämlich in der Sünde, während er dem Gesetz Gottes mit dem Gemüt dient, beeilt er sich auch, das Fleisch zu unterwerfen, welches, wenn Versuchung und Sünde anrücken, dem Gesetz der Sünde zu dienen schien.“

Aber nicht nur diese Erklärung bringt der Abt von Clairvaux, sondern er hat auch andere der Anerkennung und Beachtung werthe Auseinandersetzungen, welche dem Evangelio der Reformatoren sehr nahe stehen. „Mit diesem festen Kitt“, sagt er, „hat sich uns jener göttliche Vorausblick seit Grundlegung der Welt verbunden, dass wir vor seinen Augen heilig und unbefleckt wären in der Liebe. Wir wissen nämlich, wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht, weil die himmlische Abstammung ihn bewahrt. Diese himmlische Abstammung ist ewige Vorherbestimmung, durch welche Gott uns im voraus dem Bilde seines Sohnes gleichförmig werden sieht. Von diesen sündigt keiner, d. i. beharrt keiner in der Sünde, weil Gott weiß, wer sein ist, und sein Vorsatz unabänderlich bleibt. Wenngleich David mit dem Makel schändlicher Verbrechen gekennzeichnet ist, wenn auch Maria Magdalena von sieben Teufeln besessen ist, wenngleich der erste der Apostel in den Abgrund des Verleugnens stürzt: nichts gibt es, was ihn aus Gottes Hand reißen kann (Reden über Verschiedenes II, 5).“ An anderer Stelle (auf Septuagesima Rede 1), fügt er hinzu: „Aber jene Geburt, wer kann sie ausreden? Wer kann sagen: ich gehöre zu den Auserwählten? Eine Gewissheit haben wir in keiner Weise, aber die Zuversicht der Hoffnung tröstet uns, damit wir nicht durch die Not dieses Zweifels völlig gekreuzigt werden.“ Mit wahrhaft evangelischer Weise stattet der hierin heilige Mann die Stelle mit seinen frommen Gedanken aus, wenn er in der klaren Auseinandersetzung über „das Lied der Lieder“ ausruft: *O der allein ist in Wahrheit selig, dem Gott keine Sünde zurechnet!* Denn niemand ist, der nicht Sünde getan hätte. Denn sie sind alle Sünder, alle mangeln der Herrlichkeit Gottes. Wer aber will die Auserwählten Gottes beschuldigen? *Mir genügt zu aller Gerechtigkeit, wenn der allein mir gnädig ist, gegen den allein ich gesündigt habe.* Alles, was er selbst beschlossen hat mir nicht zuzurechnen, ist gleichsam nicht geschehen. Nicht sündigen ist Gottes Gerechtigkeit: *Des Menschen Gerechtigkeit ist die Nachsicht Gottes.* Dies habe ich als die Wahrheit jenes Satzes gesehen und erkannt: Jeder, der aus Gott geboren ist, sündigt nicht. Die Liebe des Vaters verbirgt selbst die Menge der Sünden (Reden XXIII, 15. Vergleiche über Gnade und freien Willen Kap. IX, 29.)

Lyra schreibt in seinen Anmerkungen nicht übel: „Jeder, der Gott deutlich sieht, kann nicht sündigen; wenn er das höchste Gut selbst sieht, kann er auf keine Weise durch die Sünde von demselben abgewendet werden.“

Mit Übergehung der Erklärer des Mittelalters gehen wir nun zu Luther, dem Lehrer und Propheten der Deutschen. Wir wissen von ihm, dass er die schwierigen Stellen des Johannes nicht so verei-

nigt hat, dass er unter dem Einfluss der römischen Kirche schwere Sünden von leichten fälschlich trennt, er schreibt vielmehr, dass das Leben des wahren Christen ein beständiger Kampf und ein immerwährender Kriegsdienst ist. Und wenn in dem Kampf auch der wahre Christ selbst vor den Augen der Welt sündigt und schwer sündigt, so wie Petrus seinen Herrn verleugnete, dennoch kann es sich nicht ereignen, dass er in der Sünde beharrt, fortfährt, sich selbst verhärtet. Im Gegenteil, er kehre immer zur Gnade zurück, suche Vergebung der Sünden und widersetze sich den Sünden, auch schwer verwundet. Andere, welche den Glauben nicht hätten, täten nicht nur Sünde, sondern wichen in schimpflicher Flucht vor dem Feind und würden durch seine Herrschaft gefesselt gehalten. Von solchen Sündern spreche Johannes, von Sünde, welche nicht bekannt und bereut werde, in welcher man fortführe; „die Sünde kann in den Christen toben, aber nicht herrschen“, „denjenigen, welche in Christo sind, ist die Sünde nicht Sünde, sondern von allen Seiten umgeben von göttlichem Erbarmen, gefallen sie Gott in allem, was sie tun, wegen des Glaubens an Gott, den sie haben.“ Mit diesen und ähnlichen Worten bewährt sich Luther selbst als den guten Theologen, den er hier sucht, wenn auch seine Ausführung eine genauere Definition verlangt, angemessen der Lage der Gemeinde. Die Summa aber der von ihm vorgetragenen Ansicht ist: Der aus Gott geborene könne nicht so sündigen, dass er im Sündigen beharre, vielmehr erhebe er sich wieder aus demselben.

Calvin billigt Luthers Meinung und stimmt mit Augustin darin überein, dass die Wiedergeburt nicht das Werk eines Augenblicks sei, sondern immer bleibe der Rest des alten Wesens. Aber auch eine andere der reformierten Kirche eigene und von ihr nie verlassene Ansicht hat er überliefert. Auf die Erklärung der Worte: „kann nicht sündigen“ verwendet er alle Arbeit und Mühe und erklärt die Stelle mit großem Scharfsinn dahin, dass er das unbeugsame Verharren der Heiligen darin ausgedrückt findet. „Wir zweifeln nicht, dass jener Same, durch welchen Gott seine Auserwählten wiedergebiert, wie er unverderblich ist, so auch unvergängliche Kraft hat. Wir gestehen, dass er zuweilen verdunkelt werden kann, aber die lebendige Kohle bleibt unter der Asche verborgen.“ Da der Lehrer Genfs sein Leben lang durch Kämpfe mit der Sorbonne, den Anabaptisten und Libertinern beschäftigt war, wendet er die Stelle mit solcher Gewandtheit an, dass er gegen die Sorbonne daraus beweist, es hänge nicht vom freien Willen ab, ob die Menschen die Gnade des Geistes haben oder verlieren wollen, sondern die Bewegung des Geistes sei so wirksam, dass er uns notwendig im steten Gehorsam der Gerechtigkeit bewahre, gegen die Anabaptisten aber widerlegt er durch den Grund den Wahn der Vollkommenheit, dass die Wiedergeburt in diesem Leben nie vollkommen sei; gegen die Libertiner, welche scheinbar unter dem Schutz dieses Verses den Gläubigen alles zu tun erlauben wollten, weil sie nicht sündigen könnten, versichert er, das göttliche Gesetz sei den Gläubigen ins Herz geschrieben und daher könnten sie nicht sündigen. Zwingli unterstützt bei unserm Vers Luther, wenn er lehrt, dass Fromme und Gläubige nicht so sündigen, dass sie in der Sünde beharrlich hängen bleiben. Diese Ansicht beschränkt er in der Anmerkung zu Kap. 5,8 dahin, dass er sagt: Fromme begingen nicht Treulosigkeit und Ungläubigkeit, sondern schützen sich durch den Glauben. Bullinger, Zwinglis Schüler und Nachfolger, streift den wahren Sinn des Johannes, wenn er zu Kap. 5 ausruft: „Welche Ungerechtigkeit kann größer sein, als den zuvor geliebten Sohn Gottes, die ewige Wahrheit und das bereitete Heil auf keine Weise anzuerkennen oder anzunehmen, im Gegenteil das dargebotene mit Schmähungen zu zerreißen und mit frechem Spott zu verschmähen.“ – Calvins Auffassung verteidigt vor allen Franz Gomar, der diese Stelle öfter in seinen Werken gegen Bellarmin und die Remonstranten beleuchtet und schützt. In seiner Abhandlung darüber, was denn das lebendige Wasser bedeute, welches Ev. Joh. 4,10 und 13 und 14 von Christo erwähnt wird (Theologische Werke, Amsterdam 1664, S. 289), greift er den Bellarmin an, der behauptet hatte, die Meinung des Apostels sei, der aus Gott Geborene sündigt nicht und kann nicht tödlich sündigen, so

lange er Kind Gottes bleibt, da ja sein Same, das ist die Liebe, in ihm bleibt. Der Same kann nicht bleiben, wenn ihn jemand wegwirft und freiwillig der Begierde unterliegt. Diesem setzt Gomar zwei Sätze entgegen, den einen: Jeder, der aus Gott geboren ist, *bleibt* Gottes Sohn; und den zweiten: der Same Gottes *bleibt* in dem aus Gott geborenen, daher kann er nicht sündigen. Die Remonstranten (Acta Rem. de Pers. S. 321) widerlegt der Dortrechter bei Verteidigung der Lehre von der Beharrung (S. 229 der Disputationen) so: „Die 17. Behauptung von der Beharrung der Heiligen steht sonnenklar 1. Joh. 3,9.“ Diese Abhandlung beginnt er so: „Die Bedeutung dieser berühmten Stelle, welche die Gegner mit erzwungener Auslegung und verschiedenen Mittelchen zu verdunkeln suchen, muss deshalb mit einigen Worten erklärt werden. Sünde tun und sündigen (was gleichbedeutend gebraucht wird) bezeichnet nicht eigentlich und allgemein an dieser Stelle das Gesetz Gottes zu übertreten, vielmehr uneigentlich: „der vollen Herrschaft der Sünde dienen, den Sünden völlig ergeben sein.“ Die Remonstranten verkehrten in ihren Büchern den Samen Gottes in eine göttliche Anlage, und lehrten, das Bleiben der göttlichen Beschaffenheit bedeute nichts anders als diese natürliche Anlage. So war es für sie eine Kleinigkeit, Todsünde und Abfall vom Glauben bei den Wiedergeborenen zu glauben (Gomar zu den Briefen des Johannes S. 729). Diese Erklärung Calvins und Gomars, welchen die besten reformierten Theologen zu folgen pflegten, hat bei ihren Freunden eine gute und eine verkehrte Anwendung gefunden. Denn sehr viele, wie die Geschichte der Puritaner und sogar Cromwell lehrt, setzten ihr Vertrauen so auf dies Wort, dass sie sich in einer gewissen Hartnäckigkeit des Herzens blind, ohne heilige und brüderliche Liebe, von der Johannes hauptsächlich handelt, der Erneuerung des ganzen Lebens nicht hingaben und so sich selbst verhärteten. Gewiss hätte Cromwell auf dem Totenbett eine andere Antwort gegeben werden müssen, als er sie erhalten hat. Der lebendige Christus, der den Gläubigen ein gegenwärtiger Helfer ist, ist kein totes Dogma. Will man den wahren Begriff der Sünde verstehen, so durchforsche man die heilige Geschichte der Märtyrer, die bei ihrem unverfälschten Glauben an Christum und ihrer ungefärbten Liebe zu ihren evangelischen Brüdern gegenüber den Widerchristen, welche sie doch auf jede Weise zu verführen strebten, von göttlicher Kraft angehaucht, nicht sündigen konnten. Im Gegenteil, unter den unerträglichsten Qualen, halbtot, blieb der Same Gottes in ihnen und bewahrte sie in unauflöslicher Gemeinschaft mit Christo und den Brüdern. Nichts ist wahrer als Oetingers Wort: Nur in einer lebendigen Gemeinschaft der Gläubigen kann der erste Brief des Johannes erklärt werden. In einer solchen Gemeinschaft wird nicht nach der allgemeinen Weise gesündigt, wie es alle Sterblichen tun, sondern so, dass der himmlische Glaube verachtet, die Bruderliebe (die erste Liebe) verschmäht und die falsche Lehre der Verführer angenommen wird. Wenn wir nicht die zarte Natur der christlichen Gemeinschaft, die zärtliche Art der Affekte in ihr, die frommen Bande und Fesseln zwischen Christo und den Christen betrachten, können wir die Art der Sünde in Johannis Brief nicht verstehen. –

Als schärfste Gegner der Calvinisten sind Hunnius und Calov aufgetreten. „Da einige Fanatiker diese Meinung der Apostel,“ sagt der berühmte Hunnius, „zu dem Beweis missbrauchen, dass Wiedergeborene den Samen Gottes einfach nicht wieder verlieren und aus der Gnade Gottes fallen können, so muss die apostolische Meinung scharf und gelehrt so erklärt werden, dass Johannes lehren will, Wiedergeburt und der Vorsatz zu sündigen seien so entgegengesetzt, dass sie sich gegenseitig notwendig aufheben und vernichten und keineswegs zu gleicher Zeit in demselben Menschen bestehen können. Wer also aus Gott geboren ist, begeht, soweit er wiedergeboren ist und so lange er wiedergeboren bleibt, sicherlich keine Sünde: Die Sünde kommt gegen das Gewissen und aus Überlegung mit Vorsatz und Absicht zustande.“

Calov folgt Hunnius und sieht die Calvinisten schon in Artikel XII der augsburgischen Konfession verurteilt. (Es werden verdammt die Anabaptisten, welche leugnen, dass einmal Gerechtfertigte

den Geist wieder verlieren könnten.³⁰⁾ Sie sind die Genossen der Baptisten. Gegen Perkins und andere Reformierte meint er, der Same sei in den Wiedergeborenen unverderblich nicht nach Art eines Subjekts, in welchem er sei, und in dem er nicht soll verdunkelt werden können, sondern weil er nach seiner Natur unverderblich sei. Wer aber sieht nicht, dass Johannes nicht vom Wesen des Samens redet, sondern von dem *Bleiben* desselben in dem Wiedergeborenen, so dass nicht die Calvinisten, sondern Calov gegen die Logik sündigt. Übereinstimmend mit Hunnius behauptet er schließlich, dass schwere Sünden wie Mord, Hass, Erbarmungslosigkeit nicht von den Wiedergeborenen getan werden können.

Bevor wir zu den exegetischen Studien der Pietisten kommen, müssen wir noch nach dem bewährtesten Vater der römischen Exegese, Cornelius à Lapide, sehen. Dieser beginnt seine Erklärung mit der Verdammung Luthers, Calvins, Jovinians, die alle gefaselt hätten, der Gläubige könne nicht vom Glauben fallen, durch Gnade und Gerechtigkeit halte er sein gewisses Heil fest, was leicht als falsch eingesehen werden könne. Seine eigene Ansicht, die auch Ökumenius, Thomas Anglikus, Cajetan und Hieronymus gehabt haben sollen, lautet dahin, dass der Wiedergeborene bei seinem zwielfachen Zustand, d. h. so weit er aus Gott geboren ist und so lange er diese Geburt bewahrt, nicht sündigen kann. Dann behauptet er, es sei ein Unterschied zwischen den übernatürlichen Bedingungen der göttlichen Gnade und den natürlichen Bedingungen der menschlichen Tugenden, so dass durch jene jegliche Sünde ausgeschlossen sei, nicht aber durch diese. Aus jenem „er kann nicht“ macht er: er kann kaum und er will nicht und er tut es nicht nach Recht. Ja, er zeigt uns sogar einige Auserwählte, die mit Tugenden, welche zum ewigen Leben nötig sind, ausgerüstet seien, die am Ende des Lebens nicht mehr in der Sünde sind und weiter hat er Hilfsmittel, die er empfehlen kann, wenn jemand zu einer Quasi-Sündlosigkeit gelangen will. Was kann es Traurigeres, was Elenderes geben, als diese Lehre der Römlinge!

Die Bemühungen der Pietisten um unsere Stelle, wenn sie auch von einer größeren Bewegung der Geister getragen sind, gehen doch die Pfade der rechtgläubigen Kirche. Spener, der Luther wieder aufleben lässt, macht dessen Ansichten zu den seinigen: „Nicht wer die Sünde an sich hat, Kap. 1,8, die Böses an ihm tut, Röm. 7,20, daran er aber Missfallen trägt, sondern der die Sünde liebt, dieselbe mit Wissen und Willen tut und vollbringt oder vollendet. Die Sünde tun, heißt die Sünde leugnen, den Vorsprecher und Versöhner *wegstoßen*, dessen Gebote nicht halten noch sich reinigen.“

Unter den württembergischen Erklärern, deren Andenken hier mit vollem Recht geehrt wird, haben Hedinger durch volkstümlich kräftige Reden, Oetinger durch eine gewisse Theosophie, Bengel durch genaue und angenehme Ausführung, Steinhofer, in dem die Einfalt des Herzens die Spitzfindigkeit der Theosophie gemildert und schöne Früchte volkstümlicher Auslegung gereift hat, sich ausgezeichnet: er hat besonders auf diesen Johannesbrief Fleiß verwandt. Steinhofer streift den richtigen Begriff der Sünde, wenn er in seiner Einleitung sagt: „Die Werke der Irrlehrer waren nach ihrer Lehre, sie flossen aus der unreinen Lehre: sie sündigten also vermöge ihrer Lehrsätze, und eine böse Lehre führte die andere und ein böses Werk das andere,“ und dann zu der Stelle, von der wir handeln: „Johannes redet im Gegensatz zu einem wirklichen gegenwärtigen Zustand und will seinen Zuhörern sagen: es wollen sich Leute mit euch einlassen, welche beim großen Ruhm der Kindschaft und des geheimen Umgangs mit Gott Dinge frei tun können, welche ein wahres Kind Gottes unmöglich tun kann. Daraus erhellt, was dies für Menschen sind, damit ihr nicht ihrem losen Ge-

30 Niemals haben die Urkunden des reformierten Lehrbegriffs eine Unverlierbarkeit des Rechtfertigungsstandes mit Einmischung sittlicher Gleichgültigkeit oder irgend welcher Antinomisterei vorgetragen. Nitzsch, Urkundenbuch. S. 32.

schwätz Gehör gebet,“ dennoch wendet er endlich den Sinn dahin, dass er auslegt: „die Kinder Gottes können nicht so sündigen, wie die Kinder dieser Welt sündigen.“ Oetinger (Inhalt des ersten Briefes Johannis, sämtliche Schriften, Ehmann, IV, 1869) behauptet wohl mit Recht: „Glauben und aus dem Glauben lieben sind die wahren und sichersten Kennzeichen der Gerechtigkeit,“ setzt dann aber ähnlich auseinander: „Der Wiedergeborene kann nicht auf solche Weise wie die Welt sündigen, obwohl er täglich Verstöße macht.“ Rieger in seiner Bibelauslegung sagt, die Sache verhalte sich so, dass unser Hassen und Töten der Sünde uns in Gottes Augen und *nach seiner Schätzung* ein Lossein von der Sünde austrägt.

Den Pietisten folgen erst als Schüler, dann als Spötter die Rationalisten. Der Heidelberger Paulus macht Worte, welche von Natur und Art der christlichen Kirche weit entfernt sind: „Gewiss kann der Mensch und Christ, wenn er den allumfassenden Vorsatz des Rechtwollens an sich mit Überzeugung und Begeisterung hervorgebracht hat, diesen auch durch immer erneuerte, lebendig motivierte Wiederholung zu einer solchen Festigkeit und Entschiedenheit bringen, dass er nicht sündigen kann, d. i. dass seine ganze Geistigkeit und Angewöhnung sich dagegen in ihm sträuben und vorwalten würde.“

Um dies zu beweisen, bringt der großsprecherische Mann einige klassische Aussprüche bei, führt dann ein Beispiel aus der Methode der Orthographie an und meint, aufs schärfste zu bekämpfen seien „jene unseligen Theorien, die da sagen: ein Kind Gottes kann und soll nur immer in der Armen-sünderdemut bleiben und bekennen: Ich kann gar nicht aufhören zu sündigen.“

Es ist unserer Zeit eigentümlich, was wir nicht nur bei der Auslegung unseres Briefes beobachten können, dass fast alle früher von gelehrten Männern hervorgebrachten Erklärungen Freunde und Verteidiger finden. Verschiedene Ansichten aus der Fülle langer Jahrhunderte tauchen auf und werden bald richtig und bald falsch verteidigt. Es lässt sich sagen, dass die Alten zu viel, wir zu wenig eine öffentliche Norm der evangelischen Kirchenlehre bei Erklärung der Schrift haben.

Lücke, Neander, de Wette, Düsterdieck geben der Stelle „einen idealen Sinn“ und wollen keine genaue und wörtliche Erklärung, wenngleich sie meinen: „obwohl auch im wirklichen Leben der Gotteskinder etwas vorhanden ist, das dem idealen Worte „sie können nicht sündigen“ im vollsten Sinne entspricht.“ Die übrigen neueren Erklärer bemühen sich, einen sachlichen und der Erfahrung angemessenen Sinn herauszubringen, indem sie sich auf die verschiedenste Weise bemühen, die Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist merkwürdig, dass der oben erwähnten reformierten Lehre ein eifriger Verteidiger in dem Lutheraner Sander erstanden ist. Er scheint dies gleichsam als Rächer getan zu haben, denn schon ist von einigen Niederländern der heilige und durch das Ansehen der Alten gebilligte Sinn der Stelle aufgegeben und verachtet.

H. van Heyningen sagt nämlich in seiner Bibelerklärung über die 3 Briefe des Johannes (Schoonhaven 1842, S. 91): „Er kann nicht sündigen, in der Sünde seine Lust nicht finden, gegen welche Gott einen Abscheu hat.“ A. Brink über den I. Brief des Apostels Johannes (Amsterdam 1806, S. 237 etc.) sagt richtiger: „Manchmal wird dieser Same durch das Unkraut in seinem Wachstum gehindert, doch niemals ganz gehindert, um weiter Früchte bringen zu können.“ Ähnlich H. E. Vinke (das Neue Testament mit erläuternden und passenden Anmerkungen. Utrecht 1864, S. 154 u. 155): „Wer wahrlich aus Gott geboren ist, hat ein neues Leben des Geistes, ein Leben mit Gott empfangen. Dies Leben kann wohl für eine Zeit abnehmen und welken, aber nie ganz vergehen und ausgelöscht werden.“ In Gomars Vaterstadt wird die Auslegung der Väter gutgeheißen von Scholten (Die Lehre der ref. Kirche. 4. Ausg, 2. Teil, S. 160 vergl. mit 471, 500, 535, 537): „Auf demselben Boden des Pelagianismus entspringt der Bannfluch, durch das Tridentinische Konzil ausgesprochen über die Lehre, dass der gerechtfertigte und wiedergeborene Christ nicht sündigen noch von dem

Glauben abfallen kann (VI. Sitzung, Cap. XII.). eine Verurteilung, welche sich der Protestant gern gefallen lässt, weil er mit dem Apostel überzeugt ist, dass der, der aus Gott geboren ist, nicht sündigen kann. – Sagt man, dies ist nur eine sittliche Notwendigkeit, so stimmen wir zu, wenn das Wort „nur“ nicht bezeichnen soll, dass dasjenige, was sittlich notwendig ist, nicht weniger notwendig sein würde. – Als Fleischliche konnten sie sich früher dem Gesetz Gottes nicht unterwerfen Röm. 8,7: „jetzt, aus Gott geboren, können sie nicht mehr sündigen.“

Es ist Zeit, mit der Geschichte der Auslegung aufzuhören und zur Auslegung selbst zu kommen. In der Gedankenreihe Kap. 3,1-9, die wir oben festgestellt haben, folgt Vers 9 auf Vers 8 so, dass Johannes versichert, dem, der vom Teufel sei, stehe der, der aus Gott ist, feindlich gegenüber, und ebenso der teuflischen Natur, die im Sündigen besteht, die göttliche Natur, die ihre Kraft darin übt, nicht zu sündigen. Ferner, wie der Teufel von Anfang sündige, also im sündigen verharre, ebenso verharrt der aus Gott geborene im nichtsündigen, weil er seinen Samen in sich festhält. Und diese Eigentümlichkeit der aus Gott geborenen sei durch die Offenbarung des Sohnes Gottes bewirkt, denn der habe die Werke des Teufels zerstört und zugleich mit ihm als dem Sohn Gottes und dem Feind der Sünden seien die andern Söhne Gottes und selbst frei von Sünden geworden.

Jenes „jeder, der geboren ist“, welches der Apostel auch an andern Stellen und im 3. Kapitel sogar fünfmal gebraucht, wird nicht bloß im allgemeinen stark hervorgehoben, sondern mit einer gewissen Schärfe gegen die gesagt, welche einen göttlichen Ursprung erheuchelten. In den Worten „jeder, der geboren ist aus Gott“ hat das „aus Gott“ den Nachdruck und steht jenem entgegen: „aus dem Teufel“ und wird daher zu Ende des Verses wiederholt und ernst und scharf betont. Gott und Gottes Kinder sucht der Apostel von jeder Gemeinschaft der Sünder zu befreien. Die göttliche Geburt wird in einer Perfektform bezeichnet und hat daher einen vollständigen und abgeschlossenen Begriff. Nicht nur weil jede Geburt in einem Augenblick geschieht, sondern weil Gott und der Teufel, Gottes Kinder und des Teufels Kinder, *wie sie sind und bleiben*, gegenübergestellt werden.

Es sind also alle Erklärungen zurückzuweisen, in denen gesagt wird: So weit und so lange er aus Gott geboren ist. Der wiedergeborene Mensch zerfällt nicht so in *Teile*, dass der eine Teil sündigt und der andere nicht, sondern Johannes unterscheidet ganz teuflische oder ganz göttliche Personen. Oder wie kann man glauben, durch diese bestimmte und nachdrückliche Redeweise werde der von uns zu ergänzende Gedanke ausgedrückt: nur ein gewisser Teil eines Gotteskindes sei wiedergeboren. Wie aber das neu entstehende mit dem alten zusammenhänge, wollen wir hier nicht untersuchen, da uns hier das Wesen des Kindes Gottes in seiner vorwiegenden Eigentümlichkeit gezeichnet wird.

Dass der Artikel vor „Sünde“ weggelassen ist, erweitert nach des Johannes Sprachgebrauch den Begriff Sünde, ähnlich wie auch V. 5 vergl. mit 1,5; 4,8 usw. Von nicht geringerer Bedeutung ist, dass dem Wort „Sünde“ das „er tut nicht“ vorhergeht. Denn so wird festgesetzt, dass der aus Gott Geborene nicht einmal gedacht werden könne als „sündigend“. „Sünde tun“ ist im Verhältnis zu „sündigen“ „der schärfere und präzisere Begriff“. Aber der Begriff darf nicht so gepresst werden, dass darin liege: „trotzig sündigen“ (Aretius), „gegen das Gewissen und ohne Reue“ (Rosenmüller), „sich der Sünde befleißigen“ (Beza), „wissend und absichtlich sündigen“ (Spener), „die Sünde herrschen lassen“ (Hunnius), „lasterhaft sein“ (Capellus), „Todsünden begehen“ (die Römischen). Denn weder aus der Natur der Wiedergeburt noch aus dem Begriff des Sünde *Tuns*, sondern allein aus der richtigen Definition des Begriffs *Sünde selbst* wird die schwierige Stelle recht verstanden. *Es muss eine Sünde statuiert werden, welche der Wiedergeborene in der Tat nicht tut.*

Den Grund, warum der aus Gott Geborene Sünde nicht tut, zeigt Johannes mit den Worten: „denn sein Same bleibt in ihm“. Das „sein“ Same muss auf Gott bezogen werden, dessen Same ist

es, der in einem Sohn Gottes bleibt. Durch diesen Samen ist und regiert Gott selbst in uns (vergl. V. 15). Wie der Sohn des Vaters Natur durch den Samen des Vaters empfängt, so zeugt Gott seine Söhne, indem er ihnen seinen Samen gibt und einpflanzt. Was bedeutet nun aber dieser aus Gott auf die Wiedergeborenen übergehende Same?

Notwendig muss es etwas Lebendiges, Wirksames, aus seiner persönlichen Natur Personen Bildendes und Schaffendes sein³¹; denn durch kein anderes Ding als diesen Samen allein wirkt Gott in uns so, dass wir Sünde nicht tun, im Gegenteil der Gerechtigkeit nachjagen. Denn nicht durch Kräfte und Anstrengungen des wiedergeborenen Menschen selbst geschieht es, dass er Sünde nicht tut, sondern jener Same hat den Ruhm, dass er die Wiedergeborenen, indem er sie lebendig macht, bewahrt und in ihnen bleibt und von Sünden zurückhält. Der Same kann nicht dasselbe sein wie „das Kind“, so dass das Neugebärende das Neugeborene bezeichne (Bengel), und für Samen ist nicht zu setzen „gleichsam göttlicher Same“ (Semler), auch ist er nicht „der Bildungstrieb fürs Gute“ (Paulus), noch bezeichnet er „die Religiosität“ (Fritzsche). Im Gegenteil müssen wir entweder Gottes Wort oder den heiligen Geist unter dem Samen verstehen. Dass Gottes Wort in den Wiedergeborenen sei, sagt Johannes 1,10; 2,5 (durch Bewahrung des Wortes sind wir in Gott), Vers 14, 24; Kap. 4,6 (dadurch, dass wir die Apostel hören, zeigt sich, dass wir aus Gott geboren sind); dass der heilige Geist den Wiedergeborenen gegeben sei, sagt er Kap. 2,20.27; Kap. 3,24; Kap. 4,13; Kap. 5,15 („Zeugnis ist der Zeugnis gebende Geist“). Wir glauben nun, dass Johannes unter dem Samen zuvörderst den heiligen Geist versteht, weil nach seiner Lehre der Geist auf Erden zeugt (Kap. 5,6.8). Also alle göttlichen Werke vollführt und uns das innere Verständnis gibt (Kap. 5,20), durch welches wir Gott erkennen und in ihm bleiben. Wenn wir den Samen als den heiligen Geist erklären, meinen wir nicht, dass das vom Geist gegebene Wort Gottes, noch die Früchte und Wirkungen der Wiedergeburt, noch auch Christus selbst abwesend sei (Ökumenius, Ebrard, Lücke, Huther). Der Geist schließt dies alles in sich und macht, dass es aus ihm hervorgeht, denn es ist alles Geist Kap. 5,6. Wenn wir die Macht und das Zeugnis des Geistes, wie sie in der ersten Epistel des Johannes beschrieben sind, betrachten, so wirkt er dahin, nur das Eine zu erreichen, dass er die Kirche im Sohn Gottes und so in Gott selbst erhalte. Gegen den Geist der Welt und der Widerchristen kämpft er, und bezeugt, Jesus Christus sei mit Wasser und Blut ins Fleisch gekommen (Kap. 5). Eben derselbe vollzieht Gottes Gebote in uns, welche die Liebe zu Gott und den Brüdern befehlen, und stärkt und unterrichtet uns so in gewissem Glauben und zweifelloser Wahrheit, so dass eine Lüge, weil sie in ihm nicht ist, auch in uns nicht sein kann (Kap. 2,27; 3,24).

Weil dies die Werke des Geistes, so muss man annehmen, dass auch an dieser Stelle der Same der Wiedergeborenen in ihnen so bleibe, dass sie durch seine lebendigmachende Kraft, durch sein mächtiges Zeugnis, durch seine sichere Erleuchtung die Verführer verachten, und so in dem geöffneten Gottessohn beharren, dass sie des Teufels Werke zerstören. So sind darum alle Erklärungen solcher, welche *das besondere Werk des Geistes*, wie es in dem Brief geschildert wird, übergehen, abzuweisen.

31 Wer wagt *Weiß* (bibl. Theol.) zuzustimmen, der zwar bestätigt, dass Jesus in seinen Reden die Persönlichkeit des heiligen Geistes gelehrt, aber glaubt, dass Johannes in seinem Brief diese seine Lehre nicht getrieben habe. Im Gegenteil kann man mit den Gründen, mit denen Weiß im Evangelium das persönliche Wesen des heiligen Geistes beweist, die Sache auch im Brief erhärten. Vergl. die Ausdrücke des Johannes: „Die Salbung lehrt, der Geist zeugt, der Geist bekennt“, welche den Worten Jesu über die Wirksamkeit und das Wesen des heiligen Geistes sehr ähnlich sind. Oder hat der Schüler in dieser wichtigsten Sache den Meister nicht verstanden? Gut sagt Christlieb (moderne Zweifel. 2. Aufl. S. 277): „Muss nicht dem auf volle und wahre gottebenbildliche Persönlichkeit hinarbeitenden Geiste selbst auch Persönlichkeit zukommen?“

Johannes fährt fort: „Der (Same) bleibt in ihm.“ Auch dies muss festgehalten werden, wie es geschrieben dasteht, und darf nicht durch ein „so weit“ „so lange“ „so viel“ abgeschwächt oder gänzlich zerstört werden.

Wir können den festen Glauben des Johannes, dass der Same in den Wiedergeborenen bleibe, mit allen jenen Worten beleuchten, mit denen er den von der Gemeinde über die Welt und Satan *bereits erfochtenen Sieg* feiert (Kap. 2,13.14; Kap. 5,4), oder mit welchen er seine untrügliche Überzeugung preist, dass alle Wiedergeborenen in Gott sind und bleiben und zweifellos Gott selbst sehen werden. Wir müssen daher der Kühnheit solcher Ausleger widerstehen, die die Wahrheit und den Trost jenes „er bleibt“ auslöschen und dem Johannes widerstreiten, der doch kurz vorher seine unerschütterliche Hoffnung dahin verkündigt hat: „Wir wissen, dass wir ihn sehen werden, wie er ist“. Es irren gewaltig, die diese Stelle den Forderungen der Dogmatik anpassen und so verderben. Das gewöhnliche „und“, das den Vers anknüpft, zeigt mehr als jede andere Partikel, dass der Sinn sich einfach anschließt. Die höchste Bedeutung haben zweifellos die Worte „und kann nicht sündigen“. Beim Lesen derselben denke man an die Bemühungen der Erklärer, die dieses Wort in jeden nur irgendwie möglichen Sinn hineingezwängt und verdreht haben. „Nicht sündigen können“ verbindet Johannes aber mit jenem einfachen „er tut nicht Sünde“, weil er auch an anderen Stellen diese Redeweise gebraucht, dass er den betonten und zu erläuternden Gedanken klarer und schärfer wiederholt und so häuft. Durch solche Hinzufügungen will er nicht etwas ganz Anderes oder Neues aussprechen, sondern das eben Gesagte bekräftigen und bestätigen. Daher schickt er nicht nur das „er kann nicht“ jenem „sündigen“ voraus, sondern fügt auch den ganzen Gedanken an. Ein ähnliches Beispiel steht Kap. 2,11, wo der Apostel Worte, die denselben Sinn haben, miteinander verbindet, um dieselben um so kräftiger ans Herz zu legen. Es ist offenbar und braucht nicht bewiesen zu werden, dass jenes „er kann nicht“ nicht bedeutet: „er will nicht“ (die Griechen), oder „er muss nicht“ (Augustin über „Natur und Gnade“ Kap. 15). Oder „er will nicht nach seinem gewöhnlichen Willen“ (Ökumenius), oder „er kann nicht sündigen, *soweit* er aus Gott geboren ist“, oder an welchem Teil er wiedergeboren ist, oder „er kann kaum, er kann schwerlich“ (Grotius), oder: „seine ganze Geistigkeit und Angewöhnung“ (Paulus), sträubt sich dagegen, oder „wir haben hier die ideale Anschauung des Johannes“ (Neander, Düsterdieck). Diese letzte Ansicht widerlegt sehr richtig Sander, wenn er sagt: „Johannes hat es hier mit realen Zuständen zu tun und will uns die Kennzeichen anführen, woran man erkennen könne, ob einer ein Kind Gottes sei oder vom Argen. Mit den Worten „er kann nicht“, wird in allen Stellen des Neuen Testaments ausgesprochen, dass in keiner Weise etwas geschehen und gewirkt werden könne.“³²

Eine klare Stelle, die mit dem Ausspruch des Johannes völlig übereinstimmt und ihn treffend beleuchtet, finden wir Matthäus 7,15 in den Ermahnungen Jesu, die falschen Propheten zu fliehen. Der einfachen Versicherung: ein guter Baum bringt gute Früchte, folgt die kräftige Bestätigung: Ein guter Baum *kann nicht* schlechte Früchte bringen. Und zwar kann dies deshalb nicht geschehen, weil es mit der Natur des guten Baumes nicht zu vereinen ist, dass er schlechte Früchte trage. Wir wollen aber die Matthäusstelle nicht nur betrachten wegen des: „er kann nicht“, sondern weil der ganze Gedanke derartig ist, dass er zum Verständnis des Johannes viel beiträgt. In der ganzen christlichen Kirche wird einstimmig unter: „Früchte“, welche ein Merkmal und untrügliches Kennzeichen der falschen Propheten sind, besonders *ihre falsche Lehre* verstanden, wie jemand sagt: „Aus den

³² Mt. 5,14; Lk. 20,36: Denn sie können nicht mehr sterben. An vielen Stellen von ganz ähnlicher Ausdrucksweise tritt uns jenes „er kann nicht“ oder „es ist unmöglich“ (Joh. 10,29; 2. Tim. 2,13) entgegen. Öfters wird im Evangelium des Johannes das „nicht können“ in moralischem Sinn gefasst. Von welcher großer Bedeutung das „nicht können“ stets war, bei Beschreibung des ursprünglichen Standes und bei Schilderung des Heils der Auserwählten und bei anderen Punkten der Dogmatik, ist hinlänglich bekannt.

Früchten sind sie zu erkennen, aus irgend einem handgreiflich gottlosen Glaubenssatz, der unmöglich in der Kirche Aufnahme finden kann.“ Und diese Auslegung fordert auch notwendig die Stelle selbst, wo von den *Lehrern* gesprochen ist. Ganz ähnliche Stellen bekräftigen es (Mt. 12,33-35; Lukas 6,45 verglichen mit 5. Mose 13). Siehe darüber Tholucks ausgiebigen Kommentar über die Bergpredigt S. 459 ff.

Dennoch kann man mit dieser Erklärung, die durch alle Jahrhunderte gebilligt ist, leicht sich täuschen, wenn man die Lehre von dem Wandel und dem Charakter des Lehrenden trennt und glaubt, dadurch allein sei an die Wahrhaftigkeit der Propheten ein Maßstab zu legen. Ich gestehe zwar, dass Jesus hauptsächlich durch seine Lehre als ein neuer vor den Lehrern seiner Zeit ausgezeichneter Prophet aufgestanden ist (*διδασχῆ καινῆ κατ' ἑξουσίαν*).³³ Aber wer kann leugnen, dass dies Wort verbunden mit seinem heiligen Leben aus der Wahrhaftigkeit und Göttlichkeit des ganzen Wesens Christi Kraft und Stärke geschöpft habe? Daher verstehen diejenigen die Stelle des Matthäus richtig, welche die Lehre und den Wandel so eng verbinden wie jenes Beispiel von dem Baum und seinen Früchten es vor Augen stellt.³⁴ Die falschen Propheten im Schafskleid, d. i. unter dem großen Schein prächtiger Worte (Röm. 16,18; 1. Joh. 4,20 Ich liebe Gott) sich mit einer gewissen Heiligkeit einschmeichelnd offenbaren sich bald als reißende Wölfe. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“: durch dieses ernste Wort werden sowohl die Orthodoxen, welche die reine Lehre nicht mit einem reinen Leben zieren, als auch alle die gestraft, welche träumen, ein reines Leben könne ohne reine Lehre geführt werden.

Die Lehre kann so wenig vom Leben getrennt werden, dass in der Ausarbeitung, Formung und Verkündigung der Lehre das geistliche Leben und der inwendige Mensch in einziger Weise zu erkennen ist.

Wenn auch zweifelhaft ist, ob Christi Worte V. 21-23 auch auf die falschen Propheten gehen, oder im allgemeinen von falschen Bekennern zu verstehen sind, das steht fest, dass die Wirker der Gesetzlosigkeit durch Lehre und Leben oder was der heiligen Schrift noch entsprechender ist, durch die ganze Triebfeder ihres Lebens das göttliche Gesetz zerrissen, abgebrochen und in den Staub gezogen haben. Dass Leben und Lehre aufs engste verbunden sind, lernen wir aus der Bergpredigt Mt. 5,19.

Die Worte Christi beweisen uns die völlige Einigkeit zwischen ihm und dem Jünger, welcher an seiner Brust lag. Beides erscheint im ersten Johannisbrief verbunden, Bekenntnis und Liebe oder Lehre und Leben und zwar so, dass aus wahren Bekenntnis wahre Liebe entstehe, wahre Liebe aber auch wahres Bekenntnis bewirke.

Wenn nun Johannes fortfährt: weil er aus Gott geboren ist, so wiederholt er nicht einfach den eben ausgeführten Gedanken (der aus Gott geboren ist), sondern führt denselben mit Ausgang des

33 Grau: Über die Eigentümlichkeit des Markusevangeliums in der Entwicklungsgeschichte der neutestamentlichen Schriften (1871) – mischt Wahres und Falsches durcheinander, wenn er über das Zurücktreten der Lehre bei Markus handelt. Wenn auch der zweite Evangelist weniger Worte Christi berichtet als die anderen, so legt er doch den Worten Christi die größte Bedeutung bei. Denn wenn Jesus sprach, war er mit göttlicher Kraft ausgestattet und setzte so die Menschen in Staunen (er sagte ihnen das Wort). Mit Recht weist also Weiß (Einleitung zum Evangelium Marci) Graus Irrtum zurück: „Es ist keine ganz richtige Charakterisierung der Lehrweise Jesu, wenn man sagt, dass Markus die Worte Jesu hinter seine Taten zurückstelle.“ S. 62.

34 Grotius bringt bei der Matthäusstelle Tertullian, Hieronymus, Chrysostomus als Zeugen bei, dass ein guter Baum so lange gute Früchte bringe als er gut bleibe, er könne aber aufhören, ein guter Baum zu sein. Die Calvinisten sagen dagegen, ein guter Baum könne nicht aufhören, ein guter Baum zu sein, weil er nicht aufhöre, gute Früchte zu tragen. Die vorzüglichste Frucht aber sei der Glaube und wo der Glaube bleibe, bleibe auch der Baum gut.

Verses zur Höhe, indem er lehrt, eben aus dem Grund könne der aus Gott Geborene nicht sündigen, weil er aus keinem andern als aus Gott geboren sei. Vor allem sind daher jene durch ihre Voranstellung hervorgehobenen Worte „aus Gott“ zu betonen.

Wir wollen jetzt die Summa der Meinung, welche wir von dem „Nichtsündigen der aus Gott Geborenen“ erwiesen haben, zusammenfassen. Wer aus Gott geboren ist, sündigt nicht so und kann es nicht einmal, dass er der Lehre und den Werken der Verführer folgend und in Gemeinschaft mit ihnen den Sohn Gottes und mit dem Sohn zugleich den Vater, also den wahren und einen Gott, den er einmal erkannt und geliebt, verleugnet und verwirft, und zugleich mit Gott auch die, welche aus Gott geboren sind, seine christlichen Brüder, die er einst mit Liebe umschloss. Wenn derselbe sich auch vieler gegen Gott und die Brüder begangener Sünden bewusst ist, *sündigt er dabei dennoch nicht*, weil er nicht aus der Gemeinschaft Christi und der Brüder tritt, sondern *durch Bekenntnis und Vergebung der Sünden Christo nahe bleibt und mit ihm verbunden ist*. Das Wort und die Wahrheit Gottes, welche zusammen mit dem heiligen Geist in ihm wohnen und ihn leiten, schaffen es, dass er im Licht des Evangeliums wandelt, welches die Erkenntnis seiner selbst und die Erkenntnis Gottes in ihm bewahrt. Wenn Johannes die Beschaffenheit der Wiedergeborenen und ihren ganzen Zustand als gerecht betrachtet, so behauptet er ebenso, sie können nicht sündigen; denn obgleich sie Sünder sind und bleiben, *sind und bleiben sie dennoch in der Gemeinschaft Gottes und der christlichen Gemeinde*. Und diesen unumstößlichen Satz lehrt Johannes darum mit solcher Kraft und Autorität, weil er die Gemüter der Gläubigen durch Wort und Lehre völlig zu befestigen strebt und mit Stärke zu bekleiden sucht. Es entgeht ihm nicht, wie schwach die wahrhaft Gläubigen in sich selber sind, aber indem er Gott und seine Werke in den Gläubigen anschaut, schreibt er seine Wahrheit als heilig und unwandelbar nieder und so musste er *wunderbar trösten und befestigen*.

Es muss also diese Art der Rede sozusagen mit der Hirtenweisheit des Johannes, wie sie überall im Brief sich zeigt, nicht mit einer idealistischen Anschauungsweise beleuchtet werden, vermöge welcher er die Wahrheit nicht nach menschlicher Vernunft umgrenzt, sondern sie zum Trost und zur Auferbauung der damals verwirrten und durch Verführer verwüsteten Gemeinde schlechthin und ohne Schranke ausspricht. Gegen das Nein aller Lüge setzt er kurz ein bestimmtes Ja.³⁵

Haben nun die Calvinisten diese Stelle richtig erklärt? Ist es wahr, dass die Heiligen wieder abfallen können? Man hat die Sache neuerdings zu wenig ernst behandelt. Wenn fest steht, dass die Wiedergeborenen nicht also sündigen, dass sie von dem in Christo geoffenbarten Gott abfallen, und wenn ein solcher Abfall als ganz unmöglich bezeichnet wird, so ist klar, dass die Heiligen bis ans Ende des Lebens im Glauben beharren. Wir müssen noch sagen, dass die dogmatisch formulierte Lehre über die Beharrung der Heiligen oft nicht so aufgestellt wird, dass man genügend zeigt, Glauben und Liebe seien *gemeinsame Gaben, die immer verbunden bleiben*.³⁶

35 Hierüber habe ich ausführlicher gehandelt in meiner „Wanderung durch die heilige Schrift“, S. 211.

36 Unter den neueren Dogmatikern versichern Nitzsch (System christlicher Lehre S. 150), Schenkel (Dogmatik II, S. 113), Martensen (Dogmatik S. 235), Rothe (Theol. Ethik III, S. 197: So leugnet ja auch Johannes gerade von dem Wiedergeborenen, dass er sündige und sündigen könne, weil der Same Gottes in ihm bleibe), dass die Beharrung der Heiligen in der Schrift gelehrt werde. Wie mit dieser Lehre die traurigen Beispiele des Abfalls, die Arbeit und Mühe des heiligen Geistes, mit der er ängstlich die Gläubigen in der Gemeinschaft Christi zu bewahren bestrebt ist, und vieles andere, das wir in der Schrift finden, vereinigt werden kann, ist hier nicht zu untersuchen.

Kapitel 4. – Über die Todsünde.

Mit etwas mehr Mut gehen wir jetzt an den letzten Teil unserer Untersuchung, in der wir über die Todsünde, nach 1. Joh. 5,16-18, handeln müssen. Im Begriff, den Brief zu schließen, folgert der Apostel Johannes (da er V. 13 gesagt hat, die Gläubigen hätten das ewige Leben) aus diesem freien Geschenk Gottes, dass wir in Bezug darauf voll Zuversicht alle unsere Bitten ihm übergeben können.

V. 14 geht das „und“ auf den Glauben und das Geschenk des Glaubens und bringt somit einen neuen Gedanken. Denn Johannes lehrt zweierlei, dass unsere Bitten, wie und wie vielerlei sie immer seien, von Gott gnädig und gewisslich erhört werden (wenn wir bitten, hört er uns), und beschränkt dann diese Freiheit zu bitten, wenn er hinzufügt: „nach seinem Willen.“ Dann fährt er fort, die Zuversicht der Bitte zu stärken, indem er sagt, weil wir ganz gewiss wüssten, dass Gott uns in allem erhöhe, was wir bitten, so hätten wir auch die Versicherung, dass wir *einzelne und besondere* Bitten von ihm erlangen würden. Wird im allgemeinen Gebet erhört, dann auch besondere Bitten. Bei seinem Abschied ermahnt er alle die Glieder der Gemeinde, welche die Macht des Gebets erfahren haben, zum eifrigen Gebrauch desselben, auf dass allen jenen Brüdern, die von dem Geist der Verführer angesteckt, aber noch nicht völlig vergiftet sind, von Gott Gnade und Genesung geschenkt werde. Und sicherlich konnte er den Brief nicht besser und würdiger schließen. Die Worte: „Wenn jemand seinen Bruder sieht sündigen“, setzen einen Fall, der zweifellos eintreten kann, (wenn einer sehen sollte Winer S. 260) vergl. 3,17, und dass dieser nicht außerhalb der Gemeinde, sondern in ihrer Mitte vor aller Augen, wenn auch von wenigen bemerkt, in Erscheinung tritt. Der Bruder, welcher sündigt, setzt diejenigen, denen seinetwegen zu beten befohlen wird, in Schmerz und erregt durch seine handgreifliche Gefahr ihre Liebe und ihren Eifer zu helfen. „Seinen“ und „Bruder“ ist zu betonen, so dass die enge Gemeinschaft des sündigenden Bruders, die mit den übrigen Gliedern der Gemeinde geschlossen ist, ein energischer Antrieb zum Beten ist. Man erkennt einen Bruder, der mit der Gemeinde recht verbunden und also wiedergeboren ist (Düsterdieck). Diese Erklärung fordern die Worte: „seinen Bruder“. Daher versteht Calov unsere Stelle falsch, wenn er sagt, die Gemeinde solle für die Bekehrung und das Heil jegliches Nächsten beten. Wenn man diesen einen Vers hört, der den Ernst an der Stirn trägt, kann es einem nicht entgehen, dass ein sündigender Bruder nicht so sündigt, wie von allen Menschen gesündigt wird, *sondern auf eine besondere Art*. Und das tut er so, dass er der Lehre der Verführer nicht mit aller Kraft widersteht, sondern sie nur zaghaft bekämpft und so bereits die Gemeinschaft Christi und der christlichen Brüder zu verlassen beginnt. Durch solche Lässigkeit konnte der Bruder im Verkehr mit den Verführern dazu gebracht werden, ganz in deren Lager überzugehen und schließlich die Todsünde zu begehen.

Μὴ πρὸς θάνατον (nicht zum Tode) (später οὐ πρὸς θάνατον), sagt Johannes, weil der, welcher dem sündigenden Bruder Hilfe bringen soll, zu beurteilen hat, ob der sündigende Bruder nicht wirklich die Todsünde tut (Winer S. 421). Ist aber ein solches Urteil zu schwierig oder kann es gar nicht gefällt werden, wie einige meinen, so wissen wir nicht, wozu der Apostel diese ganze Gedankenreihe niedergeschrieben hat. Wir geben zwar zu, dass Johannes nach seiner Ausdrucksweise – „wenn jemand sieht“ – die Fähigkeit, die Geister zu prüfen, vorsichtig nur dem zuerteilt, der schärfer sieht, als die übrigen. Denn dieses „jemand“ bezeichnet weder die ganze Gemeinde (Neander) noch die Heiligen (Meyer), sondern es zeigt an, dass die besondere Sache auch nur besonderen Personen eigentümlich sei. „Er wird geben“ ist auf den Bittenden zu beziehen, durch dessen Einschreiten der gefallene Bruder das Leben empfängt, wenn auch der Zusammenhang Gott, der ja das Gebet erhört und im ganzen Brief als der Geber des Lebens verherrlicht wird, zu verstehen gestattet. Diese Meinung wird durch die Grammatik und Ansehen des Bittgebetes an anderen Stellen bestätigt (Act. 3,6;

Jak. 5,15 u. 20;³⁷ 1. Tim. 4,16). Auf welche Weise dem sündigenden Bruder das Leben wiedergegeben wird, erklärt der Schreiber nicht, der nur gewiss ist, dass Bekehrung und Wiederaufrichtung des Sünders als Gottes Werk allein durchs Gebet bewirkt wird. „Das Leben“ bezeichnet nach der Lehre des Briefes Jesum Christum selbst und seine ewigen Gaben, deren größte die brüderliche Liebe ist (5,12 vergl. mit 3,14-15). Daraus folgt, dass der welcher für einen sündigenden Bruder gebeten hat, das erreicht, dass Jesus Christus und die Bruderliebe in dem Sünder erneuert werden und so der Sünder in der ehemals gepflegten Gemeinschaft wieder eingewurzelt wird. Das hinzugefügte: „die da sündigen nicht zum Tode“ ist mit dem „ihm“ (wird „ihm“ Leben geben) so zu verbinden, dass dieser eine in mehrere, von denen der Apostel weiß, dass sie sündigen, übergeht und so eine allgemeine Norm aufgestellt wird. „Nicht für alle, welche sündigen, spricht der Apostel, empfehle ich diese Zuversicht und Macht des Gebets, sondern nur für die, welche aus der Zahl derer, die zum Tode sündigen, geschieden werden können.“ Jenes „nicht zum Tode“ hat hier adverbialen Sinn und bezeichnet solche Sünder, welche durch Sündigen noch nicht bis zum Tod weggerissen sind.

Darüber müssen wir ausführlicher handeln, da wir jetzt die viel misshandelte Stelle erforschen: „Es ist eine Sünde zum Tode.“

Wenn wir den Zusammenhang der Worte mit dem Vorhergehenden betrachten, wird bald klar werden, dass der Apostel die Macht und das Gebiet, darin die Sünde zum Tode herrscht, mit ernstem und göttlichem Wort anzuzeigen und zu beschreiben bemüht ist. Der geliebte und mit scharfen Augen begabte Jünger Jesu führt den Inhalt seines Briefes, den er durchweg erhaben behandelt hat, mit dem feierlichen Ausspruch: „es ist eine Sünde zum Tode“, wie ein Prophet zu Ende, indem er über eine Sünde Aufschluss gibt, welche alle Hoffnung auf Heil und allen Glauben an Vergebung wegnimmt, und den elenden Menschen der ewigen Verdammnis hingibt.

Jenes einfache: „es ist“, mit dem der Satz des Apostels beginnt, stellt fest, dass diese furchtbare Sache in der Gemeinde selbst unter den christlichen Brüdern existiere und wohl zu erkennen sei. Was nun zunächst die Ausdrucksweise: „Sünde zum Tode“ anbelangt, so zeigt das Verhältniswort „zum“ sowohl den Weg an, welchen die Sünde führt, als auch das Ende, zu dem sie gelangt. So steht Ev. Joh. 11,4: „eine Krankheit, welche nicht zum Tode führt“; ähnlich ist jenes „zu“ Ev. Joh. 3,20 (er kommt nicht „zu“ dem Licht). Bei Paulus treffen wir einen derartigen Gebrauch der Präposition öfters an: „Eph. 2,18 wir haben einen Zugang, der bis „zum“ Vater uns bringt. Im 1. Brief des Johannes kann man richtig vergleichen 1,2: „das Leben, welches war „bei“, wörtlich: „bis zum Vater“ und nicht von ihm getrennt werden kann.“ Ebenso 2,1. Damit stimmt voll und ganz zusammen die alttestamentliche Formel מוֹת הַטָּאֵל Sündigen zum Tode (Num. 18,22 vergl. mit 16,38). Doch braucht man diese nicht herbeizuziehen, da bei Johannes selbst sich passende Beispiele zur Erklärung des Ausdrucks finden. Der Tod aber, zu welchem die Sünde führt, so dass keine Rettung aus seiner Macht gegeben ist, muss erkannt werden als das Gebiet, welches dem Leben Jesu Christi und seiner Kirche entgegengesetzt ist, d. h. als ein Verlieren des ewigen Gottes und seiner ewigen Gaben, die nie wieder beschafft werden können. Dieser Tod beginnt schon in diesem Leben uns zu bedrücken und lässt in Ewigkeit nicht davon.

Aber was ist nun diese schauerliche Sünde?

Bevor wir zeigen, welche Meinungen Jahrhunderte hindurch vorgetragen sind, sei es uns gestattet, unsre eigne Meinung zu sagen. Wir stimmen dem zu, was Düsterdieck treffend also auseinandersetzt: „Die Sünde zum Tode ist aus dem Zusammenhang unsers Briefs die Leugnung, dass Jesus

³⁷ Die Jakobusstelle ist auch deshalb nützlich, weil jener „Sünder“, der „abgeirrt von der Wahrheit“, aus dem sicheren Weg weicht, ein christlicher Bruder ist, der durch äußerste Dürftigkeit des Lebens und andres Unglück überwältigt, an der Wahrheit Christi zu zweifeln und im Glauben zu wanken schon begonnen hatte.

der Christ oder der Sohn Gottes ist. Die antichristliche Verleugnung ist das unmittelbare und unzweideutige Bekenntnis, dass der Fürst des Lebens ausdrücklich und wissentlich verworfen ist. Das Wort der Verleugnung ist die Tatsünde, welche notwendig eine Sünde zum Tode ist.“

Ebenderselbe kann, wenn er die Sünde wider den heiligen Geist mit der Todsünde vergleicht, unsern Brief als Zeugen anführen, der ja beweist, dass durch die Lehre und Werke der Antichristen das in der Welt geoffenbarte Zeugnis des heiligen Geistes auf eine teuflische Weise angefeindet werde. Es sind also falsche Propheten, welche einst den wahren Gott in dem wahren Christus bekannt haben, nun aber ihn nicht allein zu ihrem eignen Verderben leugnen, sondern auch andre mit sich in Irrtum und Untergang zu reißen trachten. Diese Verführer verdarben das ihnen in Christo geschenkte Leben, verlöschten das in ihm erschienene Licht, verloren die Wahrheit und das in ihm geoffenbarte Gotteswort. Welchen andern Weg also konnten sie beschreiten als den, der zum Tode führt? Und gibt es von diesem Weg eine Rückkehr ins Leben? Der göttliche Apostel verneint das. Denn wer die einmal erkannte Wahrheit in Lüge verkehrt und durch teuflischen Wahn hingerissen wird, die christliche Kirche durch falsche Lehre zu zerstören, der verliert durch dieses Tun alle Schärfe und Fähigkeit seines Geistes, so dass er krankend am inneren Tode auf keine Weise mehr zur Erkenntnis der Wahrheit tauglich gemacht werden kann. Also durch das *gerechte Gericht Gottes*, welches hauptsächlich die Wiederherstellung verhindert, wie auch durch sein eigenes inneres Verderben vom Leben in Christo geschieden, ist er dem ewigen Tode verfallen.

Dennoch verfahren wir hier weise und vorsichtig, wenn wir Stufen der inneren Verderbtheit statuieren, auf deren letzte der ewige Tod folgt. Diesen Unterschied scheint der Apostel selbst zuerst V. 17 gemacht zu haben. Doch wir werden später über diese Stelle handeln.

Auf die Frage, was für Leute es seien, deren Seelen gänzlich verderbt sind und die in Wahrheit die Todsünde begangen haben, muss geantwortet werden, dass es die waren, welche sich zu Hirten und Lehrern der Gemeinde machen wollten. Die in der Unverschämtheit so weit gehen, dass sie auch andre mit Gewalt zu verderben streben, diese sind die falschen Geister, welche hoffnungslos aufgegeben werden müssen. Wir würden die Grenzen unsrer Abhandlung zu weit überschreiten, wenn wir hier über die Sünde wider den heiligen Geist verhandeln wollten. Dass die Todsünde und die Sünde wider den heiligen Geist ein und dasselbe ist, haben wir schon gesagt, und können uns dabei auf die Zustimmung und Autorität der besten Ausleger berufen: Calvins, Luthers, Bullingers, Calovs, Düsterdiecks. Eine neue Ansicht hat jemand geltend gemacht, welcher meint, die Frage nach der Sünde wider den heiligen Geist könne im gegenwärtigen Zeitalter nicht gelöst werden, erst in der letzten Zeit werde Licht in dieselbe gebracht werden können. „Es ist bei der christlichen Kirche bis daher eine umfassende und durchgreifende Erfahrung dieser Sünde noch nicht gemacht worden; es bleibt deshalb die Vermutung gerechtfertigt, dass dieselbe, wie sie in der ersten Zukunft Christi auftrat, wohl auch nur in den Zeiten der zweiten Zukunft des Herrn erkennbar auftreten wird, und zu den Werken des Menschen der Sünde, des Antichrist gehören werde.“ (Vilmar, theol. Moral. S. 348.) Aber diese Flucht vor einer Erklärung können wir nicht billigen, weil jenes „es ist eine Sünde zum Tode“ bei Johannes auf alle Zeiten geht. Ähnlich wie Jesu Worte über die Sünde wider den heiligen Geist³⁸ dienen jene berühmten Worte aus dem Hebräerbrief Kap. 6,4-8 zur Erklärung

38 Christi Worte über die Sünde wider den heiligen Geist gehen auf andere Verhältnisse und Personen als die, welche Johannes und der Schreiber des Hebräerbriefes betrachten, welche abgefallene Christen als Todsünder beschreiben. Sie richten sich nämlich gegen die Pharisäer, die den Glauben noch nicht angenommen hatten und in ihres Herzens Härte in Gefahr standen, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen. Sünde wider den heiligen Geist ist der weitere Begriff, weil sie sowohl von den verhärteten Ungläubigen, die allen Glauben verwerfen, als auch von Abtrünnigen, die eine Zeit lang glaubten, begangen werden kann. Sünde wider den heiligen Geist wird innerhalb und außerhalb der Gemeinde gefunden, überall aber gegen das wohl erkannte und gleichsam gut geheißene Zeugnis der Wahrheit. Johannes sagt, Wiedergeborene könnten nicht in die Sünde wider den heiligen Geist fallen, weil die Tod-

rung unserer Stelle, wir können aber jetzt nicht genauer darauf eingehen. Nötig scheint es uns aber zu sein, Pauli Worte über einen ketzerischen Menschen in Erinnerung zu bringen: Titus 3,10-11: „Einen ketzerischen Menschen, wenn er einmal und abermal ermahnt ist, meide und wisse, dass ein solcher Mensch verdreht ist und *sündigt* als einer, der durch sich selbst verurteilt ist.“ Eine unheilbare Verkehrung zum Bösen und einen nie zu beseitigenden Zwang zu sündigen, welche das eigene Gericht in sich trägt, lehrt hier der Lehrer der Heiden. Hiermit müssen alle jene Stellen verglichen werden, welche in den übrigen Pastoralbriefen den Verführern jede Hoffnung auf Rückkehr zum Leben nehmen. (1. Tim. 6,5; 2. Tim. 3,8 u. 13: sie werden es weiter treiben; Tit. 1,16: zu jedem guten Werk untüchtig.³⁹ Nun kommen wir zu den Auslegungen Anderer.

Grotius sagt, die Anschauungen der Alten über diese Stelle durchmusternd, sie hätten unter Tod-sünde die Sünde dessen verstanden, der getauft sei; nicht aber eine jede Sünde, die mit gewisser Überlegung, oder wenn wenigstens Zeit zur Überlegung gegeben sei, getan werde, sondern eine von jenen schwersten Sünden, Götzendienst, Mord, Ehebruch. Dann spricht der gelehrte Mann von den Sitten und Gebräuchen der Alten denen gegenüber, die sie nach dem Fall in die Gemeinde aufgenommen hatten, wobei er sich auf das Zeugnis des Tertullian beruft, der über Ehebruch nach der Taufe (natürlich nicht bloß über diese Sünde) handelt, dann auf das des Pastors Hermas, der die zum Tode Sündigenden eiternde Ruten nennt, auch auf die nicänische Synode, welche die Sünde zum Tode erklärt: „unverbesserlich bleiben.“ Diese Meinung haben aufs neue Ambrosius und Erasmus verteidigt, von denen jeder sagt: Größere Schuld wird durch größeren Schmerz gesühnt. Aber Grotius selbst und jener, der gleichsam die Schatzkammer der römischen Auslegung ist, Cornelius à Lapide, geben zu, dass St. Johannes verbiete, für einen Todsünder im öffentlichen wie im privaten Gebet zu bitten. Daher haben die Gemeinden keinen Verkehr mehr mit solchen Sündern. Die Erklärung des Cornelius und Grotius halten wir nicht für besser. Dieser versteht es von denen, welche nach der Sünde ermahnt, dennoch fortfahren zu sündigen, jener von einer sehr schweren Sünde, die gleichsam unheilbar den Sünder fast sicher und unfehlbar zum Tode führen wird, wenn nicht irgend ein ausgezeichnete Heiliger, eine Art neuer Moses, ihm außergewöhnliche Gunst und Gnade bei Gott verschafft. Beide werden von Calov treffend widerlegt, welcher drei Kennzeichen dieser Sünde aufzählt: Es sei eine Sünde, die ohne Frage zum Tode führe von allen andern Sünden unterschieden, und man dürfe für dieselbe einfach nicht beten.

Hieronymus, Bernhardin, Bonaventura, Thomas Suarez und fast die ganze römische Kirche halten die Todsünde für eine schwere Sünde, aber sie fügen hinzu, dass sie kaum vergeben werden kann oder dass Gott beschlossen hat, sie zu bestrafen, ohne dass die Menschen es wissen, oder dass sie allein im Sterben zu erkennen sei. Einige wagten, auf einen bloßen Einfall sogar das Fegefeuer aus dieser Stelle zu beweisen. Welches Elend, der aus dieser Stelle geschöpfte Unterschied zwischen Todsünden und verzeihlichen Sünden über die christliche Kirche gebracht hat, leuchtet aus Calvins Worten hervor: „Fast keine Todsünde erkennen die Leute von der Sorbonne an, sie müsste denn eine so schnöde Schändlichkeit zeigen, dass sie mit den Händen gegriffen werden könnte. Alle Folgen der Erbsünde, wenn sie nur nicht zur äußern Tat werden, glauben sie mit einer leichten Besprengung und Seligsprechung auszulöschen.“ Augustin, der verschieden lautendes über die Todsünde hat, pflegt doch diese Erklärung festzuhalten: „Der sündige zum Tode, welcher in verbrecherischer Verderbtheit des Herzens sein Leben geendet habe.“ Da aber des Lebens letzte Stunde sich dem Auge des Menschen zu entziehen pflegt, kann gewöhnlich nicht über die Todsünde ein Urteil

sünder nicht in der wahren Gemeinde seien, wenn sie auch aus der äußeren Kirchengemeinschaft hervorgegangen sind.

³⁹ Es wäre von großem Nutzen, zu erforschen, welchen Zusammenhang wir in den Pastoralbriefen konstatieren müssen zwischen Ruin des Gewissens und Verlieren des Glaubens.

gefällt werden. Übrigens ist ein Wort Augustins erhalten, welches Wahrheit in sich trägt: „Sünde zum Tode sei es, wenn wir nach der Erkenntnis Gottes, die einem jeden aus Gnade gegeben sei, die *Bruderliebe* verletzen und *gegen die Gnade selbst*, durch welche Gott versöhnt sei, mit den Fackeln des Hasses vorgehen“ (Über die Bergpredigt Kapitel XXII). Die Väter der evangelischen Reformation, Luther und Calvin, stimmen in der Erklärung dieser Stelle überein. „Man kann nicht,“ sagt jener, „sich höher und schwerer versündigen, denn so man abfällt vom Glauben und dazu nicht will wiederkehren. Das ist die Sünde zum Tode, der nicht zu helfen ist“ (Ausleg. v. Joh. 15. Erlanger Ausgabe 49. S. 310). „Todsünde heißt die Sünde in den heiligen Geist – ich soll *wider* diese Sünde bitten“ (41 S. 346. Ausl. d. Proph. Jonas). Ferner verknüpft Calvin Abfall und Sünde wider den heiligen Geist mit diesen Worten: „Wenn Sünde oder Spott gegen den Geist derartigen Abfall immer nach sich ziehen, muss unzweifelhaft derselbe hier gemeint sein.“ Derselben Ansicht sind die Lutheraner Flacius, Lukas Osiander, Gerhard, Meißner und die meisten anderen, die Reformierten Bullinger, Gomar und andere.

Wenn ich die Einstimmigkeit aller dieser Männer lobe, so glaube ich doch, dass bei einigen nicht klar und deutlich genug unterschieden ist, wer denn jene gewesen seien, die in der apostolischen Kirche die Todsünde begangen hätten, so dass diese Worte durch die damalige Lage der Kirche erklärt werden. Wenn man nämlich diese Sünder als falsche Propheten fasst, wird man viele Dunkelheiten verscheuchen und mitten in der Gemeinde stehen, an welche Johannes schrieb.⁴⁰ Diese Erklärungsweise haben die Alten öfters vernachlässigt, nämlich dass die Worterklärung der Lage der Gemeinde anzupassen ist.

Von den neueren Erklärern verstehen de Wette und Lücke den Abfall, Sander die Sünde wider den heiligen Geist.

Von den evangelischen Erklärern stimmen also die meisten mit vollem Recht darin überein, dass Abfall, und was eng damit zusammenhängt, Sünde wider den heiligen Geist Todsünde sei. Der letzte Vertreter, Haupt, verteidigt diese Ansicht mit den Worten: „Die Todsünde kann nur darin bestehen, dass Gemeindeglieder das letzte Band mit Christo durchschnitten haben. Die Sünde zum Tode ist die vollendete Feindschaft gegen Christum, ist ein Sündigen ביד דמה (mit aufgehobener Hand).“

Wir haben noch den Schluss unseres Abschnittes.

Nachdem der Apostel auseinander gesetzt hat, was Todsünde sei, verbietet er die Fürbitte für solche Sünde in einer sehr feinen und zarten Weise. Wenn auch wahr ist, was einige (Socin, Grotius, Neander, Lücke, Huther) betonen, ein offenes Verbot sei nicht nach des Johannes Art gewesen, so zeigt doch die vorsichtige Redeweise mehr, dass die Sache verboten werde, als wenn dies offenbar gesagt wäre. Gegen die Logik verstoßen die, welche die Stelle so erklären, dass sie die Fürbitte nicht für gänzlich untersagt halten. Denn wenn Johannes für diese noch irgendwie Raum gesehen hätte, hätte er nicht hinzugefügt: „es ist eine Sünde zum Tode.“ Man träumt von einer noch vorhandenen unbestimmten Freiheit des Gebetes. Johannes braucht anstatt des oben gesetzten „er wird bitten“ hier das Wort „anhaltend flehen“, weil für den Todsünder nicht einmal durch eine kräftige und vertrauensvolle Fürbitte irgend welche Erhörung gehofft werden könne. Das dem ganzen Satz vorausgeschickte „nicht“ zeigt in scharfer Betonung, dass der ganze Inhalt negativ sei. Denn wer wagt wohl, für einen Todsünder Gott mit Vertrauen anzuflehen, bei dem der ihm völlig entfremdete Mensch Gnade nicht mehr finden kann?

⁴⁰ Calvin und Luther häufen die Klagen, dass für die Irrlehrer die Fürbitte vergeblich sei; nie habe er, sagt Luther, gesehen, dass sich ein Irrlehrer bekehrte.

Richtig sagt Tertullian zu dieser Stelle: Wo die Kraft der Bitte ist, da ist auch die der Vergebung, wo jene fehlt, da auch diese (d. pudicit. c. 10). Damit nun niemand den Unterschied zwischen „Sünde nicht zum Tode“ und „Sünde zum Tode“ missbrauche, fährt Johannes fort: „Jede Ungerechtigkeit ist Sünde.“ „Ungerechtigkeit“ ist jene Handlungsweise, nach welcher ich Gottes im Evangelium mir verheißene und dargereichte Gerechtigkeit nicht so mir anzueignen bestrebt bin, dass ich ganz an ihr hänge und durch Lehre und Wandel sie liebe, schütze und verteidige. Ein Ungerechter ist dem gerechten Gott feindlich, der seiner Gerechtigkeit Vollkommenheit in der Sendung seines Sohnes offenbart hatte; zugleich mit Gott bekämpft er die christlichen Brüder, welche Gottes Gerechtigkeit lieb haben. Dem Apostel war bekannt, dass außer den Verführern, die die Sünde begingen, viele in der Gemeinde in Gefahr waren, zu sündigen und den falschen Propheten ihr Ohr zu leihen, mit denen sie verkehrten. Daher nennt er jede gegen den gerechten Gott und gegen die gerechten Brüder begangene Ungerechtigkeit Sünde, damit sich niemand fälschlich damit entschuldige und tröste, er habe nicht so wie die falschen Propheten gesündigt. Im Gegenteil begeht jeder, welcher Christum und seine Kirche nicht mit aufrichtiger Liebe und heiliger Frömmigkeit liebt, „Ungerechtigkeit“ und so „Sünde“, die gegen das göttliche Gesetz ist (Kap. 3,4). Die Erklärungen derer, welche hier wiederum im allgemeinen Sinn die Untersuchung führen über die Sünde und so einen Unterschied zwischen Ungerechtigkeit und Ungerechtigkeitskonstruktion wollen, kann ich nicht gutheißen, weil sie den Gedankengang des ganzen Briefes nicht beachten. Vers 17 macht neben anderem auch klar, dass die falschen Propheten zur Höhe der Ungerechtigkeitskonstruktion gekommen sind und so die Todsünde begangen haben. Was aber folgt: „Und es ist eine Sünde nicht zum Tode“ schließt der Apostel deswegen an, dass die Zuversicht zum Gebet gestärkt werde und den Gefallenen die Tür der Rückkehr zu Christo offen bleibe. Wenn auch jede Ungerechtigkeitskonstruktion Sünde ist, so führt doch nicht jede Sünde zum Tod.

Die ganze folgende Periode von Vers 18 bis zum Schluss des Briefes fügt der Apostel in der Absicht bei, jede Begierde und Gewalt der Sünde in der Gemeinde zu zerstören, weil der aus Gott Geborene nicht sündige, sondern sich selbst im Wort und Einigkeit der Gemeinde bewahre und so den verschlagenen Teufel, der sich ihm naht, ihn zu verführen und zu verderben, von sich fernhält, dass er ihn nicht anrühre und an sich reiße. Und dieses Erkenntnis stellt der Apostel als wahr und richtig ohne jede Einschränkung hin, um die Herzen der Gläubigen zu stärken und zu festigen.

Schließlich glaube ich, dass der Schluss des Briefes unsere Untersuchung besiegle, da in ihm über die Erkenntnis Christi und dem Verharren in ihm, dem wahren Sohn Gottes und zugleich wahren Gott, mit großer Kraft und Majestät gesprochen wird, und auf diese Weise der Schreiber zum Abschied denjenigen Begriff von der Sünde als ihm eigentümlich behauptet, *durch den die Sünde als ein Hinübertreten aus der Erkenntnis und dem Glauben Christi und der brüderlichen Liebe in Unglauben und Hass aufgefasst und als ein Verlieren des wahren Gottes und der christlichen Gemeinde definiert wird.*

Anmerkung. Die neuste Behandlung der Briefe Johannis ist die von B. Weiß im Kommentar von Meyer 1888, doch sind hier die Grundgedanken nicht richtig verstanden.

Sehr richtig bemerkt einmal Wichelhaus an einer Stelle, dass die Johanneische Theologie *nur im Lichte der Paulinischen* verstanden werden könne.

Thesen.

- I. In dem ersten Johannesbrief bedeutet „Welt“ vorwiegend die Welt inmitten der Kirche.
- II. Schon im Alten Testament waren die wahren Gläubigen voll Glaubens an die Vergebung der Sünden.
- III. Christus nahm alle Stärkung und allen Trost aus den Büchern des Alten Testaments.
- IV. Christi Auferstehung wird durch nichts gewisser bewiesen, als gerade durch den Zweifel und den Unglauben der Jünger am Tag der Auferstehung.
- V. Im 2. Kapitel des Briefes Pauli an die Epheser wird die freie Gnade Gottes gelehrt, durch welche er allein diejenigen lebendig macht, welche vor Grundlegung der Welt *ausgewählt* sind, in sich selbst sind wie die übrigen Kinder des Zornes von Natur.
- VI. Die Erklärung, mit welcher heute Römer 7 vom Leben der „Nichtwiedergeborenen“ ausgelegt wird, steht der ganzen Paulinischen Psychologie entgegen.
- VII. Sowohl die ganze schwierige Stelle 1. Petri 3,19-20 als besonders die Worte „im Gefängnis“ sind aus den Stellen 1. Petri 1,5; 2. Petri 2,4.9; 3,7 und aus Genesis 6,3 zu erklären.⁴¹
- VIII. Kraft und Tüchtigkeit des wahren Christen besteht darin, dass er das Gewissen gegen das Gewissen beruhigen kann.
- IX. Das apostolische Glaubensbekenntnis empfängt seine hohe Bedeutung erst dann, wenn es durch die reformatorische Wahrheit beleuchtet wird.

*Nachtrag.*⁴²

Die Gedanken der Schriftsteller des Neuen Testaments beruhen wesentlich auf den Gedanken des Alten Testaments. Und da weiß nun jeder Kundige, dass die Propheten vor allem *eine Sünde* strafen: die Sünde des Abfalls von Jehovah und die Verletzung der heiligen Bundesgemeinde. Ein zwiefaches Böses tut mein Volk: mich verlassen sie, den Brunnen lebendigen Wassers, um sich Gruben zu graben, geborstene Gruben, welche das Wasser nicht fassen. Jer. 2,13. Hosea ruft aus: Sie übertreten den Bund wie Adam, 6,7. Gegenüber der Unreinheit und dem Ehebruch des Volkes erscheint dann Jehovah als der Heilige und Keusche, der seine Bundesverheißungen treu innehält und das Volk in nichts verletzt.

Der Brief Johannis ist ein Reflex prophetischer Ermahnung für die sich auflösenden christlichen Gemeinden. Schon Mose hatte das Symbol des ersten Abfalls geradezu *Sünde* genannt: *Eure Sünde*, das Kalb, das ihr gemacht. Ferner sind alle die Prädikate Gottes und Christi im Brief nicht nach einer spekulativ betrachteten Sündlosigkeit zu erklären, sondern nach dem Alten Testament, nach welchen Jehovah kein Unrecht tut, indem er dem Volk vielmehr seine Bundestreue hält. Dies geht von der Grundstelle 5. Mose 32,3.4 an durch das Alte Testament hindurch. Die Heiligkeit und Fleckenlosigkeit des Herrn ist überall in seinen Beziehungen zur Gemeinde zu verstehen. Zuletzt beruht noch der Unterschied zwischen verzeihlicher und Todsünde auf gesetzlichen Bestimmungen. Der Untergang Sauls wird namentlich 2. Chron. 11,13 auch darauf bezogen, weil er die Totenbeschwörer befragte.

⁴¹ Vergl. Näheres in Zahns „Wanderung durch die Schrift“, S. 235 ff.

⁴² Zahn sagte einmal: „Wenn man einen alten Fisch zur Hand nimmt, setzt man ihm gern neue Schuppen an.“

Im Neuen Testament beleuchtet das 24. Kapitel des Matthäus unsern Brief. Wenn Johannes im Evangelium als *Sünde* bezeichnet, „weil sie nicht glauben an mich“ (16,9), so kann leicht der Übergang stattfinden zu der Sünde, die in dem Nichtbleiben in Christo besteht. Haben die Jünger nur *ein* Gebot: in dem Herrn zu bleiben und sich untereinander zu lieben, so ist auch das vor allem ihre Sünde, dies Gebot zu verletzen. Paulus bezeichnet zuweilen das Tun der Irrlehrer als *Sünde* (1. Kor. 15,34; Titus 3,11) und im Hebräerbrief ist bei ähnlichen Versuchungen wie in den Johanneischen Gemeinden *Sünde vorwiegend der Abfall*. Die Offenbarung Johannis ist auch nur durch das Licht der Briefe Johannis zu verstehen.

II. Die Erkauften von der Erde

Offenbarung 14,3

Ein Verständnis der Offenbarung wird uns dadurch so sehr erschwert, dass wir viele Aussagen über die Gemeinde Jesu Christi als solche auffassen, welche uns dieselbe in ihrer zukünftigen, ewigen Vollendung beschreiben sollen, während sie doch vielmehr die Gemeinde in ihrem *gegenwärtigen* Zustand bezeichnen.

Einer unter schweren Trübsalen leidenden und von vielen Versuchungen umgebenen Gemeinde enthüllt Johannes nicht nur das, was ihr die Zukunft späterer Zeit oder der Ewigkeit bringen werde, sondern noch viel mehr das, was sie, wenn sie bei der Wahrheit beharrt, schon jetzt in der Gegenwart hat. Er sieht die Gemeinde im Lichte dessen, wozu sie Christus gemacht hat, und in dem er sie kraft seiner Siegesmacht bewahren wird, auch wenn das Widerspiel der Sichtbarkeit der Erde und alle Erfahrungen der Gemeinde dagegen streiten. Nach solcher Anschauung ist ihm die Gemeinde auf der Erde, und doch ist sie von der Erde hinweg durch einen Kaufpreis gewonnen. Sie lebt und lebt nicht mehr auf Erden. Obwohl auf Erden ist sie doch schon im Himmel. Die Trostreden der Schrift erwecken in uns die Freude über das, was wir schon jetzt besitzen, und was nicht von uns genommen werden soll. Ganze große Abschnitte der Offenbarung zeigen der Gemeinde eine Herrlichkeit, die sie hienieden hat, und man tut der Erklärung einen schlechten Dienst, wenn man in ihnen ausschließlich Kommendes geschildert findet. Wir wollen das näher beweisen.

Die von der Erde hinweg (*ἀπὸ τῆς γῆς*) Erkauften oder, wie sie gleich nachher genannt werden, die von den Menschen Erkauften, sind die durch den Blutpreis Jesu Christi für Gott gewonnenen und erlösten Menschen, welche nun nicht mehr der Erde und ihrem Verderben, sondern Gott und seinem Leben angehören. Obwohl auf der Erde, sind sie doch von der Erde frei. Sie sind Priester und Könige, die als von der Erde Befreite die Erde beherrschen (5,10). Sie leben im Himmel, aber nicht in dem Himmel der erhofften, sondern der gegebenen Vollendung. Dies geht klar aus dem Zusammenhang der Worte von V. 3 mit dem ganzen Abschnitt hervor. Denn wenn es von den Erkauften von der Erde V. 4 heißt, dass sie dem Lamm folgen, „wo es irgend hingehet“, so ist damit auf die dunklen und schweren Leidensgänge hingewiesen, welche die Gemeinde auf Erden dem Lamm nachzuwandeln hat, ins Gefängnis, in den Tod hinein. Ein geschlachtetes Lamm kann seine Nachfolger nur in solche tiefen Wasser führen. In dem Himmel der Zukunft werden wir keine dunklen Pilgerfahrten mit dem Lamm machen. Ebenso wird man in demselben kein Lied (V. 3) mehr zu lernen haben, wohl aber haben alle Erkauften auf Erden ein neues Lied gelernt, das ihnen niemand nachsingen konnte. Sind aber die Erkauften von der Erde noch in den Leiden und in der Schule dieser Zeit, so ist offenbar, dass der Berg Zion, auf dem sie stehen, und der Himmel, von dem die Stimme der Lautenspieler gehört wird, und der Thron Gottes mit seinen Ältesten und vier Tieren eben dort ist, wo die Erkauften sind: auf Erden. Die auf Erden leidenden und lernenden Erkauften befinden sich zu gleicher Zeit im Himmel, der eben da ist, wo sie selbst sind, nämlich auf Erden. Um das zu verstehen, muss man solche Abschnitte wie Kap. 14 als die himmlische Betrachtung der auf Erden leidenden Gemeinde erklären. Sie beschreiben die Wertschätzung und Stellung dieser Gemeinde vor Gott. Es ist also der Himmel der Gemeinde, in dem sich der Thron Gottes mit seinen Umgebungen befindet, und die, wenn auch auf Erden wandelnde, doch von der Erde hinweggekaufte Gemeinde steht vor diesem Thron. Johannes wird in seiner Offenbarung aus der Finsternis der irdischen Betrachtung der Gemeinde in das Licht der göttlichen und geistlichen entrückt: er sieht die Gemeinde, wie sie vor Gott ist. Eine offene Tür im Himmel wird ihm gezeigt, und er steigt durch dieselbe hinauf.

Dafür liefert die Offenbarung Beweise genug. Der unter den sieben Leuchtern wandelnde Menschensohn wandelt eben unter den sieben Gemeinden, die auf Erden sind: er ist inmitten dieser Gemeinden und steht anklopfend vor eines jeglichen Tür. Der ihn in Begeisterung erschauende Johannes fällt zu seinen Füßen. Die Vision von Kap. 4 und 5 kann nur Ereignisse im Himmel der Gemeinde darstellen, da ja diejenigen, welche das neue Lied singen, obwohl vor dem Thron doch auf Erden herrschen (5,10), und alle Kreatur im Himmel und auf der Erde und unter der Erde und im Meer in dieses Lied mit einstimmt. Unter demselben Altar, auf dem die Gebete der Heiligen als Rauchwerk dargebracht werden, sind auch die Seelen derer, die um des Wortes Gottes und des Zeugnisses willen, an dem sie festgehalten, geschlachtet wurden, und sie rufen um Rache. Die Märtyrer leben also noch mit der Kraft ihrer Gebete in der Gemeinde und beschleunigen die Vollendung des Zornes Gottes. Im siebenten Kapitel finden wir die Besiegelten noch auf Erden; denn ehe die Erde durch die losgelassenen Winde beschädigt werden soll, werden sie eben besiegelt, damit sie nicht beschädigt werden. Sie bleiben also vor den Plagen der Erde, auf der sie wohnen, bewahrt. Die sich den aus Israel Besiegelten anschließende große Schar, die niemand zählen konnte, die mit weißen Kleidern und Palmen vor dem Thron steht, ist darum auch nicht allein oder besonders in ihrer zukünftigen Vollendung beschrieben, sondern schon jetzt haben die, die ihr angehören, diese Insignien der Gerechtigkeit und des Sieges in den Händen und kommen nach jeder Überwindung, die sie auf Erden feiern, aus großer Trübsal in den Tempel, in dem sie Gott dienen Tag und Nacht.

Das Leiten zu lebendigen Wasserquellen hat nur seine tröstliche Bedeutung für die, die noch dürsten. Wie denn das Wasser des Lebens schon auf Erden gegeben und empfangen wird.

Aus dem Himmel der betenden Gemeinde gehen nach Kap. 8 und 9 die Plagen der sieben Posauen aus, und indem ein Engel durch diesen Himmel fliegt, ruft er ein dreifaches Wehe über die Bewohner der Erde aus. Zu diesen Bewohnern der Erde gehören nicht, obwohl sie leiblich zu ihnen gehören, die Menschen, die das Siegel Gottes an ihren Stirnen haben (9,4). Die beiden Zeugen, die in Jerusalem, dem geistlichen Sodom und Ägypten, auftreten, und von der Hure und dem Tier überwunden, dann nach drei Tagen und einem halben wieder lebendig gemacht werden und gen Himmel fahren, sind nichts anderes als die auf Erden wirkenden Kräfte des göttlichen Wortes, wie es nach Moses Vorbild das Gesetz Gottes und nach Elias Vorbild den Namen Gottes vertritt und zeitliche Vernichtung und zeitliche Auferstehung, Sterben und Aufleben erfährt. Wir haben auch hier die die ganze Offenbarung erklärende Wahrheit, dass die Gemeinde Christi im Unterliegen den Sieg in den Händen hat, und die von der Welt Gerichteten eben die Welt beherrschen, nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart. Die von der Erde Erkauften werden zwar von den Menschen in den Tod gestoßen, aber ihre Feinde müssen immer wieder ihre Belebung und Auferstehung erfahren: sie sind im Tode unsterblich. Die gleichsam neu anhebende Verklärung der Gemeindeglieder ins Himmlische, wie wir sie von Kap. 12 an haben, sieht die Geburtsgeschichte Christi und die Schicksale seiner Gemeinde im Himmel und auf Erden geschehen. Wenn der Drache den dritten Teil der Sterne vom Himmel rafft und auf die Erde wirft, so löscht er damit die Namen berühmter Engel, berühmter Lehrer der Gemeinde aus, indem er sie durch seine Verführung überwindet und diese von der Erde Gewonnenen der Erde übergibt. Der Himmel, in dem die wohnen, die durch des Lammes Blut überwinden, hat den Ankläger aus sich herausgestoßen, „der unsere Brüder vor Gott verklagte Tag und Nacht“. Diese Ausstoßung ist geschehen, als das Reich und die Gewalt Christo zufiel. Bei jeder Beharrung in dem Willen Gottes stehen wir in dem Himmel, aus dem heraus der Teufel auf die Erde geworfen ist. Denen, die auf dieser Erde wohnen, d. h. die nicht in dem Reich Christi sind, wird ein Wehe wegen ihrer rettungslosen Übergabe an die Verführung des Teufels zugerufen. Gleich nachher V. 13 ff. sehen wir aber, dass sich auch noch die Gemeinde mit ihren Kindern auf Erden befindet

und von dem Teufel verfolgt wird. Solche seltsamen Übergänge und Widersprüche erklären sich aber sehr einfach aus dem Gedankenwechsel der Offenbarung, welche bald die Gemeinde in ihrer Gefangenschaft auf der Erde, bald in ihrer Befreiung auf und von der Erde betrachtet. Der Streit und Sieg des aus dem Meer aufsteigenden Tieres mit denen, die im Himmel wohnen, ist ein Streit mit den Heiligen. Dieselben können nur im Himmel bleiben, wenn sie ihre Standhaftigkeit und Treue vollenden, d. h. obwohl von dem Tier überwunden, sich doch nicht von ihm durch Abfall vom Glauben überwinden lassen. In Kap. 15 steht die Gemeinde der Überwinder an dem mit Feuer gemischten, kristallinen Meer der Heiligkeit Gottes und singt das Lied Moses und des Lammes. An diesem Meer steht sie in den zeitlichen Kämpfen, in welchen sie eben durch den Anblick der Heiligkeit Gottes überwindet. Wie sie durch die unvergleichliche Majestät des einen Gottes in der Furcht Gottes bewahrt wurde, so spricht sie auch die Hoffnung aus, dass noch alle Völker einmal kommen und vor Gott im Schrecken über seine Gerichte anbeten werden.

Nach dem Gericht über die Hure Babylon, das ist über das mit den heidnischen Weltmächten als mit den sieben Bergen seiner Zuflucht buhlende Jerusalem, wird der Himmel aufgefordert sich zu freuen, das ist die Gemeinde Gottes, welche von dem irdischen und alten Jerusalem verfolgt und getötet wurde, aber in ihrem Himmel geborgen war.

Auch in Kapitel 20 kehren die schon vielfach ausgesprochenen Gedanken der Offenbarung nur in einer neuen Fassung wieder. Die Bindung des Satans auf tausend Jahre ist nichts anderes als seine schon früher beschriebene Ausstoßung durch die Gewalt Christi. In immer wiederholter Gedankengleichheit sagt die Offenbarung nur noch einmal das, was ihr ganzer Inhalt ist: dass die Macht des Satans durch Christum zerstört sei, und dieser jenes Verführung unter den Völkern überall da ein Ende mache, wo er mit den tausend Jahren seines Regimentes eingreife.

Die von dem Tier getötete Gemeinde Christi lebt in diesen tausend Jahren zur Herrschaft auf, gewinnt Einfluss über die Völkerwelt und verwaltet Gottes Gericht mit der eisernen Rute seines Wortes auf Erden. Wie die zwei Zeugen wieder auflebten, wie die Gemeinde uns so oft in ihrer Siegesherrlichkeit vorgeführt wird, obwohl sie von dem Tier überwunden wird und von der Hure geschlachtet, wie beides immer ineinander greift, Tod und Leben, Untergehen und Auferstehen, so wird dies alles nur noch einmal summarisch in Kap. 20 zusammengefasst: eben die Seelen der Enthaupteten werden lebendig und herrschen mit Christo über die Völkerwelt, indem der Satan gebunden ist. Solche Herrschaft hat das Maß des Segens und der Fülle Christi (tausend Jahre) und greift überall auch sichtbar da ein, wo er will.

Die Gemeinde hat nicht etwa noch diese tausend Jahre zu erwarten, oder durchlebte dieselben in irgend einer zeitlich schon verlaufenen Frist; nein, dies ist ihr durch alle Zeiten eigen, priesterlich und königlich mit Christo zu herrschen und den Satan unter ihre Füße getreten zu sehen.⁴³ Eben indem sie sich um des Wortes Gottes willen enthaupten lässt und die Macht des Tieres und seines Bildes durch Treue bis in den Tod überwindet, wird sie lebendig und feiert die erste Auferstehung. Diese Auferstehung ist eine Auferstehung der Seelen der Enthaupteten. Seelen können nicht auferstehen, bedürfen auch keiner Belebung, wohl aber wird unsere ganze Stelle klar, wenn wir sie in das Licht der Lehre der Offenbarung stellen, dass die ringenden und kämpfenden und dem Sichtbaren nach unterliegenden Seelen der Gläubigen von Gott belebt und gestärkt werden und ein Regiment in aller Niederlage führen.

⁴³ Sehr richtig macht Augustin für die Bindung des Satans auf die Worte des Herrn Mk. 3,27 aufmerksam, damit beweisend, dass der Satan nicht einmal nur in einer bestimmten Zeit gebunden sein wird, sondern allezeit durch Christum gebunden liegt (De civitate Dei 20,7).

Die Erde, die sie tötet, beherrschen sie. Beides ist die Gemeinde in einem Moment: ein Schlachtfeld, das täglich getötet wird, und die Friedfertige, die das Erdreich besitzt. Die erste Auferstehung ist also die der Treue und Standhaftigkeit der Heiligen schon auf Erden gegebene Krone der Ehre und Herrschaft. Sie ist die auf die Überwindung folgende Anerkennung und Befestigung in dem Reich Christi. „Es spricht“, sagt Augustin (De civitate Dei 20,9) „jenes geheimnisvolle Buch der Offenbarung von diesem Reich des Kampfes, wo noch mit dem Feind gestritten wird, und wo er zuweilen überwunden und beherrscht worden, bis jenes höchst friedliche Reich erscheint, wo kein Feind mehr sich erhebt, und von der ersten Auferstehung, die jetzt ist. Es herrscht die Kirche hier mit Christo in den Lebendigen und Toten.“ Kap. 20,4 deutet er so, dass wir diese Stelle sowohl von den Lebendigen als von den Toten zu verstehen haben. Zu den Worten: „die Übrigen aber lebten nicht“ stellt er die Worte des Herrn in ganz passende Parallele: „denn jetzt ist die Stunde, wo die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören sollen, und die sie hören, werden leben. Der Zusatz aber: „bis jene tausend Jahre zu Ende sind“ ist also zu verstehen, dass sie in jener Zeit nicht lebten, wo sie hätten leben, d. h. vom Tode zum Leben übergehen sollen. Es nimmt teil an der ersten Auferstehung, wer nicht nur von dem Tode, der in der Sünde ist, auflebt, sondern auch wer in diesem neuen Leben *aushart*.“ Eine solche Auferstehung können aber die nicht erfahren, welche gestorben sind, wie die Welt stirbt: überwunden von ihrem Unglauben und Tierdienst. Sie empfangen keine Neubelebung, sondern bleiben tot, bis sie ihr letztes Gericht aus ihrem Tode zur Verdammnis ruft. Der Streit von Gog und Magog im Folgenden ist nur der alte Streit des Tieres mit den Heiligen, wenn auch in seiner letzten Austreibung geschildert. „Wollte man,“ sagt Augustin (a. a. O. 13), die Worte: „Und wenn die tausend Jahre zu Ende sind, wird Satan aus seiner Haft entlassen werden,“ so verstehen, dass die auf die tausend Jahre folgende Zeit weder zu dem Reich der Heiligen noch zu Satans Einkerkelung gehöre, sondern dass sie für sich gesondert gerechnet würde, so würden wir zu dem Bekenntnis gezwungen, dass während jener Verfolgung die Heiligen nicht mit Christo herrschen würden. Wer aber wagte es je zu sagen, die Glieder herrschten nicht mit ihrem Haupt, wenn sie ihm eben am festesten und starkmütigsten anhängen, und wenn, je wütender der Kampf, desto größer der Ruhm der Beharrlichkeit und desto herrlicher die Krone des Märtyrertums sein wird? Sagte man aber, sie herrschten dann wegen der Trübsale nicht, die sie leiden, so müsste man auch sagen, es hätten in den früheren Jahren der nämlichen tausend Jahre keine Heiligen, welche Trübsal erlitten, zur Zeit ihres Leidens mit Christo geherrscht; welchem zufolge denn auch diejenigen, deren Seelen der Verfasser der Apokalypse sah, und die wegen des Zeugnisses Jesu und des Wortes Gottes waren getötet worden, nicht mit Christo geherrscht hätten, als sie Verfolgung erlitten, und sie wären nicht das Reich Christi und sein herrlichster Besitz gewesen. Dies aber ist die größte Albernheit und verdient Verabscheuung.“

Der neue Himmel und die neue Erde, die uns Kap. 21 zeigt, sind auch schon jetzt geschaffen und werden eben von den getöteten und lebendig gemachten Heiligen bewohnt. Für den Glauben und den Seherblick der Wahrheit ist das Alte bereits vergangen. Die Braut des Lammes, die heilige Stadt, das neue Jerusalem, steigt aus dem Himmel herab, um eine Erde zu bewohnen, die mit diesem Himmel eins ist. „Diese Stadt,“ sagt Augustin (a. a. O. 17), „steigt vom Himmel hernieder, da himmlisch die Gnade ist, durch welche Gott dieselbe erbaute. Deshalb auch spricht er durch den Propheten: „Ich bin der Herr, der dich machte“ (Jes. 45,8). Und zwar steigt sie bereits von ihrem Anfang an vom Himmel hernieder, seit in der Zeit dieser Welt, durch die von oben kommende Gnade Gottes, kraft des Bades der Wiedergeburt in dem vom Himmel gesandten heiligen Geist, ihre Bürger sich vermehren.“ Dürstende sind in dieser Stadt und werden von Gott, der in derselben unter seinem Volk wohnt, zur Quelle des Wassers des Lebens geführt. Diese Stadt war damals nicht erst

vollendet, als sie der Seher herabsteigen sah, sondern die Gemeinde ist allezeit die geliebte Stadt Gottes, das dem irdischen und fleischlichen Jerusalem entgegengesetzte neue Jerusalem, gegen welches die Völker stürmen, es aber nicht überwinden können (20,9), außerhalb der die Kelter Gottes schon nach Kap. 14,20 getreten wird, und deren Namen man schon jetzt empfangen kann (3,12). „Die Völker werden in ihrem Licht wandeln, und die Könige der Erde bringen ihre Herrlichkeit in sie“: solche Verheißungen gelten der Kirche der Gegenwart. Was die Hure besaß, die Herrlichkeit der Könige, wie sie auf ihren Gassen alle Völker sammelte, damit sie die Leichen der getöteten Heiligen auf denselben sehen und sich darüber freuten, was also das fleischliche Jerusalem seinen Ruhm nannte, das wird, wenn auch in anderer Weise, das neue himmlische Jerusalem haben: die Fülle der Völker und die Herrlichkeit der Könige. Auch dieses hat das Reich über die Könige der Erde. Wie sehr Johannes das neue Jerusalem in die Gegenwart rückt, zeigen allzu deutlich die Worte, dass der Baum des Lebens zur Genesung der Völker gereiche. Die Erkauften der Erde werden herrschen in alle Ewigkeiten: das ist der Grundgedanke der Offenbarung. Sie sind und bleiben für und für Priester und Könige, und die Weltnot und der Weltwiderstand hat keinen andern Erfolg als immer wieder zu beweisen, dass die Erkauften der Erde herrschen.

Die Stadt mit ihrem Wasser des Lebens steht allezeit offen, und jeder Dürstende kann in sie eintreten. Die Gemeinde Christi bietet sich immer mit ihren Heilsgütern dar und fordert jeden auf, durch Erfüllung der Gebote Gottes ihr eingefügt zu werden und verbunden zu bleiben.

Wenden wir uns noch einmal zum Anfang der Offenbarung zurück, so werden wir in den am Schluss der Sendbriefe gegebenen Verheißungen eine Bestätigung unserer gegebenen Gedanken finden. Jene Aussage des Menschensohnes, dass er tot war und lebe, ist auch für die Erfahrungen seiner Gemeinde das Maßgebende. Sie soll sterben und gerade so leben. In der Gefahr der Verführung vonseiten des Thrones des Satans, der Synagoge des Satans, der sich echte Juden rühmenden Apostel derselben, der Volksüberwinder (Nikolaiten), des Weibes Isebel, das in ihrer eigenen Mitte auftrat, hat Johannes die Gemeinden zur Überwindung und Beharrung aufgefordert und ihnen in ihrer Treue bis zum Tode die Macht über das Leben gezeigt. Alles, was die Gemeinden besaßen, wird ihnen bei der Gefahr es zu verlieren als neue Gabe vorgehalten, wenn sie die Treue zu Jesu nicht aufgeben.

Der Gemeinde zu Thyatira wird der Morgenstern verheißen, wenn sie bis ans Ende beharre. Der Morgenstern ist Christus. Diesen empfangen wir aber schon jetzt eben dann, wenn wir ihm die Treue halten. Christus gibt sich aufs neue denen, die ihn durch die Verführung des Satans verlieren sollen, wenn sie diese Verführung zurückweisen. Mit ihm wird ihnen dann auch Macht über die Heiden gegeben, nicht erst in der Zukunft, sondern in den zeitlichen Kämpfen der Überwindung. Ebenso ist das Essen vom Baum des Lebens der Gemeinde zu Ephesus verheißen, das Erhalten der Krone des Lebens der Gemeinde zu Smyrna in Aussicht gestellt, die Gabe des verborgenen Mannas und des weißen Loses an die Gemeinde zu Pergamus, die Bekleidung mit weißen Kleidern, die die Gemeinde zu Sardes erfahren soll, die Aufnahme in das neue Jerusalem, welches Philadelphia zugesagt, und zuletzt die Herrschaft auf dem Thron Christi, die Laodicea vorgehalten wird – nicht ein zukünftiges überzeitliches Gut, sondern ein in die Überwindung mit eingeflochtenes. Die Gemeinde zu Philadelphia wird eben dadurch ein Pfeiler im Tempel Gottes, dass sie bewahrt wird vor der Stunde der Versuchung, die über den ganzen Erdkreis kommt.

Indem das irdische Jerusalem (das teils durch Verführung teils durch Marter und Tod die christlichen Gemeinden an allen Orten auch in Asien auszurotten suchte) einem baldigen Gericht entgegengeht und sein Gericht dann zu vielen Plagen über die Menschheit sich ausdehnen sollte, alle übrigen Völker in sich hineinschlingend und mit sich verderbend, wie Jerusalem früher die Völker

durch seine Hurerei an sich gekettet hatte, so sollte dieser Stunde des erschütternden göttlichen Gerichtes gegenüber das neue Jerusalem, die geliebte Stadt Gottes, die Gemeinde Christi, zur Treue und Überwindung ermahnt werden, damit sie gerade in dem Zusammensturz alles Sichtbaren, bei der völligen Ohnmacht alles scheinbar frommen und alles gottlosen Fleisches ihre Herrschaft über das Verderben offenbare: im Paradies Gottes zu sein und zu wohnen, wo die Welt ein Feuerpfuhl wird.

Die dicht vor der Zerstörung Jerusalems geschriebene Offenbarung will die christlichen Gemeinden, bei denen die Synagoge des Satans (das geistliche Sodom und Ägypten, Babylon, die Hure, die große Stadt) alles versuchte, um sie durch Verführung und Marter in ihren Untergang hineinzuziehen, vor diesem nahen Gericht Gottes bewahren. Sie sollen leben, wenn jene sterben und verdammt werden; sie konnten aber nur leben, wenn sie die Gebote Gottes und die Treue Jesu bewahrten. Unsere Gründe für die Erklärung der großen Hure als des irdischen Jerusalem (des weit ausgeführten Bildes der religiösen Verführungsgewalt der Erde) sind folgende:

1. Die Offenbarung will nach den Sendschreiben an die Gemeinde offenbar vor der religiösen Hurerei und Tyrannei derer bewahren, die sich Juden nennen. Die Gemeinden befleckten, verunreinigten sich durch die Annahme jüdischer Irrlehre. Die späteren Bilder müssen an diese Gefahren und Bedürfnisse der Gemeinden anknüpfen. Es kann die nachher geschilderte Hure keine andere sein als die, von der die Gemeinden litten.

2. Kap. 11 wird die große Stadt ausdrücklich als die Stätte der Kreuzigung Christi bezeichnet. Eben diese Stadt ist dort ein Sammelplatz von vielen Völkern, Geschlechtern, Zungen und Nationen. Ja, die Bewohner der Erde senden sich über den Ereignissen in ihrer Mitte Geschenke zu. Sie hat also offenbar ebenso wie die Hure eine Herrschergewalt über viele Völker. Sie ist auch eine Königin.

3. Die Offenbarung kennt nur eine große Stadt, und da diese Kap. 11 Jerusalem war, so haben wir überall Jerusalem als diese große Stadt anzunehmen. Wie die beiden Zungen in ihr getötet werden, so haben wir auch in ihr das Blut aller Heiligen, Apostel und Propheten zu suchen. Viel mehr als Rom war sie die Mördergrube der Heiligen; überall verfolgte sie die Christen, und auch die neronische Verfolgung beruht auf jüdischer Anzettelung. Der großen Stadt entspricht die große Hure, das große Babylon, die vielen Könige und Völker, die in sie eingehen. Vor ihr allein kann man auch nur in voller Bedeutung sagen, dass an ihr das Gericht der Heiligen, Apostel und Propheten gerichtet sei: alle Weissagungen derselben verkünden ihren Untergang. Von Rom hat kein Apostel und Prophet ein Gerichtswort verlauten lassen.

4. Das neue Jerusalem, die geliebte Stadt Gottes, die auf einem großen und hohen Berg liegt und eine große und hohe Mauer hat, die heilige Stadt bildet offenbar in ihren Bezeichnungen einen Gegensatz gegen das alte Jerusalem und nicht gegen Rom. Wie nun jenes eine Hure ist, so ist dieses das Weib und die Braut des Lammes, die unbefleckte. Darum auch die vielen Parallelen zwischen den beiden Städten. Wie das alte die Völker beherrschte und dieselben ihre Gaben in dasselbe brachten, so hat auch dieses das Reich über die Völker, die in dasselbe eingehen und in ihm Genesung finden. Wie jenes Apostel entsendet (2,2), so ist auch dieses auf Gründen gegründet, die die zwölf Namen der Apostel tragen.

5. Kap. 16,19 werden die Städte der Heiden von der großen Stadt geschieden, wie 1,7 vor jedem Auge, das ihn sieht, noch besonders die hervorgehoben werden, die ihn durchstochen haben καὶ οἵτινες αὐτὸν ἐξεκέντησαν.

6. Es zeigt sich uns bei dieser Auffassung der großen Stadt in der Offenbarung ganz dasselbe Bild Jerusalems, welches wir von ihm durch die ganze Schrift haben: die mit den Weltmächten buhlende Hure.

Man hat gegen unsere Ansicht, die uns allein die Offenbarung erklärt, geltend gemacht, dass von Jerusalem nicht gesagt werden könne, dass sie die große Stadt sei, welche das Königtum über die Könige der Erde habe. Das Kap. 11 beschriebene irdische Jerusalem hat aber allerdings ein Königtum über die Könige der Erde; denn das Tier dient dort Jerusalem zum Mord der Zeugen, und die Gassen der Stadt sind voll von vielen Völkern. Herrschaft hat das irdische, Herrschaft hat das heilige Jerusalem (βασιλείαν). Da die sieben Häupter des Tieres, auf dem das Weib sitzt, zuerst als sieben Berge erklärt werden, dann aber sieben Häupter und sieben Berge sieben Könige sind, so haben wir gar kein Recht, in der ersten Deutung die wirkliche Deutung zu finden, sondern allein in der letzteren: Häupter und Berge bedeuten Könige. Es fällt damit die Beziehung auf die Siebenhügelstadt fort, welche auch bei der Deutung der Hure auf Rom verkehrt wäre, da ja dann gesagt würde, die Hure stütze sich auf sich selbst; aber das tut die Hure nicht, sie sitzt auf sieben Königen. Hat man in den sieben Königen die sieben ersten römischen Kaiser finden wollen, so können wir uns das gefallen lassen, aber man hat keinen zwingenden Grund dafür. Vielmehr wird man, da man die zehn Könige nicht bestimmt, auch die sieben unbestimmt lassen müssen und in dem Rätselspruch 17,10-11 nichts anderes zu suchen haben, als dass mit der Teilung der Sieben-Zahl und der ihr folgenden Acht die Natur des Tieres bezeichnet wird, welches war und nicht ist und wieder erscheint, stirbt und aufliebt, in sich das Zerrbild dessen besitzend, was allein die Gemeinde Christi der Wahrheit nach hat: das Leben aus und in dem Tode. Der schließliche Kampf des Tieres mit der Hure erklärt sich allein aus der endlich ausbrechenden Feindschaft der Weltmacht gegen Jerusalem. Das orientalische Märchen von der Rückkehr Neros, um Rom zu zerstören, ist ein trauriges Hilfsmittel, um aus der Verlegenheit des V. 16 zu kommen; „mich bedünkt,“ sagt Augustin, „diese so sonderbare und gewagte Meinung allzu abenteuerlich.“ Es sind zunächst die zehn Hörner, welche die Hure wüste machen, und der Erfolg ihrer Vertilgung ist keine Schwächung, sondern eine Mehrung der Macht des Tieres nach V. 17.

Auch das kann man nicht gegen unsere Erklärung der Hure einwenden, dass die Offenbarung eine solche große Zahl der Besiegelten aus Israel kenne, die Namen der zwölf Stämme Israels auf den Toren des neuen Jerusalem sehe, eine den Juden „gemütliche“ Befreundung zeige, Jerusalem die geliebte, die heilige Stadt nenne.

Letzteres tut sie zunächst nirgends. Denn Kap. 20,7 ist das Lager der Heiligen, die geliebte Stadt, eben das neue Jerusalem (die Seelen der Enthaupteten, die leben), und Kap. 9,2 ist die heilige Stadt, die von den Heiden getreten wird, auch das neue Jerusalem. Es muss dort das neue Jerusalem sein; denn gleich nachher wird das alte Sodom und Ägypten genannt. Der Tempel Gottes und der Altar mit seinen Anbetern ist der Tempel im Himmel, von dem der äußere Vorhof preisgegeben wird; das ist wieder derselbe Gedanke, der sich in unserem Aufsatz ausgesprochen findet: die Gemeinde Christi, die im Räucheraltar anbetet, ist der Erde entnommen und himmlisch bewahrt, der Tempel Gottes ist gemessen, und doch wird sie auf Erden zertreten, doch nur ihr Vorhof. Wie denn nach V. 19 der Tempel Gottes im Himmel geöffnet wird. Die aus Israel Versiegelten, die Namen der Stämme auf den Toren beweisen nur dies, dass auch aus Israel eine Auswahl errettet ist, und dass die israelitische Gemeinde die Mutter der Heidengemeinden ist; denn das Heil kommt von den Juden. Die Offenbarung ist von dem schärfsten und schneidensten Gegensatz gegen das alte Jerusalem durchzogen, gleich dem Evangelium Johannis. Die Weltkirche ist antichristlicher als die Weltmacht; beide aber sind in ihrer Vereinigung der Antichrist. Nero zu dem besonderen Antichrist der Offenba-

rung zu machen, dafür hat man wohl römische und orientalische Sagen über seine Wiederkehr vom Tode, aber keinen Schriftgrund.

Sehr ergiebig für das Verständnis der Offenbarung und der Briefe Johannis würde eine sorgfältige Bearbeitung der Lehre von der Überwindung (wie Luther das $\nu\kappa\alpha\tilde{\nu}$ sehr gut gibt) in denselben sein. Man würde eine merkwürdige Gleichheit der Gedanken finden.

III. E oder A?

Sacharja 11,13

Und der Herr sprach zu mir: „Wirf es hin, dass es dem Töpfer gegeben werde. Ei, ein herrlicher Lohn, dessen Ich wert geachtet bin von ihnen.“ Und ich nahm die dreißig Silberlinge und warf sie in das Haus des Herrn, dass es dem Töpfer gegeben würde.

E oder A: das ist bei diesem Schriftwort eine sehr wichtige Wahl, denn mit E behalte ich eine der lieblichsten und ergreifendsten Weissagungen der heiligen Schrift, mit A verliere ich dieselbe. Mit E stehen Weissagung und Erfüllung im schönsten Einklang, mit A ist nicht nur die Erfüllung, die das Evangelium berichtet, eine völlige Täuschung des Evangelisten gewesen, sondern die Erfüllung behauptet das Gegenteil von der Weissagung und protestiert gegen dieselbe. Halten wir an A fest, so haben wir ein nichtssagendes Wort des Propheten; mit E bewundern wir die alles beherrschende Weisheit des heiligen Geistes, der in kleine Vorgänge und dunkle Worte den ganzen Reichtum seiner Vorsehung und wunderbaren Vorbereitung des Leidensweges Christi in seinen Einzelheiten hineinlegte. Mit E haben alle Pilgrime und Fremdlinge der Erde, die keinen Raum selbst im heiligen Land und in der heiligen Stadt haben, wo ihr müder Leib Ruhe finden soll, haben alle wenig Genannten und Gekannten einen Acker, der sie im Tode aufnimmt, wenn er auch verachtet und klein ist – und mit welchem hohen und teuren Preis ist dieser Acker gekauft, obgleich dem äußeren Wert nach die Kaufsumme nur der Preis eines gewöhnlichen Sklaven war! Mit E – Welch eine Fülle von Belehrung und Trost, welche eine heilige Theologie, mit A – die selbstverständliche Bemerkung, dass man Geld in einen Geldkasten aufzunehmen pflegt. Doch auch das ist falsch, denn in solchen heiligen Geldkasten, von dem in der Weissagung die Rede sein soll, gehört ein solches unreines Geld nicht; „das sei ferne, sagen die für Gottes Reich missionierenden Priester, dass wir solches Geld zu unseren frommen Pfennigen legten. Wir bewahren die Reinheit und Heiligkeit des Schatzes.“

Aber nun bitte ich dich doch – was willst du mit diesem E oder A, du treibst doch keinen Scherz mit uns? Sollte wirklich so viel, wie du geheimnisvoll andeutest, an dem E und dem A hängen? Bewegt denn wirklich ein Vokal die Welt? Allerdings tut er das, mein Freund, und du wirst mir selbst dies bald zugeben.

Wir lesen in einem der merkwürdigsten Kapitel der prophetischen Schriften, in dem 11. des Propheten Sacharja, dass V. 13 der Herr zu dem Hirten sagt, der, nachdem er sich in seinem Amt todmüde und lebensüberdrüssig gearbeitet und nun um seinen Lohn gebeten hat (fast gleichgültig gestimmt, ob sie ihm einen solchen geben wollen oder nicht: er habe das Recht, ihn zu fordern, doch können sie es tun oder lassen) und nun diesen Lohn richtig abgewogen und abgemessen empfangen hat; er solle diesen Lohn, in dem Er *selbst, der Herr*, seinem Wert nach abgeschätzt und bezahlt wäre, zu dem – nun Hajozēr oder Hajozār? – werfen.⁴⁴

Viele Gelehrte, doch meistens solche, denen wenig an Weissagung und Erfüllung liegt, sagen: es müsse im Grundtext heißen Hajozār, d. i. der Schatz, und es sei in dem Wort nichts anderes gesagt, als dass der Hirte auf Befehl des Herrn die Summe des Lohnes für seine Arbeit in den Gotteskasten, in den Tempelschatz werfen solle. Also der elende Lohn, über den der Herr selbst in heiligem Schmerz spottet, soll dem Tempelschatz anvertraut werden.

Jedenfalls eine Verwendung, über die der Hirte sich nicht zu beklagen hätte, denn so käme ja das Schmachgeld, das sie ihm abgewogen haben, noch zu Ehren! Aber dann ist es gewiss nicht richtig gesagt: *Wirf es hinweg* zu dem Schatz; denn das ist eine ebenso verächtliche Anweisung, wie der Lohn selbst die Verachtung des Volkes bewies. Die tiefe Ironie, die in dem Ausruf liegt, „der herrli-

⁴⁴ Jozar soll Nebenform von Ozar sein, doch hat es noch andere Formen als Nebenbuhler.

che Lohn“, setzt sich fort in dem Befehl, ihn wegzuwerfen zu dem Hajozēr. Diese Lesart ist die einzig richtige und auch von Aquila und von der Vulgata verstanden worden. Es liegt nicht der geringste Anlass vor, an ihr zu ändern. Hajozēr aber heißt der Töpfer. Zum Töpfer hin, für den Töpfer soll der Lohn hingeworfen werden.

Ein Blick in die Erfüllung dieser Weissagung bei Matthäus lehrt uns, dass in der Anwendung, die er von dieser Stelle macht, der Beweis sich auf den „Töpfer“ gründet. Fällt der „Töpfer“ weg, so ist Gottes Wort in dieser Stelle zu Boden gefallen, so ist die ganze liebliche und erschütternde Geschichte vom Hakeldama zerstört, so ist kein Töpferacker zur Beerdigung der Heimatlosen mit dem Blutgeld Jesu *gemäß der Weissagung* gekauft. Dann haben wir bei Matthäus und bei Lukas einen völligen und für alle Weissagungen verhängnisvollen *Irrtum*. Aber nur guten Mutes geblieben: der „Töpfer“ steht fest und es liegt kein Grund vor, denselben aufzugeben.

Es liegt auch gar nicht so fern, an ihn zu denken. Der Töpfer machte die gewöhnlichen Gefäße des Hauses, er machte auch die niedrigen, verachteten Gefäße des Heiligtums für den vielfachen Gebrauch, den man dort für sie hatte. Sacharja sagt am Schluss seiner Weissagung zweimal: „Und die Töpfe im Hause Jehovahs sind gleich den Schalen vor dem Altar. Und alle Töpfe in Jerusalem und Juda sind heilig dem Jehovah der Heerscharen und es kommen alle, sie opfern und nehmen davon und kochen darin.“ Sie sind also zu jedem Opfergebrauch geweiht und geeignet.

In der Zeit des Messias ist alles geheiligt.

Wohin sollen nun die dreißig Silberlinge, das elende Geld gelangen? Sie sollen weggeworfen werden an den Töpfer: das ist eine Benutzung, die dem Lohn entspricht. Ein solcher Lohn kann nirgends besser untergebracht werden, als indem man ihn voll Missachtung dem Töpfer hinwirft, um das von dem Töpfer zu kaufen, was der Töpfer hat. Die Weissagung sagt nicht, was man von dem Töpfer kaufen soll; ohne die Erfüllung würde man sagen: nun die Töpfe für den Gebrauch im Heiligtum; aber in der Deutung der Erfüllung ist diese lakonische, kurze Andeutung ein Blitzstrahl des heil. Geistes geworden: voll Licht und Wunder Gottes. Der Hirte tut nach dem Befehl des Herrn und wirft den Lohn in das Haus des Herrn dem Töpfer zu. Warum *in das Haus* des Herrn? Das war anfänglich nicht gesagt. Offenbar, weil die Vorsteher des Volks, die Priester, den Lohn ausgezahlt hatten, und er denen den Lohn zurückbringt, die ihn gegeben, damit *er auf diesem Weg* an den Töpfer gelange. Das im Haus des Herrn hingeworfene Geld war der Beweis, dass das Haus des Herrn eine Mördergrube geworden sei und dass doch alles, was in dem Rat und der Regierung Gottes geschah, von diesem Haus ausgehen, also auch hier der Töpfer ins Auge gefasst und hier die Summe gezahlt werden musste.

Das Haus des Herrn empfängt den ausgezahlten Lohn zurück und gibt ihn an den Töpfer; und dies auf Gottes Befehl.

Das ist klare, unzweideutige Weissagung. Ihre Erfüllung ist aus Mt. 27,3-10 bekannt.

Der Verräter dringt bis zu den Hohenpriestern und Ältesten in das Innere des Tempels vor, schleudert das Geld zu ihren Füßen und sie legen es nicht in den Gotteskasten (was sie nach ihrer frommen Gier sonst gewiss herzlich gern getan hätten; aber es ging diesmal doch nicht recht an, wie sie auch mit Jesu ins Richthaus zu gehen sich scheuen), was auch die Weissagung nicht wollte, sondern kaufen einen Acker des Töpfers, um auf ihm die Fremdlinge zu begraben. Sie taten dies, nachdem sie sich beratschlagt hatten; in ihrem Rat wird erfüllt der Rat Gottes, die Weissagung der Propheten.

Was in der Weissagung der Hirte tut auf den Befehl des Herrn, tut in der Erfüllung die Geschichte, denn diese ist nichts als zur Wirklichkeit gewordenes Wort Gottes.

Wenn der Evangelist nun (Mt. 27,9) sagt, dass hier Worte des Propheten Jeremias in Erfüllung gegangen seien, so ist das eine bis jetzt noch nicht zur Genüge gelöste Schwierigkeit. Man hat einen Schreibfehler hier finden wollen, oder, wie selbst Luther und Calvin, ein Versehen des Evangelisten, oder hat gemeint, in dem Exemplar der Schrift, das Matthäus gehabt, sei Jeremias an der Spitze der Propheten gestanden etc. Die ungezwungene Auffindung der Stelle bei Jeremias ist nicht geglückt.

Matthäus gestaltet übrigens das Zitat aus Sacharja ganz nach der Erfüllung. Die Erfüllung tritt in die Form der Weissagung hinein und deutet in der äußeren Gestalt die Weissagung nach sich um. „Und sie nahmen (dort nahm der Hirte) die dreißig Silberlinge, den Preis des Geschätzten, welchen sie geschätzt, von Söhnen Israels, und gaben sie für den Töpferacker, so wie mir der Herr befohlen.“ Die Weissagung ist auch in ihrem Text Erfüllung geworden und dies gewiss nach dem Gebrauch der christlichen Predigt in den ersten Gemeinden, die bald diese, bald jene Beziehung aus den Worten des Alten Testaments hervorzuheben und danach das Zitat zu gestalten pflegten in einem praktischen Interesse. Darum auch das etwas ungefüge: wie mir der Herr befohlen, welches als eine biblische Formel (4. Mose 16,40) beigesetzt wird, um zu bezeugen, dass alles nach dem Wort des Herrn geschieht, das in der Leidensgeschichte Fleisch wird.

Es kommt bei der Betrachtung der Schrift überall darauf an, wie man *innerlich* zu ihr steht.

Betrachtet man sie in heiliger Pietät und größter Hochachtung, so wird man ihre scheinbaren menschlichen Eigentümlichkeiten und Schwächen recht zu beurteilen wissen; man wird dankbar und froh sein selbst für eine so kurze Aufzeichnung der wunderbaren Erfüllung einer wunderbaren Weissagung. Ist man aber ein pietätsloser Kritiker, so wird man den Matthäus über den Jeremias schelten und über „seine Willkür“, mit der er den alttestamentlichen Text gestaltet hat, und dabei vergessen, dass trotz dieser scheinbaren Willkür Matthäus doch mehr und tiefer gesehen hat in dem Buch des Sacharja, als heute viele Gelehrte mit allen Mitteln der Sprache und Kritik sehen.

Gott hat auch Anstöße in sein Wort gelegt und man muss dieselben überwinden. Aber in der Schwachheit vollendet sich die Kraft und stets bleibt wahr, was Calvin sagt: *auch wenn die Schrift stammelt, donnert sie.*

Es ist nichts weggefallen von dem Wort der Weissagung: das Volk hat seinen Lohn dem größten Propheten und in ihm Gott gezahlt, indem es diesen Propheten selbst zur Abschätzung anbot, und diese Schätzung erfolgte auch. Und doch hat diese Schätzung nur dazu gedient, um den Töpfer zu Ehren zu bringen und so einen Acker zu erwerben, der, wenn er auch Blutaacker hieß, in unheimlicher, lang andauernder Tradition dennoch für die armen Fremdlinge eine Ruhestätte war. Alle Sünde der Menschen dient zuletzt dem Acker der Heiligen, der mit Blut erworben, Auferstehungsleiber trägt, die einst erwachen.

Anm.: Auf der Insel Sylt hat man für den kleinen Friedhof der Namenlosen einen Gedenkstein gestiftet mit der Inschrift:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit
Gespült zum Erdeneiland,
Voll Unfall und voll Herzeleid,
Bis heim uns holt der Heiland.
Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose,
Es ist das Kreuz von Golgatha:
„Heimat für Heimatlose.“

IV. Michael

Daniel 10

Das Leben des Glaubens hat seine Freude und Stärke nicht in dem, was wir sehen, sondern in dem, was wir *nicht* sehen. Es ist ein Leben in dem Unsichtbaren und für das Unsichtbare. Es kann dem Sichtbaren nach in der größten Armut und Schwachheit erscheinen, und doch von ewigen Wurzeln getragen werden, die nicht auszureißen sind. In solchem Leben des Glaubens haben wir uns namentlich in unserer Zeit zu üben, wo wir durch alle Machtmittel der Welt in den Dienst und in die Freude an dem Sichtbaren gezogen werden; wo auch die Kirche, statt auf Gott zu harren, durch beschleunigte Entwicklungen in der Lehre und in der Verfassung eine irdische Herrlichkeit erzwingen will oder träumerisch und phantastisch ihre Hoffnungen auf ein tausendjähriges Reich gründet. Man muss sich mit Ernst zurückziehen aus dem leeren Getreibe der Menschen, die mit großen Worten prahlen und so die Erdenmühseligkeit und die Weltenttäuschung nur mehren: und sich sammeln für die Ruhe in Gott, für den Verkehr mit ihm, für die Bewunderung und Liebe seines Sohnes, wodurch wir allein für die auserwählte Gemeinde des Herrn Worte des Trostes und der Erquickung empfangen. Woher kommt doch diese große Unbefriedigtheit, die uns alle plagt, diese inwendige Leere und Öde, mit der einer den andern ausdörft und die nicht mit der Menge der Worte und Verfassungsberatungen auszufüllen ist? Wir empfinden und denken so wenig in dem, was Gott getan hat, und so viel in dem, was wir selbst tun wollen und müssen, und das Ende von unseren Werken ist: der *Tod*, im Gefühl, in der Wirklichkeit.

Werden wir durch die Einflüsse des göttlichen Wortes aus solchem uns bezaubernden Betrug der Sünde herausgerückt, so tritt uns die allein vollendete Schönheit des Unsichtbaren entgegen; die Kräfte einer anderen Welt regen sich und erwecken in unserm Glauben und in unsrer Liebe die Gestalt und Erscheinung Jesu Christi, in dem wir vollendet *sind*, gerecht und heilig *geworden* und mit dem wir über innere und äußere Feinde allezeit herrschen. Mit wunderbar ergreifender Gewalt drängt uns der Geist in die unaussprechliche Güte und Stärke dessen hinein, der uns von Gott zu unserm *Fürsten* gegeben ist. Wie in den Seligpreisungen des Herrn an die Armut nicht der zukünftige, sondern der gegenwärtige und darum der ewige Besitz des Himmelreichs, an die Sanftmut das Erdreich, an die Reinheit des Herzens das Schauen Gottes ausgeteilt wird, so geht überall in dem Leben des Glaubens der Mangel in die Fülle über, die Schwachheit in die Stärke. Viele Schriftabschnitte, ja die ganze Schrift ist uns ein verborgenes Buch ohne diese Innerlichkeit und Tiefe des Glaubens. Immer verlegen wir in die Zukunft, schließlich bis in den fabelhaften Hades und über denselben hinaus, was die Schrift uns in der Gegenwart gibt und an uns, wenn wir glauben, erblickt. Wenn sich noch weiter die Phrasen von geschichtlicher Entwicklung, von sittlichen in unberechenbarer Langsamkeit hinschleichenden seelischen Fortschritten entwickeln; wenn man immer mehr noch alle göttlichen vollbrachten Taten in menschliches Tun auflöst, so wird man zuletzt nach dem freudigen Bewusstsein des Glaubens suchen müssen, wie nach einer Lilie auf der Steppe.

Es ist der Fürst Michael, d. h. wer ist wie Gott, denn alle Engelnamen der Schrift in dem Munde der Gläubigen gebildet und von Gott in seinem Verkehr mit ihnen geheiligt, tragen die Verherrlichung Gottes in sich und lassen so den Namen des Boten wieder übergehen in den Namen des Schöpfers –, mit dem wir uns im folgenden nach dem Propheten Daniel bekannt machen wollen.

Wir haben Daniel 10 ein Gesicht des Fürsten Michael. Es ist dies die Erklärung der Alten. Man hat dieselbe neuerdings aufgegeben. Wie wir nachweisen wollen – ohne Grund. Die Offenbarung Johannis sieht in dem Fürsten Michael eine Erscheinung Christi. Sie überträgt die Herrlichkeitsformen Michaels auf Christum, gewiss nicht nur um denselben ohne nähere Beziehung in diesen Attributen darzustellen, sondern weil sie die Identität beider festhält. Das ist also unsere Aufgabe: Das

Danielische Gesicht Kap. 10 als eine Erscheinung Michaels und dann als eine Erscheinung Christi zu erklären. Und damit verbinden wir die Absicht, uns in dem Leben des Glaubens zu befestigen, das in unsichtbarer Macht und Wesenheit seine verborgenen Gründe findet.

Es war im dritten Jahr des großen Cyrus, als ein Mann eine Offenbarung empfing, der nach seinem öffentlichen Namen zu einer solchen Offenbarung nicht berechtigt war: er hieß Beltsazar, trug also in seinem Namen eine Anerkennung eines heidnischen Gottes. Doch verbarg dieser Mann nur seinen wirklichen guten Namen, in dem der allein lebendige Gott als Richter und Retter gepriesen wurde. Unter der Decke heidnischer Schmach und Knechtschaft, verborgen und gedemütigt lebte der „vielgeliebte“ Freund des Gottes, der allein Offenbarungen gibt und eben darin seine Einzigkeit beweist. Was ihm enthüllt wurde, das bekräftigte sich ihm, der nach dem Verständnis seiner Gesichte forschte, als gewisse Wahrheit. Er war davon überzeugt, dass er keinen trügerischen Einbildungen seiner Phantasie folgte, sondern dass wirklich ein gewisses Wort ihm mitgeteilt war. Schon in dem Inhalt der Offenbarung lag ein Beweis ihrer Treue. Sie betraf großes Elend, schwere Bedrängnis. Aus dem Fleisch aufsteigende Gesichte dienen den Wünschen des Fleisches: die Offenbarung Gottes ernüchert und verkündet Elend. Man sollte erwarten, dass gerade in der Zeit, in der Daniel das Gesicht empfing, ihm etwas anderes als Elend hätte enthüllt werden müssen, denn er war damals tief traurig und litt unter schmerzlichen Erfahrungen; aber nein, nach gegenwärtigem Elend wird ihm zukünftiges gezeigt, damit er in den Tagen bis zum Ende für das heilige Volk keine bleibende Errettung erwarte. Der Monat Nisan leitete das dritte Jahr des Kores ein, in seine Mitte fiel die Feier des Passah, der Erlösung aus Ägypten; aber wie wenig waren die Umstände der nach dem Freiheitsedikt des Cyrus nach Jerusalem aufgebrochenen Juden der Feier günstig. Das Werk des Tempelbaus stockte, die Feinde mehrten sich, das Volk wurde müde und lässig, und obwohl sich Daniel gefreut hatte, das erste Jahr des Kores noch als hochbetagter Mann zu erleben, es schien mit diesem Jahr keine neue herrliche Zeit angebrochen zu sein. Drei Wochen lang ist er darum in Trauer: ernst und einschneidend ist seine Betrübnis, er kann den Jammer seines Volkes nicht stark genug empfinden. Und wo die Seele welkt, da welkt auch der Leib.

Der innere Schmerz wird zur äußeren Entbehrung und wird in ihr wahr und gerecht abgespiegelt. Er hat köstliches Brot, Fleisch und Wein von seiner Tafel verwiesen und meidet die Kraft und den Wohlgeruch der Salben. Von ganzem Herzen lebt der jüdische Hofmann in dem schmerzlichen Schicksal seines Volkes und schüttet sich in Gebeten vor Gott aus, der in dem Elend des Volkes seine gewaltige Hand erwies. Schon war der vierundzwanzigste Tag des Monats gekommen, als er sich, in Begleitung von anderen, wohl in königlichen Geschäften oder auch nur in freier Wanderung an den großen Strom Hiddekel begeben hat. Er steht am Ufer des reißend schnellen, gewaltigen Wassers, ein Bild des mächtigen Volkes, durch dessen Gebiete er floss, da werden seine Augen plötzlich einer großartig erhabenen, wunderbar schreckhaften Erscheinung gewahr. Über dem Fluss, gleichsam auf ihm schwebend, stand ein Mann. Wer ist dieser Mann? Er ist zunächst *nicht* der dem Daniel die Gesichte deutende Engel. Von demselben wird er Kap. 12,5-8 aufs klarste unterschieden. Denn der dort über dem Wasser des Stromes stehende Mann, in Linnen gekleidet, ist kein anderer als der in Kap. 10 erscheinende, was eben deutlich genug seine Stellung und seine Kleidung beweist. Er wird V. 6 von dem mit Daniel redenden Engel angesprochen und um Aufschluss über das Ende der Schrecknisse gefragt. Wie sich denn auch Kap. 8 Daniel an diesen seinen Begleiter und Deuter wendet mit der Bitte um Aufklärung dessen, was sie beide vernommen. Der Mann im Linnen ist also nicht der besondere Engel Daniels. Dieser ist auch nie der eigentliche Gegenstand einer Offenbarung, sondern immer nur der von Gott gesandte Erklärer derselben. Er dient der Deutlichkeit der Offenbarung, bildet sie aber nicht selbst. Schon Kap. 7,10 steht der, der die Deutung der

Dinge kund tut, wohl in der Nähe des Alten der Tage, doch hat er keine Bedeutung in dem Gesicht: er ist nur das sie begleitende Wort.

Nach Kap. 8,13 ff. hat der mit Daniel redende Heilige keine andere Aufgabe als nur das, was er selbst als Deutung vernommen hat, an Daniel zu vermitteln. Er wird hiezu befohlen. Sein Name ist Gabriel (Gott ist Mann, Held). Sein Kommen erregt Daniels Furcht und wirft ihn ohnmächtig zur Erde (Kap. 8,17). Wir haben darum den Interpreten der Gesichte von dem Gesicht selbst zu unterscheiden und in dem Mann in Leinwand nicht den dem Daniel bekannten Gabriel zu suchen, sondern eine neue Offenbarung Gottes mit neuem Aufschluss. Es liegt nahe, die Menschenstimme, die innerhalb des Ulai, also über der Wasserflut des Ulai Kap. 8,16 laut wird, mit unserer Erscheinung zu vergleichen, und diese Stimme ist dort die dem Gabriel Befehl tuende. Dem in tiefer Besorgnis und Trauer um sein Volk versunkenen Propheten wird der wahre Nothelfer desselben, *der hohe Fürst* offenbart, der für dasselbe einsteht, nicht der deutende Engel. Von dem ersten Tag an, da sich Daniel vor Gott demütigte und Verständnis suchte, wurden seine Gebete erhört und Gott entsandte den Engel der Dolmetschung an Daniel. Aber ein in gerechte Knechtschaft um seiner Sünde willen verstoßenes, unter die Macht der Weltreiche dahingegebenes Volk kann nur in den allmählichen Wirkungen der Gnade Gottes erlöst werden. Der Fürst des Königreichs Persien leistet dieser Gnade einen von Gottes Zorn selbst gekräftigten Widerstand. Der zu Daniel entsandte Engel kann nicht bis zu ihm mit der Offenbarung der Zukunft durchdringen: mit einem gewissen Recht trotz der Perserkönig auf seine feindliche Beeinflussung des jüdischen Volkes, wer will dem Gewaltigen die Beute nehmen? Gottes Gericht hat das Volk der Knechtschaft unterworfen, Gottes Gnade allein kann dies Gericht wenden. Aber sie tut es nur auf Grund einer mittlerischen Vertretung des Volkes, und diese wirkt teils in den Gebeten des Daniel, teils und in viel eingreifenderer Weise in der Hilfe, die Michael leistet. Nach einundzwanzig Tagen macht sich dieser für sein Volk auf, räumt den Einfluss des Königs von Persien hinweg und erscheint nach drei Wochen und drei Tagen (eine Zeit, zwei Zeiten und eine halbe Zeit) dem betenden und fastenden Daniel als der machtvolle Fürst seines Volkes in dem Gesicht am Hiddekel. Es ist *Michael*, den Daniel sieht; der, von dem der deutende Engel sagt: „Und siehe Michael, einer der ersten Fürsten, kam mir zur Hilfe.“ Wie auch zunächst *dies* im Buch der Wahrheit steht: „Und niemand unterstützt mich gegen jene, als Michael, euer Fürst“ (V. 13 und 21). Warum spielt Michael eine solche Hauptrolle in der Mitteilung des Engels? Weil eben Daniel *Michael* in seiner wunderbar überraschenden Majestät geschaut hat. Darum kommen auch die ausführlichen Darstellungen der Antiochenischen Bedrängnis zuletzt zu dem trostvollen Schluss, dass sich *Michael*, der große Fürst, der für die Söhne des heiligen Volkes steht, erheben werde und alle die erretten, die im Buch des Lebens geschrieben sind (Kap. 12,1). Durch das Elend des Volkes, welches sich zu einer nie dagewesenen Höhe grauenvoll steigern werde, strahlt der Name Michael hindurch, welcher Fürst deshalb auch gleich beim Beginn der letzten Vision dem Daniel in seiner ganzen Machtfülle gezeigt wird. Nach dreiwöchentlichem Harren und nach einem Überschuss spannender Erwartung – nach einem in der Schrift häufigen Gesetz der sich vollendenden Not – werden dem Daniel die Augen geöffnet, um den zu erblicken, der endlich seinen Fuß auf die wilden Wasser der heidnischen Macht setzen kann, um seinem auserwählten Volk als sein Fürst zu Hilfe zu kommen.

Welche Bedeutung hätte für Daniel nur ein Gesicht des Engels Gabriel gehabt, namentlich vor dem großen Elend, das er verkünden soll, da ja nicht Gabriel, sondern Michael die eigentliche, entscheidende Hilfe und Zuflucht des Volkes in dieser unerhörten Bedrängnis ist? Auf *seinen* Namen und *seine* Errettung eilt die schreckliche Notzeit hinaus. *Er* erhebt sich zuletzt. Diese Erklärung scheint uns allein dem Gesicht am Ufer des Hiddekel sein rechtes Verständnis zu geben.

Betrachten wir nun weiter die Erscheinung des Michael, so ist er in Linnen gekleidet, also in priesterliches Weiß, in das Weiß der Gerechtigkeit und Heiligkeit; auch in das Weiß des heiligen Gerichtes gegen die Feinde Gottes. „Er heißt Treu und Wahrhaftig und richtet und streitet mit Gerechtigkeit“ (Offb. 19,11). Er ist der vollendete Gerechte in seiner Vertretung für das Volk und in seiner Vernichtung der Heiden. Der goldene Gürtel, um das weiße Kleid geschlungen, ist nach Jesaja 11,5 zu erklären. Seine Gerechtigkeit wird zusammengehalten von seiner goldenen Treue gegen Gott und sein Volk. Sein Leib strahlt durch die Weiße des Gewandes wie Bernsteingelb, gleich Chrysolith. Dem entspricht der Glanz seines Antlitzes wie ein Blitz und seiner Augen wie feurige Fackeln: er ist voll durchdringender Klarheit und Helle, ganz Geist und Leben, vor dem Welt und Menschenherz offen liegen. An Armen und Füßen gleichsam mit glattem Erz bekleidet: ein Mann des Streites, unbezwinglich, ehern: der Ritter Gottes. Seine Stimme beweist dann noch, dass er mehr ist als ein Heer, sie ist wie das Gedröhne eines Volksgetümmels.

War anfänglich auch dem Daniel das Gesicht voll Schrecken, so musste er doch nachher in den Formen der Erscheinung Michaels die stärksten Unterpfeiler der Errettung seines Volkes finden, denn wer war ihm gleich an Gerechtigkeit, Treue, Geist, zerschmetternder Kraft und niederwerfendem Wort? Wie verging vor seinem Herrlichkeitswesen alle irdische Macht! Aus der unsichtbaren Welt tritt dem einsamen Fürbitter des heiligen Volkes der entgegen, der in unvergleichlicher Würde und Hoheit die Sache desselben vertritt. Mit seiner leuchtenden Gerechtigkeit stimmt auch der feierliche Schwur überein, den er in Gegenwart zweier Engelzeugen Kap. 12,7 tut, wo auch die angegebene Zeit nach dem Maße des Wartens Daniels in seiner Fastzeit gemessen ist. – Das Gesicht Daniels blieb seinen Begleitern verborgen. Nur der Schrecken, der dasselbe begleitet, fällt auf dieselben. Eine nicht gesehene Macht dringt auf sie ein. Und sie verstecken sich, wie sich Arafna einst versteckte und wie alle Kreaturen bei dem Nahen der unsichtbaren Welt unter Hügeln und Bergen sich verkriechen möchten. Ähnliche Vorgänge haben wir bei der Offenbarung Jesu an Paulus. Ohne nähere Beziehung miteinander beweist die Gleichheit der Vorgänge auf dem Weg nach Damaskus und hier am assyrischen Strom die Geschichtlichkeit der Erscheinung und dann die volle Realität auch der visionär nahenden Persönlichkeiten des Himmels. Sie sind gegenwärtig auch für die, die sie nicht schauen. Daniel selbst ist von der Majestät der Erscheinung so ergriffen, dass Kraft und Gesichtsfarbe weicht: er ist ganz Mensch und sinkt in sein armes Nichts zusammen. Bis zur Erde werfen ihn die Reden, die er aus dem Munde der Erscheinung hört. Aber in diesem Augenblick der Vernichtung, wie ihn alle Heiligen, Moses, David, Jesaja, Hesekiel, Johannes etc. erfahren haben, wird er von einer Hand berührt, die ihn aufrichtet. Es ist der Interpret der Gesichte, der alsbald nach Michaels Ankunft Daniel erreicht und ihn in Kenntnis setzt von der Erhörung seiner Gebete und von seiner Absendung zu ihm. Es mag wenige Stellen der heiligen Schrift geben, die in so ergreifender und lieblicher Weise, wie die V. 15-30 in unserm Kapitel, die menschliche Ohnmacht der Propheten des Herrn schildern und die zarteste, herablassendste Weise des Trostes und des Zuspruches, mit der sie aufgerichtet werden. Unfähig göttliche Nähe zu ertragen, zur Erde sinkend als Menschen von der Erde, wandelt sich dem Propheten die göttliche Nähe in *menschliche*, zweimal berührt ihn und seine Lippen „*einer wie gleich Menschensöhnen*“. Man hat hier wieder Michael und sein Tun finden wollen. Er wäre es, der seine Majestät vermindere bis zum Ansehen eines Menschen und so Daniel stärke. Mit dem: siehe, einer – werde im Unterschied vom Erklärer eben Michael eingeführt, der ja auch noch gegenwärtig sei. Dies lässt sich nicht beweisen. Die Darstellung hat absichtlich etwas Verhülltes, geheimnisvoll Dunkles. Aber das ist gewiss und ist für andere Stellen Daniels von Bedeutung, dass „in der Ähnlichkeit der Menschensöhne“, mit der Daniel getröstet wird, das menschlich Schwache und Erträgliche ausgedrückt werden soll. Sich selbst als Mensch fühlend,

wird Daniel durch ein menschliches Berühren und Trösten gestärkt. Es tritt an seine Schwachheit gleiche Schwachheit heran. Das Göttliche erniedrigt sich zum Menschlichen. Es umhüllt sich mit der Erscheinungsform, die der Kreatur verwandt und darum ihr erträglich ist. Hat den Daniel die göttliche Majestät überrascht und vernichtet, so ist er jetzt wieder durch die menschliche Gestalt überrascht, aber zugleich gestärkt. Es ist dies sehr wichtig für die Auffassung des Menschensohnes, der zu dem „Alten der Tage“ kommt. *Ein schwaches Menschenkind* wird nach dem großen Staunen Daniels zu dem Alten gebracht, gelangt *wirklich* an den, der auf dem feurigen Stuhl sitzt und von Myriaden umstanden wird. Überall ist in der Schrift „der Menschensohn“ („die Menschenkinder“) Bezeichnung dessen, der als der Erbe des Menschen die ganze Schwachheit und Elendigkeit desselben übernommen hat. Der Herr hat sich nicht nur auf Grund von Psalm 8 (Was ist der Mensch etc.) und Daniel 7,13 den Sohn des Menschen genannt, sondern nach unzählig anderen Schriftstellen, die „die Menschensohne“ als die Besitzer alles Jammers und alles Verderbens beschreiben. Er ist der vollkommenste Ausdruck für die Erniedrigung und Stellvertretung des Herrn, der der unglücklichste aller Menschen war: *der große Elende* nach Psalm 22. Diese Bedeutung ist auch die allein richtige an allen Stellen der Evangelien. Eine Theologie, die das menschliche Elend ableugnet, hat aus dem Menschensohn einen Idealmenschen gemacht, zum Teil auf Grund mittelalterlicher jüdischer Theosophie. Nicht als Sündenträger, sondern „als Blüte der Menschheit“ habe der Herr sich so genannt. Diese vergiftete Frucht pantheistischer Menschenvergötterung hätte man schon lange wegwerfen sollen. Bei Daniel ist immer das Menschliche das Schwache und Beschränkte. Nach den chaldäischen Weisen wohnen die Götter nicht *bei dem Fleisch*, kein Mensch kann darum dem fordernden König die dunkle Sache eröffnen. Ob sich auch die tragenden Füße an dem großen Bild der irdischen Macht durch Vermengung des Tons mit dem Eisen stärken wollen, ob sie sich auch mit *Menschensamen* (Kap. 2,43) vermischen: sie bleiben nicht aneinander hängen. Von den drei Männern im feurigen Ofen unterscheidet sich der Göttersohn. Natürlich ist ein „menschliches Herz“ etwas anderes als ein Tierherz, welches Nebukadnezar gegeben und nachher wieder genommen wird, aber das „menschliche Herz“ erfährt eine sehr wunderliche Erklärung, wenn daraus bewiesen wird, dass das menschliche für Daniel das humane sei, das edel menschliche und schön menschliche. Vielmehr hatte schon Nebukadnezar durch seine Selbstüberhebung sein menschliches Herz verloren und war ein Welttier geworden: das empfing nun auch seinen sichtbaren Ausdruck in seiner völligen Vertiefung. Als er aus diesem Zustand zu seinem Verstand zurückkehrt, beweist er darin sein „menschliches Herz“, dass er bekennt: alle Bewohner der Erde sind wie *nichts* vor dem Höchsten und ewig Lebenden geachtet. Die in Hochmut wandeln, „kann er niedrigen“. Er wird aus einem Tier ein Mensch in Anerkennung seiner kreatürlichen Nichtigkeit. Gegenüber der tollen Spottlust und wahn-sinnigen Selbstüberhebung Belsazars macht Daniel auf das Schicksal des Vaters desselben aufmerksam: bei den Waldeseln sei er gewesen. Wenn der Löwe mit den Adlersflügeln von der Erde aufgehoben wird und er auf die Füße wie ein Mensch gestellt wird und eines Menschen Herz ihm gegeben wird, so kann man dies nur zu unserem Lächeln so erklären, dass hier eine Verwandlung des Tierischen ins Humane vor sich gehe, des materiell Rohen ins fein Geistige. Wären wir dabei gewesen, als Daniel das Gesicht sah, wir hätten uns mit ihm gleichsam des seltsamen Verwunders nicht enthalten können, wenn mit einemmal dem unbändigen Tier durch eine unsichtbare Hand die Adlerfedern ausgerupft werden (ein gerupfter Löwe) und dann federleicht das kräftige Ungetüm in die Höhe gehoben wird (ein zappelnder Löwe) und dann wieder so formlos und gefahrlos und schwach und erbärmlich auf seine Füße gestellt wird, wie man einen zitternden Menschen auf seine Füße stellt, und ihm endlich ein Menschenherz gegeben wird: ein Herz voll Schrecken und demütigender Furcht.

Daniel schaut nicht den Übergang der Tiere in bessere Formen, sondern er schaut so lange, bis sie gerichtet werden. Zuletzt wird allen Tieren die Herrschaft genommen. Der letztbeschriebene Dränger seines Volkes vollendet die Selbstüberhebung des Menschen. Er wird in der Anbetung seines eigenen Ichs und in der Verehrung des Gottes der befestigten Burgen so weit gehen, dass er selbst *das* menschliche tiefe Bedürfnis abstreifen wird, dem doch fast alle Heroen des Geistes und der Macht erlegen sind: er wird selbst Weiberlust nicht achten. Nur ein solcher *Unmensch* wird dann allein durch Michael gestürzt werden können. Gegenüber der Unmenschlichkeit der Weltmächte und des höfischen Lebens, in dem sich Daniel bewegte, erscheint *er selbst ganz als Mensch*: voller Schrecken und Furcht, haltlos in sich selbst gegenüber dem Unsichtbaren, vor Gott hinschwindend in wahrer Selbstwegwerfung. Darum bleibt er auch, nachdem so manche Weltmacht vor seinen Blicken und in seiner Erfahrung an ihrer Unmenschlichkeit zerscheitert ist, bis ins hohe Alter erhalten und hat selbst im *Staub* der Erde eine Hoffnung. Warum ist das Buch des Daniel voll heiligen Geistes? Weil es in unvergleichlicher Weise Gottes Majestät und des Menschen Elend lehrt und zuletzt ein Reich kommen sieht, in welchem alle die, die sich Menschen gefühlt haben, unter einem Menschensohn ewiglich herrschen.

Wir haben bisher gefunden, dass Daniel 10 eine Vision des Michael enthält; wir sind auch näher mit der Erscheinung des Michael bekannt geworden. Es liegt uns nun weiter noch ob, den Kampf Michaels mit dem Perserkönig zu verstehen. Was sollen diese uns eigentümlich berührenden Auszüge zum Streit gegen Persien bedeuten? Haben wir dafür Parallelen in der Schrift?

Michael und Gabriel streiten gemeinsam für Israel gegen die demselben feindlichen Fürsten der Weltreiche: ein Gedanke, der uns ein wenig fremd und eigentümlich ansieht, weil uns die Wirklichkeit und Wirksamkeit der unsichtbaren Welt so fern getreten ist. Zunächst haben wir aus dem Fürsten des Königreichs Persien nicht einen Engelfürsten zu machen, als streite Gabriel als Geist gegen den persönlich und dämonisch gefassten Hofgeist am persischen Hofe: Geist gegen Geist. Für solche Volks- und Hofgeister enthält der Prophet Daniel keine Andeutungen, vielmehr ist bei ihm überall unter „Fürsten und Königen“ irdischer Reiche an die sichtbaren Herren zu denken. Der Fürst von Griechenland im 20. Vers ist der leibhaftige Alexander, wie auch im elften Kapitel V. 1 die Unterstützung Gabriels gegen Darius den Meder nötig war, nicht gegen den medischen Volksgeist. Mit dem Ausdruck: Fürst des Königreichs Persien soll nur besonders feierlich die hohe Würde und große Macht Kores hervorgehoben werden, der so lange dem Kommen des Gabriel widerstand und der nur mit Hilfe Michaels, eines der ersten Fürsten, überwunden werden konnte, so dass dadurch allein Gabriel den Platz an der Seite der Perserkönige behauptete, d. h. neben so überaus ruhmvollen und gewaltigen Königen.

Es ist Michael, der die von Gott ausgesandten Engel in ihrem Streit gegen die Weltmächte und für Israel aufs kräftigste unterstützt: wie sehr er selbst auch der Hilfe dieser Engel bedarf, so sind sie doch wiederum ohne ihn und seine entscheidende Einwirkung machtlos: er ist die letzte und wirksamste Ursache des Heils des Volkes Daniels. Wohl ist gerade Gabriel, der in den Deutungen der göttlichen Gesichte die Fortschritte und Errungenschaften des für Israel arbeitenden Sieges Daniel enthüllt, in diesem seinem Dienst göttlicher Hermeneutik für Michael unentbehrlich: *er hilft ihm*: aber dennoch ruht zuletzt jede Überwindung und jede Heilsbotschaft Gabriels auf Michaels Erhebung für sein Volk. Wir haben Kap. 11 V. 1 am einfachsten an die Unterstützung Michaels durch Gabriel zu denken, welche letzterer leistete, indem er nach Kap. 9 V. 21 im ersten Jahr des Darius mit der wichtigsten Nachricht zu Daniel kam.

Dieses Zusammenwirken himmlischer Mächte für Israel ist nun für jeden, der an himmlische Throne und Herrschaften glaubt, nicht unverständlich. Nur der allmähliche, langsame Fortschritt ih-

rer Siege berührt uns noch befremdlich, gleichsam als könnten sie nicht vordringen und wären durch menschliche Kraft gebunden.

Wir können denen nicht beistimmen, die hier die Unmöglichkeit eines Zwangs für den menschlichen Willen in Anspruch nehmen. Nur allmählich hätten die englischen Gewalten auf die Sinnesart der Perserkönige Einfluss gewinnen, und allmählich den feindlichen Widerstand brechen können. Wohl behandelt Gott die von ihm erschaffenen menschlichen Geister als Geister, aber wir wissen wirklich nicht, ob das, was *wir* einen Zwang nennen, für Gott und die Natur der Seele wirklich ein Zwang ist, wir haben keine genügende Erkenntnis in die Einwirkungen Gottes auf die Kreatur und unterscheiden in sehr mangelhafter Weise zwischen unentfliehbar und unwiderstehlichen Motiven, zwischen Veranlassen und Verursachen, Antrieb und Entscheidung. Unsere Unwissenheit in diesen Fragen sollte uns bescheiden machen, aus ihrer verschiedenen Beantwortung eine feste Position für diese oder jene biblische Lehre zu gewinnen. Auf eine ganz andere Hinderung als die des freien Willens macht uns die Prophezie des Daniel aufmerksam. Es ist die Missetat des Volkes Gottes, der darüber entstandene Zorn Gottes, die Bewährung der Gläubigen in Geduld und Leiden, die zu erweckende Erkenntnis von der Trübseligkeit aller irdischen Zeit, woran wir zu denken haben, wenn wir mit unserer Betrachtung bei den langsamen Fortschritten des Heiles und dem hartnäckigen Widerstand der Feinde desselben stehen. Ein unter Gottes gerechtem Zorn daniederliegendes Volk muss geläutert werden durch die Erfahrung, dass die Barmherzigkeit Gottes gegenüber der Sünde des Volkes einen schweren Stand hat, gleichsam nur allmählich Terrain gewinnt. Die Sünde des Volkes macht die Feinde des Volkes stark. Sie ist mit ihnen verbündet. Sie haben ein Recht das Volk in Banden zu halten und ihm zu widerstehen. Sie sind die Verwalter des Gerichtes Gottes. Wie Daniel Gebet und Flehen *suchen* muss – er ist ohne Gebet bei der großen Sünde des Volkes – wie er dann nach dem Verlauf von siebenzig Jahren auf siebenzig Jahrwochen verwiesen wird, wie immer wieder die letzte Zeit, die Zeit der völligen Errettung des Volkes hinausgeschoben wird: nun nach derselben Ordnung wirkt langsam vordringend, durch Streit und Kampf hindurch die Gnade Gottes gegen den Zorn Gottes und gegen die, die diesen Zorn vertreten: die Perserkönige und die anderen Weltfürsten. Michael, der für sein Volk steht, kann für dasselbe nicht einfach fordern, und machtvoll seinen Willen durchsetzen, sondern er ist gebunden an die in heiliger Zurückhaltung und gerechter Zögerung wirkende Gnade Gottes. Die Schrift fasst die Gnade nirgend als eine allgemeine selbstverständliche Güte Gottes, sondern als eine Ausnahmewirkung Gottes, die zu erharren ist und lediglich nach eigenem Antrieb handelt. Aus diesen Gesichtspunkten sind die Kämpfe Michaels und Gabriels mit den Perserkönigen und der Widerstand dieser aufzufassen.

Mit Recht hat man für den Fürsten Michael auf jenen Fürsten hingewiesen, der dem Josua vor Jericho erscheint. Treffende Parallelen für ihn und seinen Streit bietet auch das Tun des Engels des Herrn, als er Bileam auf seinem Weg begegnet. „Siehe, ich bin ausgegangen, dass ich dir widerstehe.“ Bileams geiziges Herz hätte doch noch sich zum Fluch erkaufen lassen können, auch hatte er ein Recht einem Volk zu fluchen, das *in sich selbst* sich von den heidnischen Völkern nicht unterschied, es war ihm nicht zu trauen: darum tritt der Engel des Herrn für Israel ein und erfüllt mit seinen Schrecknissen die Seele des wankelmütigen Propheten.

Der Kampf des Engels des Herrn gegen Bileam und der Kampf Michaels gegen die Weltfürsten ist derselbe Kampf der Gnade gegen die Sünde und den Fluch des Volkes. Nur allmählich kann sie vordringen, aber zuletzt behält sie das Feld. Indem sie so verfährt, entspricht sie ihrem Wesen als Gnade und übt die Gläubigen in der Selbsterkenntnis, der Demütigung und Geduld. Wie denn in der Seele Daniels diese Wahrheit lebt, dass für sein Volk nichts gefordert, sondern alles nur erlebt und in stillem, hoffenden Geist erharrt werden darf. Es hat das Heil des Volkes einen Vertreter, es ist ei-

ner der ersten Fürsten, aber dieser ist in der Schwachheit des Volkes selbst schwach und gehindert und kann nur in den entscheidungsvollen Übergängen, Wenden des Zornes zur Gnade für dasselbe siegreich sich erheben. Ebenso war der neutestamentliche König und Hohepriester der Gemeinde nur allmächtig durch Gebet, Geduld und Treue. Doch hätte er in den Tagen seines Fleisches nicht so wirken können, wenn er nicht in den Tagen der Vorzeit sich *schon so* geoffenbart hätte. Denn da er ewig ist, so ist er auch ewig wirksam; da er aber stets für Sünde eintreten musste, stets *gleichartig* wirksam, und dafür haben wir auch einen Beweis in der Stellung und in dem Tun Michaels.

Die Epistel am St. Michaelis-Tag rühmt den Sieg Christi und seiner Engel. Es kann Offenb. 12 keine Frage sein, dass unter Michael Christus verstanden wird, und dass sein Streit ganz in derselben Weise gefasst wird und mit genauer Anlehnung an Daniel wie eben bei Daniel. Offenb. 1 wird die Erscheinung Christi in den Erscheinungsformen Michaels dargestellt. Ist nach Offenb. 12 Michael Christus, so lag es nahe, auch in den Bildern der Majestät Michaels Christum zu schauen. Johannes lebte in den alttestamentlichen Propheten, ihre Bilder und Gesichte erfüllten sein Gemüt, der Geist, der ihn bei seiner Apokalypse ergreift, knüpft nun an diesen heiligen Vorrat an und lässt ihn die neuen Gesichte in den Formen der alten schauen. Denn in der Schrift lehnt sich immer Prophetie an Prophetie, Wort Gottes an Wort Gottes, damit die Einheit der Wahrheit und die Einheit des Geistes sich enthülle. Man könnte nun sagen, Johannes habe nur die visionäre Gestaltung Michaels für Christi Erscheinung benutzt, ohne die Identität beider zu behaupten, wie er dies auch Kap. 10 bei der Schilderung des siebenten Engels tue. Aber auch der siebente Engel scheint mit Bengel als Christus aufzufassen zu sein, da er ganz besonders herrlich ist, das Weltende herbeiführt, das Büchlein der Weissagung an Johannes gibt, der ja in dem Befehl und in den Worten der Weissagung Christum unmittelbar wirksam weiß. Aber auch dies unentschieden gelassen, Offenb. 12 berechtigt uns auch in Offenb. 1 einen Beweis für die Identität Michaels und Christi nach Johannes Erklärung zu finden. Weitere Beziehungen zwischen beiden ergeben sich bald. Fürsten und Vertreter der Gemeinde Gottes sind sie gegen die Welt und bei Gott. Der Judäbrief nennt Michael den Erzengel, der mit dem Teufel Streit hat. Es hindert nichts, auch hier an Christum zu denken, da auch er nicht in eigener Kraft, sondern durch Gott siegte, dem er auch das Urteil der Lästerung anheimstellte. Gleichwie solches nach Sach. 3 der Engel des Herrn, der der Herr selbst ist, *nicht* wagt, sondern den Herrn schelten lässt. Daniel 12 V. 1 liegt offenbar den apokalyptischen Reden des Herrn zu Grunde und somit hätte er sich selbst für Michael erklärt. 1. Thess. 4,16 ist die Stimme des Erzengels, mit welcher Christus wiederkommt, eben jenes mächtige Rauschen vieler Wasser, was Daniel vernahm. Auch da, wo Christus der Herzog unserer Seligkeit heißt, ist als Vorbild des Ausdrucks an den Fürsten Michael zu denken. Wollte man auch diesen neutestamentlichen Beweis für die Identität Christi und Michaels nicht gelten lassen, so müsste man doch für Daniel allein dafür Rede stehen, wer denn jener besondere Fürst Israels sei, der als der hauptsächlichste Träger seines Heiles dasteht? Warum er in so auffallender Ähnlichkeit mit dem Engel des Herrn handelt? Wie eben in ihm allein Daniel wahren Trost für die letzte Bedrängnis seines Volkes haben konnte? Uns genügt indessen der neutestamentliche Beweis und wir haben also in Daniel neben der Offenbarung des Menschensohnes, der das Reich der Heiligen als Fürst regiert, noch die Offenbarung Michaels, der eben diese Stellung einnimmt. Auch treten schon in der Machtbeschränktheit Michaels, in seiner scheinbaren Vermenschlichung Züge hervor, die an den Menschensohn erinnern. Das Kommen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels und die letzte Erhebung Michaels ähneln sich sehr – wo liegt die Vereinigung dieser beiden Fürsten und dieser gemeinsamen Tätigkeit? Schweigt darüber auch die Prophetie, die nur ahnungsvoll andeutet, so haben *wir* doch ein Recht zu sagen, sie liegt in dem Menschensohn, der zugleich Gottessohn ist, der Fürst der Engel, der Erstgeborene vor aller Kreatur.

Die Güte Gottes möge in uns den Glauben an Michael erwecken, damit wir in aller menschlichen Schwachheit, in dem Gefühl von der Erde zu sein und zur Erde zu werden, in der tiefempfundenen Unmöglichkeit, aus uns selbst das Reich der Heiligen kommen zu lassen, unvergänglichen Trost und ewige Stärke in dem unsichtbaren Michael und Immanuel *glauben. Einer steht für uns.*

Die hier gegebene Auffassung des Michael stimmt im ganzen mit der Ansicht überein, die Calov so ausspricht:

Per Michaelem vero Nostrates cum Beato Luthero angelum non creatum sed increatum Filium Dei intelligunt, qui ἐξοχικῶς dicitur Princeps Magnus et vere stat pro filiis populi Domini, consurgens adversus Antichristum et sub hoc nomine introducitur Apoc. 12.

Luther: Michael d. i. Christus machet sich auf und lässet die Christenheit nicht in den letzten Zügen liegen, sondern tröstet sie mit dem heilsamen Wort der Gnaden.

Anm.: Als ich diese Jugendarbeit nach vielen Jahren, namentlich nach Heinrich Michaelis in seinem Kommentar zum Daniel, prüfte, konnte ich ihr nur völlig beistimmen.

V. Allgemeine und besondere Gnade

Unter allgemeiner Gnade verstehen wir die ernstliche, anhaltende Berufung vieler zum Reich Gottes. Diese allgemeine Gnade bezeugt überall die Schrift. Die ganze Arbeit Gottes in Israel, das unermüdliche Zeugnis der Propheten, die steten Mahnungen des Geistes erstrecken sich ohne Ausnahme auf das ganze Volk. Gott lässt überall demselben seinen heiligen Willen verkünden, öffnet ihm sein Herz, lässt es ausrufen, dass er nicht den Tod der Gottlosen wolle, verspricht denen, die sich bekehren, volle Vergebung der Sünden und Heilung alles ihren Schadens. Was Israel von allgemeiner Gnade erfuhr, hatte schon die ganze Welt zur Zeit Noahs erfahren: der Geist Gottes hatte an ihr gearbeitet, bis er endlich ermüdete und das Gericht hereinbrach.

Wir haben als Reformierte an dieser vollen Bedeutung der allgemeinen Gnade festzuhalten. Auf ihr beruht die Wirksamkeit des Predigtamtes, auf ihr der Trost der Verheißungen Gottes, auf ihr die Zuflucht zu der offenen väterlichen Liebe Gottes. So bestimmt wie Gott aller Welt sein heiliges Gesetz vorhält, wie er gar nicht von demselben abtreten kann, obwohl er weiß, dass der Mensch das Gesetz nicht halten kann: wie ein König, der auf seinem Willen besteht, obwohl das ganze Land in Aufruhr gegen solchen Willen ist, und niemand mehr ein Herz hat, diesen Willen zu tun: Sie sind alle in Ungehorsam geboren und versunken – gerade so verfährt auch Gott, mit der Predigt der allgemeinen Gnade. Allen Menschen *gebietet* Gott, an sein Evangelium zu glauben, sich Christum zu ergeben, er ermahnt, bittet, straft überall. Auf allen Gassen, auf allen Plätzen steht die allgemeine Gnade. Überall laden die Boten Gottes. In wie vielen Händen ist die Bibel, wer wird nicht täglich durch seinen Namen: *Christ* gemahnt!

Diese allgemeine Gnade lassen wir also in ihrer vollen Kraft bestehen. Aber daneben gibt es noch eine besondere Gnade. Das ist die Gnade einer wirklichen Bekehrung, die Gnade des Glaubens und der Beharrung im Glauben. Es ist eine Tatsache der Schrift, eine Tatsache der Erfahrung: Gott lässt Vielen predigen, aber er weckt nur den Glauben in Wenigen. Er bietet sich aller Welt an, aber er kehrt nur bei wenigen ein. Diese wenigen sind die Auserwählten. Sie sind durch ein unergründliches, rätselhaftes Erbarmen Gottes vor anderen bevorzugt; sie sind in ganz besonderer Weise *begnadigt*. Da der Glaube lediglich ein Werk Gottes ist, zu dem der Mensch nichts hinzutun kann, da es ein Werk der Allmacht ist, so ist es dem, an dem es sich vollzieht, vor andern zuteil geworden. Es ist für unser Begreifen ein verborgenes Ding. So allgemein die Liebe Gottes ist, so besonders ist sie doch auch wieder. Es liegt im Wesen der Gnade Auserwählte zu haben, denn die Gnade ist ganz unabhängig, ganz frei. Sie wendet sich dahin, wohin es sie treibt. Sie handelt aus sich, wie sie will. Warum liebte sie Jakob vor Esau? wir wissen es nicht; warum den Abraham vor seinen Zeitgenossen? wir wissen es nicht; warum Luther vor allen Päpsten? wir wissen es nicht. Sie ist frei, sie regiert sich selbst. Sie erbarmt sich, wessen sie will. Was findet sie an dem elendesten, verlorensten, ärmsten, um sich sein anzunehmen? In diesem Sinne haben wir an allgemeiner Gnade und besonderer Gnade festzuhalten. Es wird vielen gepredigt, *wer* aber glaubt, glaubt allein durch Gott, durch ein besonderes Geschenk, das ihm vor andern zuteil wurde. Hier liegt ein Geheimnis, aber ein Geheimnis, das die ganze Schrift bezeugt. Warum wirkt Gott den Glauben nicht in allen? Warum übergeht er so viele? Etwa weil sie nicht wollten? Auch die Auserwählten wollten nicht, auch die Auserwählten widerstrebten, auch die Auserwählten sind ein und dasselbe Fleisch wie die Übrigen. Es ist kein Unterschied zwischen den Menschen: alle sind unter Sünde und Tod verkauft.

Die einen glauben nur, weil sie in dem Rat der Ewigkeit dazu bestimmt waren. Der Herr sagt ausdrücklich Mt. 24,22: Und wenn diese Tage nicht verkürzt würden, so würde kein Fleisch errettet, aber um der Auserwählten willen werden die Tage verkürzt.

Die Auserwählten sind also in sich Fleisch wie die Übrigen, warum werden sie errettet? Eben weil sie Auserwählte sind.

VI. Bemerkungen zum Propheten Daniel

in Bezug auf Äußerungen von Riehm, Reuß, Schlatter, von Orelli, Delitzsch u. a.

I.

Man hat gesagt: die moderne Theologie kämpfe um die h. Schrift. Es ist nicht übel geredet. Nachdem alle andern Autoritäten beseitigt sind, gilt es, *mit allen Mitteln auch noch die Bollwerke der h. Schrift zu beseitigen*. Im N. T. ist man bei diesem Kampf müde geworden und hier hat die Kritik solchen Ausgang erlebt, wie er in den Arbeiten von Völter, Vischer, Spitta über die Offenbarung vorliegt und in den Arbeiten von Völter und Steck über den Römer- und Galaterbrief. Man muss ernstlich an der natürlichen Vernunft dieser Kritiker zweifeln. Es werden das wohl die letzten Versuche sein. Selbst die Torheit muss endlich einmal ein Ende nehmen. Im A. T. ist noch mehr zu machen und wir sehen hier auch eifrige Bemühungen.

Tritt man an das Buch Daniel heran, so tut man es mit der heil. Ehrfurcht, die ihm nach seiner Benutzung im N. T. zukommt. Die Lehre vom Reich Gottes, seinen Namen als Menschensohn, seine Schilderung der Endzeit, sein Zeugnis vor dem Synedrium hat der Herr aus Daniel genommen, den er ausdrücklich einen Propheten nennt, welcher mit aller Achtsamkeit zu lesen sei. Die Schilderung des Antichristen ist bei Paulus nach Daniels Farben gestaltet und wenn er im Hebräerbrief von den Helden des Glaubens spricht, welche des Feuers Kraft ausgelöscht haben und der Löwen Rachen verstopft, so hat er die wunderbaren Geschichten des Buches nicht für Märchen, sondern für Tatsachen, Tatsachen der heil. Schrift genommen. Was wäre die Offenbarung ohne das Buch Daniel? Es ist die wichtigste Quelle für die Anschauungen derselben. Der Strom der Wahrheit in demselben ist in das ganze N. T. eingeflutet und wir haben darin wieder die völlige Einheit des A. und N. T. vor Augen. Die Stellung des N. T. zum Propheten Daniel genügt für den *Christen* vollkommen, um ihn in derselben Hochachtung zu betrachten, wie alle übrigen Propheten. Was der Herr und die Apostel als Prophetie bezeichnet und benutzt, *ist wirklich Prophetie*. Der Christ bedarf darum keines andern Zeugnisses mehr. Die Apologetik ist ihm nur eine freundliche Dienerin, um jenes Zeugnis zu stärken.

Ein Daniel, also ein Jude nach seinem Namen, *hat wirklich am babylonischen Hofe* gelebt, das geht klar aus Hesekeel 28 hervor. Wenn der Fürst von Tyrus sich für weiser hält als Daniel: dass ihm nichts Heimliches verborgen sei, so muss in der damaligen Gegenwart an irgend einem weltbekannten Ort und weltbekannten Hofe dieser Daniel gegläntzt haben, dass ein Fürst von Tyrus ihn kennt und sich mit ihm vergleicht. Er muss einen Weltnamen bekommen haben. Dies durch die Aufdeckung ganz verborgener Dinge, welche eine allgemeine Wichtigkeit hatten. In Jerusalem konnte dieser Daniel nicht leben, denn Jeremias kennt ihn dort nicht in den trostlosen Zuständen: er steht ganz allein, so konnte er denn nur am Welthofe Babylons, dem einzigen Ort, der überhaupt noch in Frage kommt und auf den Tyrus staunend hinblickte, als ein verehrter Offenbarer geheimer Dinge leben.

Wird derselbe Daniel Kap. 14 bei Hesekeel genannt, so ist er nach dem Zusammenhang ein gewaltiger Fürbitter für sein Volk und für sein Haus und wird darum mit Noah und Hiob zusammengestellt: Noah trat für eine ganze Welt ein, Hiob für sein Haus und seine Freunde, während Daniel für die Gemeinde Gottes flehte. Der Offenbarer geheimer Dinge ist Mittler für die Gemeinde: beides am babylonischen Hofe. Das ist aber *derselbe* Daniel, welcher uns in seinem Buch entgegentritt. In Prophetie und mittlerischer Stellvertretung nimmt er nach Hesekeel eine in jeder Beziehung *hervorragende* Stellung ein. Soll der Mann seine Prophetie und seine Erfahrungen nicht niedergeschrieben haben?

Propheten von einer großen Weltstellung waren damals durchgehends Schriftsteller. Schrieben die falschen Propheten im Exil, so schrieben auch die wahren. Sind *jener* Bücher untergegangen, so sind uns die Schriften der *letzteren* bewahrt. Daniel, der Prophet am babylonischen Hofe, hat ohne Frage geschrieben und wir besitzen seine Aufzeichnungen in seinem Buch.

Wenn dies Riehm und Reuß u. and. bestreiten, so ist der Anfang ihrer alttestamentlichen Kritik *nicht überwundener Rationalismus*. Bei Riehm kämpft Gläubigkeit und Rationalismus in einem wunderbaren Spiel – zuletzt gewinnt immer der Rationalismus. Hat man die bewundernswerte Auslegung von Calvin gelesen, der in klarem Glauben an allen Aussagen des Propheten festhält und namentlich mit praktischer Auslegung überall die Wirklichkeit und Lebenswahrheit in dem Buch beweist, so erscheint das, was Riehm in der Einleitung gibt, als ein unfruchtbares Gerüst von kritischen Einfällen. Calvin sagt: Daniel weissagt bis zur ersten Erscheinung Christi und in dem Gang der großen Monarchien nimmt das Römerreich die letzte wichtigste Stelle ein, denn wo dasselbe auf die Höhe gekommen ist, wird Christus erscheinen – dagegen hält Riehm an der so oft widerlegten Anschauung fest, dass die silberne Brust und der Bär nur das medische Reich bedeuten, nicht das medisch-persische. Aber Daniel fasst überall Meder und Perser zusammen; der Widder wird ausdrücklich als die Könige der Meder und Perser bezeichnet: das bedeuten seine zwei Hörner. Dass nach dem Fall Babylons ein medischer König sich besonders von der Erde erhoben habe (Kap. 7,17), ist nicht nachzuweisen (Darius kommt im hohen Alter zur Regierung und regiert kurze Zeit); der Parde und der Ziegenbock gleichen sich völlig in der Schnelligkeit ihrer Bewegung, aus beider Häupter wachsen 4 Könige hervor (die Nachfolger Alexanders des Großen); das Tier mit den großen eisernen Zähnen passt gar nicht für Alexander den Großen, der so wenig alles Übrige mit den Füßen zertrat, dass er vielmehr nach seinen Siegen die Schonung der Nationalitäten und die Pflege ihrer Götzendienste sich zur Aufgabe machte; auch hat er nicht die ganze Erde verschlungen: er plante vielmehr noch Kriegszüge. Das vierte von allen Reichen grundverschiedene Reich kann nur das römische sein. Damit ist aber bewiesen, dass Daniels Gesichtspunkt über Antiochus den Syrer weit hinausgreift und das große Elend unter demselben nur eine Episode in dem Lauf der Weissagung bildet. Darum ist auch das Horn, das aus dem Haupt Roms wächst, nicht zusammenzustellen mit dem Horn im Kap. 8, welches Antiochus ist. Lästerreden führten schon Nebukadnezar und Belsazar gegen den Allerhöchsten; als ein besonderer Lästere wird Antiochus offenbar werden, die Höhe aber der Blasphemie wird das Horn ersteigen, das aus dem Haupt Roms erwachsen wird: was ist es anders als das Antichristentum in der Gemeinde und zuletzt der Papa Re. Nebukadnezar, Belsazar und Antiochus sind nur Vorläufer und Typen des letzten Horns, das eben dann sich erheben wird, wenn mit der Himmelfahrt Christi dem messianischen Menschensohn die ewige Herrschaft zuteil wird. Die Kreise der Weissagung werden bei Daniel immer enger, bis sie sich um den König frechen Angesichtes konzentrieren, auf den dann ganz nach prophetischer Weise Errettung und Endgericht in schnellster Folge hereinbrechen.

II.

Wir stehen bei dem kleinen Horn. Dies veranlasst uns zu einigen allgemeinen Bemerkungen. Wir leben in sinkenden Zeiten. Daraus erklärt sich auch die Schamlosigkeit der biblischen Kritik. Die Furcht vor dem Heiligen ist geschwunden. Calvin erklärt das große Bild des Nebukadnezar so, dass er meint, die Zeiten versanken immer mehr ins Schlechte. Die natürliche Ausstattung der Völker lebte sich aus bis zuletzt im römischen Reich der grauenvollste Egoismus die Herrschaft gewänne. In dieser Zeit furchtbaren Völkerelendes erschien dann Christus. Die Sünde war auf die Höhe gekommen, da offenbarte sich die Gnade. Wenn nun zum Staunen Daniels aus dem Haupt des römischen Reiches sich ein kleines immermehr wachsendes Horn erhebt, das kluge Menschengen hat

und die vermessensten Lästerungen gegen den Allerhöchsten und gegen sein Volk redet, so ist das nicht Mohammed, der ja auf eigenem Boden im felsigen Arabien erwuchs, sondern es ist *das Antichristentum, das sich aus der christlichen Gemeinde entwickelt*, wie es St. Paulus richtig im 2. Thessalonicherbrief fasst. Wohl durchbrach noch einmal die Predigt der Apostel das allgemeine Verderben; es gehört auch zu den größten Wundern der Gnade Gottes, dass die Reformatoren erschienen und den Völkern Gottes Wort wiedergaben – aber trotzdem leben wir in einer ganz sinkenden Welt. Solche Sünden wie die Verführer in den christlichen Gemeinden taten, wie sie das Papsttum begangen, wie sie dann vor allem die protestantische Kritik der heil. Schrift verübt hat, hat die alte Welt nicht gekannt. Die Zerstörung der Autorität der Propheten und Apostel ist der größte Frevel aller Zeiten. Nippold hat wieder in Stuttgart von dem großartigen Lebenswerk von *Baur* geredet und gemeint, Baur und Beck hätten sich in Schwaben geeinigt: *solche Lästerungen* hat man ohne Kopfschütteln angehört. Die zertretene Autorität der Schrift ist *die* Sünde, welche uns das Ende der Welt laut verkündet. Ein teurer Freund, der Kommerzienrat Fetzer, sagte mir einmal: Ich warte auf einen großen Führer. Ich erwiderte: Gott sendet solchen nicht. Luther ist uns für die *letzte* Zeit gegeben. Und er ist so groß, dass Gott darin alles getan hat. Einmal besah ich mir die kräftigen Gestalten in dem Reichsmuseum in Amsterdam und als ich nachher zu einem Professor kam, sagte ich zu ihm: Ich sehe nirgends mehr diese mächtigen schönen Formen auf Ihren Straßen. „Sie haben recht“, erwiderte er, „wir sind auch körperlich heruntergekommen. Keiner von uns wär’ mehr imstande, solchen Heldenkampf zu führen wie die Alten. *Einer* brachte damals fertig, was jetzt 10000 nicht zustande bringen.“

Die Sünde der Verwerfung der Schrift hat dann zur Folge gehabt, dass den Völkern die ganze unsichtbare Welt geschwunden ist und wir bei den romanischen Völkern die Männerwelt atheistisch finden und bei den germanischen ein Wachsen des Unglaubens, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Auch die angelsächsischen Stämme werden davon ergriffen. Zwar gilt immer noch in beschränktem Sinne von England, was eine teure Frau mir sagte: Es ist hier immer noch ein Gefühl der *Abhängigkeit von Gott und eine hohe Achtung vor der Bibel*. Indessen wächst durch die deutsche Kritik, diesen Fluch unsres Volkes, auch in England die Macht der Zweifel. Gladstone hat in ausgezeichneten Aufsätzen in der Zeitschrift „Good Words“ es ausgesprochen: Wir atmen eine Luft ein, welche die Autorität der Schriften Moses bezweifelt. Er hielt sich berufen denen, die auf sein Urteil hörten, doch zu sagen, was sie zu verlieren in Gefahr ständen. Er hat sich meisterhaft über Pentateuch und Psalmen geäußert. Die Kritik ist die letzte Lästerung, welche das Horn redet. Daher auch diese Leichtfertigkeit des Urteils, diese Ungründlichkeit, diese vielen Widersprüche, dieses halbe Wesen. Gladstone sagt von Wellhausens Hexateuch: „Dieses Buch hat keine Einleitung, keinen Schluss, keinen Index noch ein Verzeichnis des Inhaltes, es ist mehr ein Sammelsurium von Anmerkungen oder besser von zwei Note-Books, die ineinander geschachtelt sind und tapfer in eine Buchdruckerei geschickt wurden – als ein Werk gründlichen und wissenschaftlichen Kritizismus. Viele Behauptungen sind gemacht als wären es Orakel ohne die geringste Erklärung oder irgend welche Angabe ihrer Gründe.“ Diese Leichtfertigkeit tritt uns auch in den Arbeiten der oben angegebenen Kritiker entgegen und ich muss sagen, dass ich oft staune, wie man so etwas niederschreiben kann. Schlatter hat in Berlin auf einer Pastoralkonferenz gesagt: wo wir lesen: Von David, da nehmen *wir* uns die Freiheit und setzen einen andern Verfasser. Wer sind diese: *Wir!* Das erinnert an die Reden des Horns. Die Gründe dafür, dass der größte Teil der Psalmen von David ist, sind so mannigfaltig und stark, dass man mit so leichten Sprüngen darüber nicht hinwegkommt. Ja: *wir* – darin steckt das ganze Elend der modernen Theologie. *Wir*: die wir zwei Dinge verloren haben: wahrhaftige Furcht vor der heiligen Schrift und gründliche sorgfältige Forschung.

Wir leben in der Welt des Horns, dem nichts mehr autoritativ und heilig ist. Calvin sagte einmal: Ich möchte lieber rasen als *nicht* zürnen. Doch solche Gesinnung liegt uns fern. Ein Rezensent meines Deuteronomiums im Württembergischen Kirchenblatt findet meine Polemik zu grob (er ist ein Verwandter von Prälat Schmid, den er retten wollte), aber wie findet man denn die Frivolitäten von Wellhausen, Stade etc.? Das lässt man gehen. Die frechen Spötter duldet man. Kommt aber einmal einer und sagt: das sind Lügner, es ist auch keine Wissenschaft sondern Schwindel, dann verlangt man ich weiß nicht welche *heitere* Ruhe.

Man wird dem Untergang der Kirche keinen Halt mehr bieten: die vielen Lästerungen des Horns fordern eine andre Macht heraus, die den Völkern vergilt, wie sie es verdienen.

III.

Das Beste, was in der letzten Zeit über das Verhältnis des Propheten Daniel zu den Entdeckungen der assyriologischen Forschungen geschrieben ist, hat Pf. Andreä in dem „Beweis des Glaubens“ (1887) geleistet. Hier findet man alle die vielen getreuen Beziehungen auf die alte Zeit, deren Kenntnis zur Zeit des Antiochus Epiphanes schon längst geschwunden war, in vortrefflicher Weise entwickelt. Es ist schwer verständlich, wie nach solchen Nachweisen Schlatter in seiner Einleitung noch schreiben kann: „Die Berichte des Daniel stimmen nicht genau mit dem Gang der Dinge in Babylonien überein.“ Wie ist Daniel allein schon dadurch gerechtfertigt worden, dass man als ältesten Sohn und Mitregenten des Nabunahid, des letzten Königs von Babylon, den Belsarussur entdeckt hat! Die Altertümer werden noch manche Bekräftigung der Schrift bringen. Neuerdings las ich die interessante Notiz, dass der englische Assyrologe Smith bei den Ausgrabungen in Hilla unter den Ruinen des alten Babylons eine Steintafel entdeckt habe, auf welcher die Geschichte der Sündflut in chaldäischer Sprache fast mit dem gleichen Wortlaut des biblischen Textes verzeichnet stand. Da ist man doch sehr begierig, näheres zu hören. Welche Bestätigung hat auch neuerdings die Geschichte Josephs erfahren durch die Mitteilungen von Brugsch-Pascha in der 16. Nr. der „Deutschen Rundschau“. Daniel kommt noch viel mehr zu Ehren, als das schon geschehen ist. Aber die Kritiker werden weiter kritisieren, denn der Geist der Lüge und des Zweifels ist allgemein ausgegossen worden. Reuß ist nie mehr als ein ästhetischer Rationalist gewesen. Er gibt dem Buch Daniel seine Stellung hinter dem Buch Tobias und findet in demselben einen glühenden Nationalhass. Das entspricht wenig der Ehrerbietung und Treue, die Daniel gegen Nebukadnezar und Darius beweist. Er meint: alle Wundergeschichten des A. T. würden im Daniel überboten; auch die Totenerweckungen des Elias und Elisa? 1. Kön. 4,31 findet er *alte* Weisen erwähnt (er vergleicht das mit Ezech. 14,14), aber woher weiß er, dass die dort erwähnten Weisen *alte* sind? Sie konnten als Berühmtheiten am Hofe Salomos leben. Als Ezechiel die Weissagung gegen Tyrus aussprach, war Daniel gar nicht mehr ein „babylonischer Student“, wie ihn Reuß nennt, und der als solcher nicht in die Gesellschaft von Noah und Hiob passen soll. Daniel war schon 11 Jahre am babylonischen Hofe und in hoher Stellung. Von den Königen des Buches sagt Reuß: einer wäre immer verrückter wie der andere – wo steht das? Waren Nebukadnezar, Darius verrückt? Es sind kluge, gewaltige Herrscher. So schildert sie Daniel. Die Schilderungen der Errettungen Daniels und seiner Freunde, sagt Reuß, machen keinen gewinnenden Eindruck. Ich meine, dieselben haben etwas ergreifend Großartiges. Belsazars Festmahl macht dann auch nach Reuß eine Ausnahme. Daniels Askese war keineswegs nur eine Beobachtung des Gesetzes in einer dasselbe überbietenden Weise, sondern vor allem auch die Bewahrung vor dem mit abgöttischen Formen verbundenen Luxus des Hofes, in dessen Weichlichkeit und Schlawfrheit die Jünglinge leicht untergehen konnten. Es ist ganz der Erfahrung entsprechend, wenn wiederholte mächtige Erweisungen Gottes zuletzt doch von den Königen vergessen werden – was Reuß für *gemacht* hält. Was haben wir von den Taten Gottes, unvergleichlich in ihrer Art, 1870 und

1871 gelernt? Der Mensch vergisst alles. Reuß: Über Antiochus hinaus ergeht sich die Weissagung in maßlos schwärmender Aussicht – ist die Auferstehung der Toten *Schwärmerei*? Nachher macht Reuß noch seine *frivolen Scherze* über die Rätselhaftigkeit des Buches, über die Rechenexempel etc. Das ist derselbe Mann, der Calvins Kommentar zum Daniel herausgegeben hat. Er ist nicht von der Macht des Geistes Calvins berührt worden, obwohl er sich sein Leben lang mit ihm beschäftigt hat. *Alter fader Rationalismus!* Hat der Herr nicht auch in Rätselsprüchen geredet? Ich denke, manches Gleichnis ist noch heute ein Rätsel. Und die ganze Offenbarung? Reuß: „Der wesentliche Unterschied zwischen diesen „Prophezeiungen“ und den Weissagungen der alten Propheten ist, dass letztere die Zukunft in ganz allgemeinen Umrissen schildern; hier aber zufällige, von keinem Menschen (sic) vorherzusehende, keiner absoluten Regel der Vorsehung und Weltregierung unterworfenen Ereignisse und deren Träger deutlich zum voraus gezeichnet werden.“

Jesaja schildert ganz genau die Art der Assyrer und Babylonier, ehe sie über Israel hereinbrechen; in dem *ganz detaillierten* Bild des Zuges von Sanherib gen Jerusalem (stationsweise beschrieben) haben wir eine gute Parallele zu Daniel Kap. 11. Auch in der Weissagung des Samuel an Saul. Die letzten Worte von Reuß sind Phrase, wie ungezählt vieles in seinem Buch. Warum haben denn die Reformatoren keinen Anstoß an Kapitel 11 genommen? Sie hatten doch einen *andern* Scharfblick als Reuß? – Die Einheit des Buches ist *nicht* in Frage zu stellen und wird auch von Riehm richtig behauptet. Auch die Doppelsprachigkeit zeugt dafür, wie Reuß bemerkt. Es ist bewundernswert, wenn Reuß sagt: Die Kenntnis der Zeit, in welcher der Seher gelebt haben soll, geht dem Verfasser ganz ab. Vergl. Andreä. Was die griechischen Bezeichnungen der Instrumente betrifft (es handelt sich um technische Ausdrücke), so können dieselben von den Semiten zu den Griechen oder von den griechischen Hilfstruppen zu den Babyloniern gekommen sein. Namen von Instrumenten sind Wandervögel, die von verschiedenen Orten gekommen sein können. – Für manches andre, was Reuß sagt, verweise ich auf Keils Einleitung zum A. T., die immer noch das Beste ist, was wir darüber haben. Reuß: Wenn Daniel sich den Befehl geben lässt, seine Weissagung zu versiegeln bis zum Eintreffen, so richtet er sich damit selbst. Richtet sich denn auch Jesaja selbst, wenn er darum seine Weissagung in ein Buch schreiben muss, weil allein die Folgezeit sie verstehen werde: Versiegelt ist nichts andres als für volles Verständnis der Zukunft aufbewahrt bleiben.

Charakteristisch ist, wie Reuß über die Geschichte der beginnenden Zweifel am Buch Daniel redet: Erst gegen unsre Zeit hin erregte die unerhörte Genauigkeit der Prophezeiungen Bedenken. Kein Seher hatte so das Einzelne vorausgesagt. Jes. 7,8 und 19 wurden ja als interpoliert anerkannt und über den Cyrus im Jesaja war man auch bald (!) ins klare gekommen. – Natürlich – die Toten reiten schnell. Der Unglaube hat bald aufgeräumt. Neben Reuß lehrt in Straßburg Holtzmann, dieser Meister der Phrase, der sich in dem glücklichen Besitz „*der Kritik der reinen interesselosen Forschung*“ befindet und dabei das Apostolicum frivol verspottet! *Wie trostlos sieht es bei unsren Fakultäten aus!* Es ist begreiflich, dass Rom bald nur noch allein die Kirche ist.

Es handelt sich bei Daniel um einen literarischen Betrug – so sagt Reuß. „Warum hat Daniel nie etwas zugunsten seiner Landsleute getan?“ Calvin sagt dagegen: die ganze Stellung Daniels war zum Heil der Gemeinde; und wie er sein Volk liebt, zeigen seine Gebete. Er, der in der Zukunft den Sieg des Volkes Gottes sieht, wird auch in der Gegenwart für dasselbe gesorgt haben. Was beweist sein Schweigen gegen seine Güte?

„Sirach übergeht den größten Propheten“ – aber er übergeht auch andre gefeierte Helden wie Esra. Eine Menge von folgenden Gründen bei Reuß sind so leichtfertiger, rein hingeworfener Art, dass ich auf Andreä verweisen muss. *Der tiefste Mangel aller Kritik ist der Mangel der Erfahrung von der Göttlichkeit des Geistes in der Schrift.* Wer die Gottesfurcht Daniels, seine Liebe zu seinem

Volk, seine erschütternden Bußgebete, seine Furcht als Mensch von der Erde nicht als heilig und wahr nachempfunden, dem kann man nicht die Augen öffnen und er wird bei der Sucherei nach Gründen *genug* finden. Der Profane begreift die Sprache der Wahrheit nicht. Nachher kommt dann bei solchen Geistern der reine *Jesuitismus* zum Vorschein und damit werfen sie die Hülle der rednerischen und gelehrten Phrase ab. Der Mantel schwindet und die eigentliche Gestalt zeigt sich. Reuß: „Allein darauf, dass wir es hier mit einem erdichteten Rahmen für Belehrung und Verheißung zu tun haben, ein sittlich verwerfendes *Urteil* gründen zu wollen, wäre eine große Ungerechtigkeit.“ So – eine große Ungerechtigkeit ist es, einen literarischen Betrug mit Missbrauch des Namens Gottes eine Schamlosigkeit zu nennen! Da haben wir die Herren. „Die Zeitgenossen entschuldigten nicht nur, sie heischten auch eine solche Einkleidung.“ Sollen wir den Betrug darum auch entschuldigen? Die Kritiker reißen alles ein – und nachher: *der Mangel an jedem sittlichen Urteil, nachher: dieselbe Schamlosigkeit, mit der das Buch fabriziert wurde. Man hat von dem Betrüger die sittliche Fäulnis gelernt.* Nachher sagt Reuß: „der Einfluss dieser wenigen Blätter auf die Gestaltung der jüdischen und christlichen Theologie ist ein großer und unverkennbarer gewesen.“ – Es ist schwer begreiflich, wie die faule Quelle so viel gutes Wasser spenden konnte. Reuß: „das Gesagte dürfte zu einem durchaus ungünstigen und verwerfenden Urteil über das Werk führen – und doch muss man dem Verfasser gerecht werden.“ Wieder *Jesuitismus*. „Der Zweck war ganz lobenswert.“ So – vortreffliche Schutzrede für den Betrüger S. 604. „Es galt den Geist und Mut der Bevölkerung zu stärken etc.“ „Die Wirkung des Buches war eine gewaltige etc.“ Unbegreiflich, da es lauter Märchen erzählt und von Geschmacklosigkeiten wimmelt. „Den gläubigen Enthusiasten darf man nicht tadeln“ (nachdem man ihm eben allen Wert abgesprochen hat). Man wendet sich mit einem innern Abscheu von dieser ekelhaften Phrasenwelt eines protestantischen Theologen ab. Wenn man denn zur Zeit der Makkabäer davon überzeugt war, dass jede himmlische Offenbarung aufgehört habe, wie konnte man einem Propheten glauben, der sich als Zeitgenosse des Antiochus enthüllte und sich mühsam unter der Gestalt eines völlig unbekanntem Daniel versteckte? Wenn kein Daniel gelebt, wie konnte ein Betrüger sich mit Daniels Autorität bekleiden? Schmachete das Volk zur Makkabäerzeit nach Prophetie, so hatte es gewiss ein tiefes und klares Gefühl, was *wahre* Prophetie war – und dieses Bedürfnis soll nun ein erdichteter Mann des Altertums und ein vollkommener Schwindler erfüllt haben? Die Makkabäer *litten zu viel*, um sich solchen Dunst vormachen zu lassen.

Wir haben hier wieder die Erscheinung, die unsre Kritiker charakterisiert: mit der Furcht vor Gott, der sich genugsam im Buch Daniel offenbart, schwindet jedes sittliche Urteil. Der Rationalismus verliert auch die Moral.

Ich glaube nicht, dass unsrer Kirche noch einmal wieder eine Errettung von den Lügen der Kritik zuteil wird. Diese fortgesetzten Attentate auf die heil. Schrift fordern zu sehr die Gerichte der Verdämung heraus. Wir sinken ja auch jedes Jahr tiefer. Luther konnte noch die vergrabenen Quellen des Wortes wieder finden – was wollen wir machen, wenn wir die geöffneten *vergiften*?

Wir wollen noch einen Blick auf Schlatter, v. Orelli und Delitzsch werfen.

IV.

Unter den konservativen Exegeten des A. T. nimmt v. Orelli in Basel eine hervorragende Stellung ein. Mit schöner Darstellung verbindet er Urteil und Feinheit. Seine alttestamentliche Weissagung von der Vollendung des Gottesreiches wird man mit Genuss und Belehrung lesen. Aber es geht auch ihm, wie so vielen konservativen Auslegern unsrer Tage, dass ihm die Kritik zuweilen einen bösen Streich spielt. Man kann sich eben von ihren Stricken nicht frei machen. Dies zeigt seine Behandlung des Daniel. Er nimmt eine Redaktion von Dan. 1-6 und 7-12 durch einen späteren Ver-

fasser in der makkabäischen Zeit an, welcher namentlich die detaillierte Schilderung der Zeit des Antiochus hinzugefügt habe. Der Kern des Buches sei echt danielisch, weil sowohl der Lauf der Weltreiche über Antiochus hinausgreife und auch die 70 Jahrwochen keine Beziehung auf die Seleucidenzeit haben. Mit Recht gibt v. Orelli der Deutung der Weltmonarchien den Vorzug, welche die Meder und Perser zusammenfasst. Der Redaktor habe sich nicht angemaßt, selbst zu weissagen, sondern nur vorhandene Offenbarungen für seine Zeitgenossen fruchtbar gemacht. Wenn er nun aber Kap. 11 zufügt, hat er dann doch nicht geweissagt? S. 527 wird nun auch diesem Redaktor „etwas von dem Geist der Weissagung“ zugeschrieben, weil er die 3½ Jahre richtig für die letzte Dauer der antiochenischen Bedrückung angegeben habe. Es ist wieder die alte Geschichte. Ein Mann nicht ohne prophetisches Licht wagt es doch, Danielische Weissagungen für seine Zeit so fruchtbar zu machen, dass er Kap. 11 hinzufügt und diesen Zusatz mit Daniels Namen deckt und heiligt. Konnte ihm das der Geist, der in ihm war, erlauben? In einer furchtbaren Zeit soll er zum Betrug gegriffen haben? Mit Betrug will er trösten? Denn man sage, was man will: *es bleibt doch Betrug*. Daniel hat nach v. Orelli solche genauen Blicke in die Seleucidenzeit nicht gehabt, nur der *Zeitgenosse* besaß sie. Nimmt man das Buch nicht als eine originale Einheit, so kommt man immer mit der Redaktion auf das schlüpfrige Gebiet der Lüge und das kann man nur betreten, indem man seine *eigene* Moral schädigt. – In einer Anmerkung macht v. Orelli richtig darauf aufmerksam, dass – wären die Geschichten Daniels streng auf die makkabäische Zeit berechnet – man auch die Treue gegen den Sabbat und die Beschneidung eingeschränkt finden würde.

Es ist nicht so schlechthin zu sagen, dass die Aufzeichnung der geschichtlichen Folge der Monarchien sonst der Schrift nicht eigentümlich sei, (v. Orelli weist selbst auf Num. 24,20 ff. hin): der Gedanke, dass eine Macht die andre ablöse, ist auch bei Jesaja fühlbar, welcher auf Assur Babel kommen lässt und diese erst eben damals auftauchende Macht mit aller Schärfe ins Auge fasst. Man vergleiche auch die 4 Wagen bei Sacharja, die nacheinander aufbrechen. S. 519 ist die Erklärung des Menschensohnes falsch von v. Orelli angegeben. Es ist nicht das Menschliche im Gegensatz gegen das Tierische als das Reine und Edle hervorgehoben, sondern der *Messias ist Bar Enosch* (Erzeugter des siechen, kranken, elenden Menschen) als der ohnmächtige und hilflose gegenüber der Macht der Tiere. Es ist ein Wunder der Gnade, dass dieser Bar Enosch über den Feuerstrom *bis* zu dem Alten der Tage *herannahen* darf (das ist die tiefste Bedeutung des Opfers) und dort die Herrschaft empfängt. Menschaugen und Menschenrede erscheinen Daniel sonst als die Symbole der List, als das dämonisch Kluge, d. h. der Drache redet als ein Lamm. Der Menschensohn ist der Ausdruck der tiefsten Erniedrigung des Herrn, seiner wahrhaftigen Kenosis. Als der Sohn Adams ist er der Sohn und Erbe des Fluches. Darum muss er auch in „das Herz der Erde“ hinabsteigen, für uns gerichtet werden. v. Orelli hat hier die auf pantheistischem Boden erwachsene Vorstellung, als ob in dem Begriff des Menschensohnes irgend etwas Menschen Verherrlichendes läge. Der Bar Enosch kommt als solcher selbstverständlich *von der Erde*: von dieser fährt er auf gen Himmel in den Wolken. Wie auch die Engel *hinaufsteigen* von dem Menschensohn. Der Thron Gottes ist im Himmel und wenn der Alte der Tage *kommt*, so sagt das nur, dass er nach einer Zeit des Abwartens zum Gericht sich erhebt. Falsch lässt v. Orelli den Menschensohn vom Himmel herniederfahren. Gut sind seine Bemerkungen dafür, dass der Menschensohn eine *Einzelpersönlichkeit* ist. Das Gottesvolk wird nicht auf Wolken in den Himmel erhöht. – Nachher vereinigt v. Orelli die verschiedenen Hörner der Läs-terung in Kap. 7 und Kap. 8; das schadet ihm dann so bei seiner richtigen Erklärung, die Meder und Perser zusammenfasst, dass er meint, die Stellung des altdanielischen widergöttlichen Horns ließe sich nicht mehr angeben, da gerade hier der Redaktor ausgeglichen habe. *Die ganze Hypothese der Redaktion ist falsch*. – Bei der Bestimmung der 70 Jahrwochen sollte man sich einfach mit der Tat-

sache begnügen, dass sie im allgemeinen die Zeit symbolisch zusammenfassen, welche noch bis auf den fürstlichen Gesalbten, bis auf Christum verläuft. Letzteres auf Onias III. und seine Ermordung zu beziehen (was nach v. Orelli der Redaktor getan haben soll), ist nicht zulässig, weil dieser bei seiner Ermordung gar nicht mehr Hoherpriester war und warum war er besonders ein Maschiach Nagid? Auch die Zeit 3½ Jahr ist nicht ganz wörtlich zu fassen, sondern nach der Auffassung der Schrift beginnt die Not *eine* Zeit, steigert sich *zwei* Zeiten und hat dann noch einen Überschuss von einer *halben* Zeit. Diese halbe Zeit kann kein Mensch abwarten. Auch die Auserwählten nicht. Aber nach dieser letzten Kürze und Verkürzung bricht das Heil herein. Unrichtig ist, was v. Orelli noch am Schluss sagt, dass immer noch der Antichrist zu erwarten sei. *Er ist längst gekommen und hat sich bei Katholiken und Protestanten für unfehlbar erklärt.* Ich denke, das Vaticanum ist eine Höhe des Antichristentums, wie es keine größere Lästerungen mehr geben wird. Die Weissagung Daniels schließt mit der Himmelfahrt Christi. *In dieser* kommt das Volk der Heiligen zur Herrschaft. *In dieser* gehört ihm das ewige Reich. In Christi Verherrlichung *ist alles vollbracht.* Der Sieg, die Herrschaft sind da. So erklären richtig die Reformatoren. Es folgt nur noch *resurrectio mortuorum.* Bezeichnend für die unglückliche Hypothese von v. Orelli ist der Schluss: Das Buch Daniel, was man immer über seine Entstehung mutmaßen möge (sic), setzt der alttestamentlichen Weissagung die Krone auf und spricht in unerreichter Größe göttliche Reichsgedanken aus, die für die Offenbarung des Neuen Bundes grundlegend geworden sind. Ein rätselhaft redigiertes Buch, in dem sich verschiedenes mengt – soll solche Wirkung gehabt haben? Der Schluss bei v. Orelli klingt fast so, wie die Schutzrede bei Reuß.

Sehr wenig ansprechend ist das, was Delitzsch in seinen messianischen Weissagungen über das Buch Daniel sagt. „Daniel ist ein Trostbuch für die Märtyrer der Seleucidenzeit.“ Das ist in dieser Allgemeinheit nicht wahr. Calvin hebt es oft hervor, dass das Buch die Not der Gemeinde von Babel bis nach Rom ins Auge fasse und dann erst sich beschränke auf die Seleucidenzeit. Zunächst redete Daniel für seine Zeitgenossen, die in Babel schmachteten, wie er auch für sie und ihre Rückkehr gebetet hat. Dann *rückt* er weiter in einem neuen Gesicht auf das große Elend unter Antiochus. Man hat kein Recht, das Buch immer auf die Seleucidenzeit zuzuschneiden. Es gab eine Gemeinde Gottes, *welche litt*, schon lange vor der Bedrängnis des Antiochus. In Bezug auf die Weltmonarchien trennt Delitzsch Sach. 6 die gesprengelten starken Rosse in *zwei* Reiche – aber es heißt ausdrücklich, dass sie an einen Wagen gespannt sind. Merkwürdig ist der Satz ganz in der bekannten unlogischen Weise von Delitzsch: „das vierte Weltreich im Buche Daniel ist das griechische, hinter dem aber auch schon das römische auftaucht.“ Was soll das heißen? Die Weltreiche folgen ja aufeinander. Num. 24,24 soll dann auf eine abendländische Weltmacht hindeuten, die aber bei Daniel nur so hinterdrein eingeschmuggelt wird. „Das Buch Daniel hat den Kampf der jüdischen Religion gegen das heidnische Griechentum zum Hauptobjekt.“ Ist nicht wahr. Auch den Kampf gegen das babylonische und persische Heidentum. Das Buch soll 168 vor Christo entstanden sein, aber es weissagt wenigstens, dass mit 3½ Jahren die äußerste Drangsal überstanden. Ein gemachtes Buch und doch Weissagung darin! Wir haben dann folgenden Satz der Verlegenheit: „Ob 11,30 reine Weissagung ist, erfüllt durch das Erscheinen der römischen Flotte vor Alexandrien... kann dahingestellt bleiben, aber die Rettung aus der von da an beginnenden Verfolgung und gewaltsamen Wandlung des Tempels Jahves in einen Tempel des Zeus Olympios (167) muss Weissagung sein, weil man das Buch zu einem zwecklosen macht, wenn man das 11,31 ff. Geweissagte zu einer Hinterdreinweissagung herabsetzt. Nun denke man sich einmal Kap. 11, wie es im Geiste Delitzsch' aussieht: *nicht Geweissagtes und Geweissagtes wild durcheinander.* Da gefällt mir die Kritik besser, welche das ganze Kapitel *post eventum* setzt: da ist doch Klarheit und Logik drin, wenn man auch nicht weiß, was das

Buch nun noch bezweckte. So sind nun unsre Apologeten. Das Ende von diesen Halbheiten ist eitel Verwirrung. Dieses letzte Werk von Delitzsch ist ein sehr mangelhaftes Buch. Überall klaffende Widersprüche. Ich kann nur immer wieder raten, die Reformatoren zu lesen: das ist etwas ganz andres als unsre besten aber wenig berufenen Schriftausleger geben. Das Buch soll 168 geschrieben sein und doch soll 11,31 ff. Weissagung sein, die ihre Erfüllung 167 fand! *Eine Weissagung für ein Jahr! Eine solche Weissagung sieht etwas verdächtig aus.*

Sehr verwirrt ist, was Delitzsch über Maschiach Nagid sagt, der Onias sein und der Priester und König in einer Person sein soll. Zugleich soll das aber der Messias sein, während 7,18 ff. nicht ausdrücklich *einer* gemeint ist. Die ganze Ratlosigkeit, mit der diese messianischen Weissagungen schließen und die wahrhaft wehmütig bei dem greisen Exegeten stimmt, liegt noch in den Worten: „Und mag man dies streitig finden, so bleibt es doch unbestreitbar, dass schon die Beschreibung des künftigen Heils das Buch Daniel würdig macht (sic), das letzte Wort im Kanon zu behalten: Siebzig Wochen etc. Hier ist das Ziel der alttestamentlichen Hoffnung geistlich gefasst und mit nahezu dogmatischer Klarheit ausgesprochen.“ Am Schluss hat Daniel noch „*nahezu dogmatische Klarheit!*“ *Warum lässt man den Propheten nicht überall Propheten sein!* O, ihr Schriftgelehrten. Zum Schluss habe ich es noch mit Schlatter, meinem 1. Vetter, in seiner Einleitung zu tun. Ich muss mit dem Verwandten etwas säuberlich verfahren. Delitzsch und v. Orelli meinen, dass Daniel die Verhältnisse am babylonischen und persischen Hofe kenne; nach Schlatter steht er ihnen offenbar (sic) schon fern. Dies „offenbar“ finde ich sehr kühn, wie vieles andre in dem Abschnitt. Ist der geschichtliche Wert des Buches nicht groß, so das Gewicht desselben, dass es die Stellung Israels unter den Völkern ins Licht hebt. Es ist also ein Lehrgedicht mit einem gemachten geschichtlichen Rahmen. Das ist der Irrtum der modernen Theologie, dass die Schrift durch Geschichte belehre, *die nicht wirklich Geschichte ist.* Welchen Wert hat aber nicht Geschehenes für den Glauben, wenn er in einer furchtbaren *Wirklichkeit* sich bewähren soll? Die Geschichte hat nur als Geschichte Trost für den Glauben.

S. 278 findet sich eine gute Bemerkung: „Das Buch will nicht zum Kampf gegen Antiochus entflammen. Von Revolution ist nirgends die Rede und von der leidenschaftlichen Aufregung jener Zeit zeigt sich keine Spur. Das Buch nimmt seinen Standpunkt viel höher in einer erhabenen feierlichen Ruhe.“ Wenn dem aber so ist, wie war es dem Verfasser möglich, sich in der makkabäischen Zeit diese Ruhe zu bewahren? Über die Zeit der Niederschrift meint Schlatter: „Schwerlich war die makkabäische Not bereits angebrochen.“ Dann ist also Kap. 11 reine Weissagung, so weit sie auf Antiochus geht. Dieses echte Weissagungsstück hat aber ganz denselben detaillierten Charakter, wie der vorangehende Teil von Kap. 11 und der soll unecht sein eben wegen seiner historischen Genauigkeit. So wird mit zweierlei Maß gemessen. In der Anmerkung S. 278 und 279 sagt Schlatter: „die Anschaulichkeit, mit der das Treiben am babylonischen Hofe geschildert ist, könnte darauf hinzeigen, dass der Verfasser den alten orientalischen Herrschern noch näher stand.“ Oben war gesagt S. 273, dass er ihnen „offenbar ferne steht“. Derselbe Verfasser, der am babylonischen Hofe bekannt war, (wer weiß, durch welche nachher völlig verschollene Nachrichten; denn die Makkabäer wissen nichts Richtiges von Alt-Babel, vergl. Andreaë) weiß dann wieder nichts Sicheres „über den Wechsel der Regenten im 6. Jahrhundert.“ Das ist ein merkwürdiger Gelehrter. Aber Schlatter hat sich diese Schwierigkeiten selbst bereitet. S. 280 sagt Schlatter: „der Sieg und der Tod Alexanders d. Gr., die Kriegstaten der ägyptischen und syrischen Könige usw. wurden dem Verfasser nicht durch besondere Erleuchtung mitgeteilt.“ Aber die Zeit des Antiochus ist ihm doch durch besondere Erleuchtung enthüllt!

Einmal: ein wunderbarer Prophet, dann ein Nacherzähler von Bekanntem mit Prophetenmantel. Bei solcher *unreinen* Gesinnung des Verfassers, bei solcher rätselhaften Doppelnatur soll er doch in seinem Buch ein großes Wunder geoffenbart haben: den schmalen Weg. In einer Anmerkung wird die Fernsicht des Jesaja und Jeremias in *gleiche* Linie mit Daniels Vorausschau gestellt. Ganz richtig – aber warum soll Daniel nur die Zeit des Antiochus vorausgesehen haben? Jesaja sieht 200 Jahre vorher den Cyrus, warum soll Daniel nicht die Entwicklung der Weltmonarchien gesehen haben? Das verhindert nur das Detail in Kap. 11, das Schlatter selbst für Antiochus als Weissagung stehen lässt. „Der Verfasser sieht diese Not kommen.“ Dies muss auch der Kritiker annehmen, wenn das Buch irgend welchen Zweck haben soll; denn ein nach dem „großen Elend“ geschriebenes Buch ist für dasselbe wertlos. So richtet sich die Kritik überall selbst. Man weist Weissagung zurück, um sie nachher wieder notwendig zu gebrauchen. Schlatter hat übrigens hier einen Vorzug vor Delitzsch und Orelli, welche das Buch erst in der Mitte der Drangsal entstehen lassen, so dass es nur einen Trost für die *halbe* Not enthält. Schlatter ist so ehrlich, zu sagen, dass seine Auffassung dem Buch eine berechnungsvolle Künstlichkeit beilege. Jesaja und Jeremias seien wegen ihres Mutes höher zu schätzen. Was dann weiter gesagt wird, um die Mutlosigkeit des vormakkabäischen Schriftstellers zu entschuldigen, ist bescheiden gesagt: *wunderlich*. Er konnte noch nicht sagen: ich aber sage euch. Er hat sich hinter Daniel versteckt. Er gleiche darin diesem Alten, der auch nicht sagt: Ich bin des Herrn Bote. Aber ich bitte doch, tritt Daniel nicht vor Belsazar ganz als verdammender Prophet auf mit rücksichtsloser Schärfe? Ist nicht seine Deutung nicht Gottes Offenbarung? Wo zeigt er sich auch mutlos? Calvin führt in der Erklärung von Kap. 1 aus, dass Daniel dies alles so ausführlich erzähle, weil er durch seine Geschichte seine *prophetische* Stellung beglaubigen wolle. In einer heil. Führung wäre er der geworden, als welcher er die Gemeinde belehre.

Schlatter meint: es galt jetzt für Israel mitzuhandeln in der Weltgeschichte, wie man das könne, hatten die Männer in Daniels Art und Zeit zum erstenmal gezeigt. Wenn aber diese Männer gar nicht gelebt haben, und Fiktionen sind – was lehren sie denn?

Merkwürdig: der Mann, der nicht zu sagen wagt: Ich bin des Herrn Bote, hat dann doch wieder einen Blick weit über die Botschaft der älteren Propheten. *Woher* hat er denselben? Schlatter: „die vielfache Benutzung des Daniel im N. T. hängt gerade (sic) mit seiner späteren Abfassungszeit zusammen.“ Wie naiv! Nein, es hängt mit dem Prophetentum Daniels zusammen. Am Schluss stellt noch Schlatter Jesu Kreuz und Daniels Wort zusammen. Ein rätselhaftes Mixtum compositum mit der Lauterkeit Jesu. – Auch Schlatter hat uns nicht Brot sondern einen Stein geboten.

V.

Wir haben in dem Buch: Der Prophet Daniel, erklärt Von J. L. Füller (1868) eine sehr brauchbare Arbeit. Zum achten Kapitel macht derselbe folgende gute Bemerkungen: „Daniel bestimmte die Lage Susans näher als in der Provinz Elam gelegen. Das konnte nur in einer Zeit geschehen, wo Susann noch nicht die Bedeutung erlangt hatte, zu der es später aufstieg. In der makkabäischen Zeit wusste man so wenig von einer Provinz Elam, dass der Verfasser des ersten Buches der Makkabäer von einer *Stadt* Elymais redet, die es niemals gegeben hat. Die Provinz hieß damals Susianna: die Provinz wurde nach der Stadt genannt.“ Richtig wird die große Verschiedenheit zwischen den beiden Hörnern Kap. 7 und Kap. 8 hervorgehoben. Das einmal ist es ein *elftes* Horn, das zwischen den zehn Hörnern herauswächst und drei von den ersten wegstößt, das andermal aber wächst es aus einem der *vier* hervor und stößt kein einziges von seinem Platz.

Warum hat Daniel Kap. 8 in hebräischer Sprache geschrieben? Weil, sagt Füller ganz richtig, dasselbe speziell für sein Volk bestimmt war. Hat ein Zeitgenosse des Antiochus das Buch Daniel

verfasst, so möge man uns sagen, weshalb er gerade die Bestandteile seines Buches, welche so recht zum Trost und zur Stärkung jener Zeit dienen sollten, nicht mehr aramäisch, sondern seinem Zweck entgegen *hebräisch* verfasste? So leicht und natürlich sich der Sprachenwechsel bei Daniel erklärt, so unerklärlich ist er von einem späteren Verfasser.“ Weiter kommt Füller noch einmal auf den verschiedenen Ausgang der Hörner zu sprechen: Kap. 7 ist die Sprache viel stärker als Kap. 8. In ersterem wird das Horn durch eine besondere Gerichtssitzung des Alten der Tage verurteilt, in Kap. 8 wird es ohne Hand zerbrochen. Man muss entschieden an dem großen Unterschied der beiden Hörner festhalten. Man hat auch nicht nachweisen können, dass Antiochus 3 Könige gedemütigt habe. Wir begegnen bei Füller einem Irrtum, der häufig in der Exegese der Neueren sich findet: man will immer noch Weissagungen über Christi Erscheinen hinaus haben. Aber Daniel sagt klar Kap. 9, dass mit der Erscheinung des Messias Gericht und Prophet versiegelt seien, dass also er das Ende der Weissagung ist. So erklären überall die Reformatoren. Überblicken wir einmal den großartigen Horizont des Daniel. Von der Gegenwart Babylons beginnt er und sieht auf das babylonische das medisch-persische, das griechisch-macedonische, das römische Reich kommen. Mit letzterem kommt auch die große Gerichtssitzung des Alten der Tage, zu der Christus in den Wolken des Himmels auffährt. Christi Himmelfahrt und das Weltgericht, das sich anschließt, und das Weltregiment, das er durch sein Wort ausübt, sind die Ausgangspunkte der Weissagung. Gleich darauf kommt die Auferstehung der Toten. Weiter sieht Daniel nichts: die Auferstehung wird ihm auch nicht in einem Gesicht, sondern als Wort der Verheißung mitgeteilt. Mit Christi Himmelfahrt und Regiment ist die Welt des Sehers abgeschlossen: bis dahin schaut er und weiter *nicht*. Über den Zeitraum zwischen Christi Himmelfahrt und Weltende – teilt er nichts mit. Bis Christus kommt, vollendet sich die Weltmacht zur furchtbaren Weltlästerung: dann bricht die Herrschaft Christi und mit ihr auch das Gericht herein. In dieser ganzen Zeit ist die Gemeinde der Heiligen eine unterliegende: ihre Herrschaft beruht lediglich in ihrem Haupt. Babylon, Persien, Macedonien, Rom, Christus: sein Weltregiment und Weltgericht.

Wenn nun in diesen großen Rahmen noch die Zeit des Antiochus hineingenommen wird, so war dies ein Ausfluss der besonderen Güte Gottes, der sein Volk für dieses schwere Leid trösten wollte und der in dem Streit des Antiochus gegen den Fürsten des Heeres den letzten Streit abbilden wollte, den die Gemeinde zur Zeit Roms bis ans Ende der Tage mit den Antichristen in der Kirche führen sollte. Als ein detailliertes Trostbild ist so der Untergang des Antiochus hineingeschoben in den großen Gang der Weltreiche, um in ihm die Nöte der Zukunft und ihre Überwindung vorausdarzustellen. Antiochus Bedrängnis wird die Bedrängnis, wie sie die Gemeinde später zu allen Zeiten erduldet hat. Darum greift sie auch hinüber in den Ausgang alles Sichtbaren, wenn sich Michael erhebt. – Man erwarte nichts mehr, nachdem Christi Wort in alle Welt ausgegangen ist. *In diesem Worte liegt alle Erfüllung*. Für die Zeit bleibt nur das Leiden der Gemeinde und die Versuchung zum Abfall. Unsre Hoffnung ist mit dem Apostel die Auferstehung der Toten. Alles, was Gott tun konnte ist geschehen: das Ende aller Dinge ist nahe.

Töricht ist es, auf ein messianisches Reich zu hoffen, auf eine Bekehrung der Juden (als ob sich noch „ganz Israel“ bekehrte, was mehr als albern ist), auf eine Blütezeit der Kirche. Wenn wir nicht ganz in den Zustand der Sicherheit fallen sollen, dann werden wir vielleicht noch einmal schwere *leibliche* Verfolgungen erfahren: aber große Dinge zu erwarten, das tun die Träumer. Was steht zuletzt vor dem Auge des Daniel, als die Versöhnung durch Christum geschehen ist? Das zerstörte Jerusalem, das eine Einöde bleibt bis ans Ende der Tage. Jedes sichtbare Jerusalem wird wüste gemacht – aber vorher ist die Gerechtigkeit der Ewigkeiten angebracht. Diese Gerechtigkeit hat durch allen Weltlauf hindurch, durch alle Empörung der Menschen, durch alle Lästerung und Schmähung

des Allerhöchsten den Sieg behalten: sie ist da und sie bleibt da, jedem bußfertigen Sünder zum Trost und zum Halt. Aus allem Chaos und Abfall der Welt geht zuletzt eine ewige Gerechtigkeit hervor. Wolle nicht mehr erwarten: daran lass dir genügen.

Kap. 8 zeigt uns recht deutlich die wahre Menschlichkeit des Propheten, der wie alle andren Propheten zusammensinkt bei den Eindrücken des Unsichtbaren. Wozu sollte ein Fälscher diesen schwachen Daniel abmalen? Er hätte besser seiner Zeit mit einem Helden nach den Begriffen der Menschen gedient. Aber hier ist alles nüchtern und zart. Keine Anmaßung, keine gemachte Stärke. Ein Menschenkind – nichts mehr, aber ebenso vor Gott lieb und wert. – Was hätte es für einen Wert, die Weissagung zur Zeit des Antiochus zu versiegeln, wenn sie in dieser gemacht sein soll? Aber lag diese noch ferne, dann hatte ihre Verbergung und Aufbewahrung für die Zukunft einen Sinn. Kap. 8 ist ganz voll vom heiligen Geist in seinem Ernst und in seiner Güte.

VI.

Ich möchte für das Studium des A. T. die I. Kollegen auf die Werke von Heinrich Michaelis aufmerksam machen. Er war Professor in Halle und seine Bücher sind im Verlag des Waisenhauses erschienen. Er hat eine hebräische Bibel mit Anmerkungen herausgegeben (1720), die die vorzüglichsten Dienste leistet, namentlich ausgezeichnet ist durch die Parallelstellen, und dann einen ausführlichen Kommentar zu den Hagiographen. Man kann diese Bücher noch antiquarisch auftreiben und findet in ihnen ein wohlgeordnetes, reiches Material. Ich habe dieselben jetzt 30 Jahre gebraucht. Wie mager erscheint im Vergleich mit H. Michaelis die moderne Exegese! Die Gelehrten des A. T. in unsren Tagen sind sehr stolz: wir wissen, was sie alles erneuern wollen, aber wie leer und arm sind sie dabei. Jüngst sagte ich zu einem Universitätsprofessor: Nachdem ich Riehms Einleitung ins A. T. gelesen, habe ich auch den letzten Respekt vor ihm verloren. Man halte sich an die Alten. Das Neue und Neuste sind Irrtümer. Davon wurde ich recht überführt, als ich eine Studie über die Bedeutung des Opferblutes im A. T. machte. Die modernen biblischen Theologien haben diesen Grundbegriff, der von Noah an bis zur Offenbarung Johannis überall durchtönt, verfälscht und sein Verständnis ganz verloren. Siegfried sagt in einer Besprechung der alttestamentlichen Theologie von Riehm: was eigentlich das Blut im alttestamentlichen Kultus bedeutet, erfahren wir nicht. In Wahrheit: sie wissen es nicht. Auch Keil hat hier sehr geschadet durch seine falschen Betrachtungen über das Opfer. Von Ritschl zu schweigen. In dem Kardinalpunkt aller Lehre irrt die ganze alttestamentliche Theologie der Gegenwart. *Warum sühnt das Opferblut?* Man sehe zu, ob man eine verständige Antwort bekommt. Hat man aber dies nicht verstanden, was will man von dem andren wissen. Alle Zweifel an der Echtheit und Wahrheit des Buches Daniel werden niedergeschlagen, wenn man zu Kap. 9 kommt. Wer nicht von diesem Geist der Wahrheit und Gnade ergriffen wird, von dieser *eigenen* Verdammung und Verdammung des Volkes, von dieser alleinigen Rechtfertigung Gottes, von diesem reinen ungetrübten Vertrauen nur auf seine Barmherzigkeit und Gnade – von diesem durch und durch *evangelischen* Bekenntnis – der höre auf, das heil. Buch in die Hände zu nehmen. Sünde und Gnade: das sind hier die Grundempfindungen. Das ist *heiliger* Geist. Und solch Gebet sollte ein Fälscher gemacht haben? Diese Lauterkeit sollte aus *unreinem* Munde gekommen sein? Man beachte auch, wie Daniel im Exil an dem Gesetz Mosis als wirklichem Gesetz *Mosis* festhielt. Der Fluch und Schwur, von dem er V. 11 redet, steht nicht nur im Deuteronomium, sondern auch im Leviticus. Daniel denkt an das *ganze* Gesetz Mosis. In einem großen feierlichen Augenblick bei einer entscheidenden Wende seines Volkslebens hat ein *Prophet* sich zum Gesetz Mosis bekannt und den ganzen Verlauf der Geschichte Israels als eine Folge der Übertretung dieses Gesetzes betrachtet. Das Gesetz steht vorn an der Geschichte und bestimmt die ganze Geschichte des Volkes. Nach *diesem* Gesetz kommen erst die Gesetze der *Propheten* (V. 10). Mose

hat mit seinem Gesetz die Geschichte des Volkes gemacht: er weissagt und zeichnet ihren Ausgang. Wir sollen uns doch nicht von dem kritischen Geschrei über den Pentateuch beirren lassen. Gilt das Zeugnis des Daniel nicht mehr als alle moderne Kritik? Ein Mann, der die Geschichte seines Volkes gründlich kennt, der in heiliger Liebe für Gott und sein Volk entbrannt ist, der in keiner Weise seinem Volk schmeichelt, der Gott die Ehre gibt: *er weiß*, dass Moses Fluch der Geschichte des Volkes *vorangeht* und dieses uralte Wort sich etwa von 1400-500 immer wieder erfüllt hat. Mit solcher prophetischen Aussage stärke man sich gegen die Wahngedanken der modernen Theologie, die nicht nur Mose sondern Gott aus der Welt schaffen will. Das Bußgebet Daniels ist, wie wir sagten, voll evangelischen Geistes. Das zeigt sich auch darin, dass er trotz der Zerstörung und Entweihung des Tempels und der Stadt immer von dem Heiligtum und dem heiligen Berg redet: diese bleiben *heilig*, ungeachtet des Abfalls des Volkes. Nach Gottes Namen ist Stadt, Heiligtum und Volk genannt. Im tiefsten Sündengefühl, in aller Schmach und Schande klammert er sich an die Verheißungen Gottes, *an Gottes Heiligkeit*, um derentwillen allein der Berg und der Tempel heilig sind. Das ist das echt lutherische, das wahrhaft reformatorische, das ist in eigener Ungerechtigkeit die Gerechtigkeit Gottes, in eigener Untreue Gottes Treue. In entscheidenden Augenblicken hat Gott der Gemeinde in der Verbannung einen Mann geschenkt, der gegen allen Fluch die Gnade ergreift und bei der Gnade bleibt.

Und eben darum soll er auch den Triumph der Gnade geweissagt hören. Es wird ihm die Zeit genannt, wo aller Abfall beseitigt werde. „Wir haben gesündigt und uns vergangen und gefrevelt und uns empört und sind gewichen von deinen Geboten und Rechten“: damit hatte er die vielfachen Sünden des Volkes bezeichnet. Die Geschichte des Volkes ist Empörung – was wird ihr Ende sein? Völlige Beseitigung dieser Empörung durch eine große Gottestat. Wer behält zuletzt den Sieg? Der Mensch mit seiner Gottlosigkeit oder Gott mit seiner Gnade? Gott bleibt König. Das sind die gewaltigen Gedanken unsres Propheten. – Man weiß, wie viel geschrieben worden ist über V. 24 ff. Mir steht nach meinen Erwägungen folgendes fest: 1) die 70 Jahrwochen (und *solche* sind es, weil es Daniel mit den 70 Jahren des Jeremias zu tun hat: *diese* werden eben versiebenfacht) sind zu rechnen von dem ersten Jahr des Cyrus. Die Wichtigkeit dieses Jahres hebt Daniel schon im ersten Kapitel hervor: er lebte bis in dieses Jahr. Da waren auch die 70 Jahre des Jeremias aus und es hatte ein Ende mit den Trümmern Jerusalems. Esra Kap. 1 spricht das Edikt des Cyrus vom Bau des Tempels, damit war selbstverständlich auch der Bau der Stadt gegeben. Man *muss* vom ersten Jahr des Cyrus rechnen; 2) die 490 Jahre werden geteilt in sieben Jahrwochen, in zweiundsechzig Jahrwochen und in eine Jahrwoche, weil diese Abteilungen von Wichtigkeit sind: bei der letzten Woche springt das in die Augen. Was aber sollen die sieben Siebende in ihrer besonderen Hervorhebung? Es ist nach Luther und Calvin die Zeit, in der der Tempel erbaut worden ist. 46 Jahre sind an ihm erbaut, 3 Jahre ist der Grund gelegt. Darauf beziehen sich die Worte: es wird wieder hergestellt und erbaut werden mit Straßen und Graben, aber im Druck der Zeiten, was sich auch wörtlich so erfüllt hat. Die Zahlenfolge ist in V. 25 nicht zu trennen, sondern die besonders hervorgehobenen sieben Siebende schreiten gleich fort zu den 62 Siebenden. Wer ist aber der gesalbte Fürst, der Maschiach Nagid? Niemand anders als das Allerheiligste, welches nach 490 Jahren gesalbt wird. Der Tempel ist ein Bild des Messias, dafür haben wir den besten Beweis in Jes. 6. Der Tempel, in dem Gott wohnt, ist Christus! Dieser wird gesalbt und damit aufgerichtet und eingeweiht. Das Allerheiligste ist das Heilige, das aus der Jungfrau geboren wird.

Es liegt doch auf der Hand, dass, wenn nach dem gesalbten Allerheiligsten von einem gesalbten Fürsten die Rede ist, dieser mit dem Tempel aufs engste zusammenhängt: es ist *dieselbe* Persönlichkeit, der Christus Gottes. Dieser tritt nach 490 Jahren auf und beseitigt Abfall, versiegelt Sünden,

versüht die Verkehrtheit, bringt die ewige Gerechtigkeit herbei und erfüllt alle Weissagung. Er schafft Sünde und Schuld des Volkes hinweg, der große Asasel, der Hinwegträger. So triumphiert die Gnade. Sie ist mächtiger als alle Sünden. Wenn der gesalbte Fürst in V. 25 in die getrennten Zahlen hineintritt, so haben wir nach V. 24 das gute Recht zu sagen, das ist nur ein formeller Mangel: er gehört an den Schluss von 490 Jahren. Der Bau Jerusalems läuft auf einen gesalbten Fürsten hinaus: mehr sagt V. 25 nicht: er verweilt länger dabei, in welchen schwierigen Verhältnissen sich dieser Bau vollziehen werde. Der Gedanke an den Tod des Onias ist schon darum ganz verkehrt, weil Daniel nirgends in seinen Geschichten solche unbedeutende Einzelpersonlichkeiten hervorhebt: es geht alles nur in den großen Zügen der Reiche und der Könige und zuletzt des Menschensohnes und des Messias. Es ist eine Spielerei, hier den Onias hereinbringen zu wollen, der gar nicht mehr Hoherpriester war, als er getötet wurde. Hier wird Maschiach weggerafft: er ist es also bei seinem Untergang. V. 26 ist Maschiach derselbe, von dem in V. 25 die Rede ist. Sein Tod leitet die Vernichtung des Volkes ein, dem nun nichts mehr bleibt und vor den Augen Daniels steht aufs neue Jerusalem und der Tempel verwüstet da; eine Flut ist über dieselben ergossen und bis ans Ende der Tage bleibt es unter dem Beschluss der Verwüstung. In der letzten Jahrwoche wird einer großen Zahl von Gläubigen durch Christi und der Apostel Predigt der Bund gestärkt werden. Mitten in dieser Zeit wird der Tempeldienst aufhören und der Greuel der Verwüstung das erfüllen, was einst ein Heiligtum Gottes war. Nach der ausdrücklichen Erklärung des Herrn geht V. 27 auf die Zerstörung Jerusalems. Mit ihr sind die sieben Siebende zum Abschluss gekommen. Wir haben klar genug den Gang des N. T. vor uns: Christi Auftreten als gesalbter Fürst, seine Wegraffung, sein großes Versöhnungswerk, die Sammlung seiner Bundesgenossen, die Zerstörung Jerusalems durch das Volk eines Fürsten, welcher kommt. Die alte Chronologie liegt immer noch in den Forschungen der Gelehrten: mir genügt es, dass in 500 Jahren nach Cyrus die Zeit verlaufen ist, nach der der Gesalbte die ewige Gerechtigkeit herbeiführte. Eine Weissagung ohnegleichen, gewisslich aus heiligem Geist hervorgegangen.

VII.

Im „Beweis des Glaubens“ habe ich einmal den Nachweis zu geben versucht, dass die Alten nicht geirrt hätten, wenn sie Michael, den Fürst des Volkes Gottes (euer Fürst), für Christum erklärten. So auch Luther. Ich möchte auf diese Abhandlung hinweisen.

Man kann bei Kap. 10 fragen: was soll diese Schilderung der Schwachheit des Propheten bei einer Fälschung? Welchen Wert hat sie zur Aufrichtung der Makkabäer? Diese Ohnmacht kann doch nicht begeistern. Das 11. Kap. wird dann ausdrücklich als *Schrift der Wahrheit* bezeichnet. In diesem Kapitel liegt der Hauptanstoß für unser Buch. Wir wollen denselben nicht verringern. Liest man diese fast geschichtlichen Berichte, so meint man: das sei aus der Gegenwart und nicht aus der Vorausschau. Aber halten wir an folgenden Gesichtspunkten fest: 1) Daniels ganze Prophetie vollzieht sich in der Aufeinanderfolge von Königreichen und Königen. Er fasst diese auch mit ihrer unterscheidenden Eigentümlichkeit ins Auge. Er lebt also prophetisch in einem scharf charakterisierten Gang der Weltereignisse. Warum soll nun nicht sein Auge so weit geöffnet worden sein, dass er für das große Elend, die große Bedrängnis seines Volkes unter Antiochus einen so scharfen Blick bekommen hat, dass ihm die Zeit wie in einem Gemälde ihrer Bewegungen vor Augen steht? Israel lag inmitten dieser furchtbaren Zeitstürme, das Land des Kleinodes war gleichsam unter den Füßen der darüber hinwegenden Heerscharen, die furchtbare Verführung unter Antiochus drohte – warum soll nun nicht dem Volk ein solcher Halt und Trost in seiner heil. Schrift zum voraus gegeben sein? Was auch geschehen mag, es steht alles unter Gottes Leitung. Er hat diese schweren Nöte vorausgesehen. 2) Wir sind nicht ohne Vorbilder für diese Art von Weissagung. Ich machte schon auf die

Schilderung des Samuel an Saul, an die des Jesaja von Sanheribs Heranzug aufmerksam – aber wir haben noch ein andres Beispiel. Vor dem Auge des Herrn hat offenbar der ganze Gang der Leidensgeschichte bis ins kleinste Detail *ebenso* vorher dargelegen, als wie er den Jüngern den Mann beschreibt, der mit dem Wasserkrug am Brunnen ist und sie zu dem Hausbesitzer führen wird, und wie er von der Eselin am Wegscheid redet. Nicht im allgemeinen sein Leiden, sondern auch Lästerung und Kreuzigung und Überlieferung in die Hände der Heiden sieht der Herr voraus, ja mit Hilfe der prophetischen Schrift und des eigenen Geistes der Weissagung muss er ein bis ins kleine ausgeführte Bild der Leidensgeschichte sich vorausgestellt haben; weiß er doch auch sein Begräbnis, Auferstehung und Himmelfahrt. Wie eine zerstreute Herde sieht er vor sich die Jünger in diesen versuchungsvollen Tagen. Auch Matthäus 24 ist ein Zeitbild mit stets wachsender Not bis zur Zerstörung Jerusalems und dem Untergang der Welt. Man denke sich in die Lage der Gemeinde zur Zeit des Antiochus hinein: mit welcher klopfenden Angst wird man den einzelnen Heerzügen gefolgt sein, wie groß wird die Spannung gewesen sein: immer höher steigt die Bedrängnis bis zuletzt der entsetzliche König auftritt, der tut, was er will. Ein Mensch wie kein anderer: den selbst Weiberliebe nicht lockt, nur den Gott Mausim ehrt er. Warum soll die Liebe Gottes nicht für diese Zeit der Verführung und des Abfalls ein mächtiges Trostwort bereitet haben? 3) Unser Kapitel steht auf der Autorität des Herrn, denn Kap. 12 V. 1 ist von demselben aufgenommen und auf die letzte Bedrängnis angewandt worden (Mt. 24,21) und Kap. 12 hängt eng mit Kap. 11 zusammen: Und in selbiger Zeit. 4) Die folgende Eschatologie in Kap. 12 beweist, dass auch in Kap. 11 ein Prophet redet. Wer bis zur Auferstehung ausschaut, sollte der nicht auch Feldzüge und die Verführungsmittel des Antiochus gesehen haben? 5) Es ist nicht möglich, in Kap. 11 zu scheiden und zu sagen: bis dahin geht die Schilderung von geschichtlich Bekanntem und nun kommt die Weissagung. Es hängt alles eng zusammen. Der Anfang des Kapitels geht nicht über das Maß der früheren Weissagungen hinaus; erst V. 6 beginnt das überraschende Detail. Das Kapitel ist ganz Weissagung oder ganz Fälschung. 6) Unser Kapitel ist von großer Bedeutung für die Geschichte der Gläubigen aller Zeit gewesen. Als im 16. und 17. Jahrhundert, der Zeit des evangelischen Heroismus, Könige auftraten, die da taten, was sie wollten und mit Schmeicheleien verführten, die am Bund Frevelnden, und die Verständigen geläutert und gereinigt wurden, da hat man große Befestigung in unsrem Kapitel gefunden. Wer kennt nicht das schöne Lied Wilhelms von Nassau: Dem König von Hispanien könne er nur obedieren in der Gerechtigkeit. Ein Ludwig der XIV. ist eine Wiederholung des Antiochus, auch Karl I. von England: sie taten, was sie wollten, mit unendlichem Gefühl ihrer Souveränität. Die Leiden der Hugenotten sind die Leiden der makkabäischen Zeit. Das Kapitel ist ein großer Typus für alle Zeit. So hat es auch Luther behandelt. 7) Als letzte Instanz treten auch die Reformatoren auf: sie haben sich in unser Kapitel trefflich finden können und *ihre Zeit* aus demselben verstanden.

VII. Die Anfänge des apostolischen Zeitalters

Es ist nicht ohne Belehrung zu erkennen, wie sich ein moderner Geist, der einen rationalistisch-kritischen Standpunkt einnimmt, den großen Anstoß denkt, der das apostolische Zeitalter eingeleitet hat. Da die Wirkungen dieses Zeitalters bis an das Ende der Tage währen werden, muss ohne Frage der Ausgangspunkt desselben etwas geheimnisvoll Großartiges gewesen sein. Worin bestand dieses? C. Weizsäcker beginnt in seinem Werk: „Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche“ (Freiburg 1886) damit, zu behaupten, dass nach Matthäus und Markus die Jünger nach *Galiläa* verwiesen wurden, um dort den Auferstandenen zu sehen, während bei Lukas dieselben „in geschlossener Haltung“ in Jerusalem zusammenbleiben. Dies sei eine unauflösbare Differenz. Aber wie Johannes weiß (16,32), dass die Jünger in der Stunde, wo Jesus von der Welt scheiden werde, in ihr eigenes zerstreut werden würden, und wie sie uns Kap. 21 in Galiläa vorführt, so zeigt auch Lukas durch den zweimal erwähnten eindringenden Befehl Jesu an die Jünger: von Jerusalem sich nicht zu trennen, dass für solchen Befehl eben durch die zeitweise Rückkehr nach Galiläa Veranlassung gegeben war. Und sollte nicht auch in dem Ausdruck Apg. 1,4: „Und als er sie versammelt hatte“ angedeutet sein, dass in dieser Zusammenkunft der Hirte die zerstreuten Schafe aufs neue verbunden hatte? In seinem Evangelium eilt Lukas schnell zum Schluss, fasst alles summarisch zusammen, und wie so oft in den Evangelien sind hier die Worte nicht so zu verwenden, anderes ganz bestimmt damit auszuschließen. Der von der brüderlichen Gemeinschaft abseits führende Weg der Emmausjünger beweist ja auch bei Lukas, dass schon die Zerstreuung und Auflösung der kleinen Gemeinde begonnen. Auch nach Lukas halten sie sich in Jerusalem verborgen und werden von dem Engel als Galiläer begrüßt.

Was hat nun hier in *Galiläa* die Jüngerschar erfahren? Denn nach Weizsäcker soll hier im Heimatland zuerst Petrus den bedeutenden Augenblick (der auch für Weizsäcker ein Wunder umfasst) erlebt haben, der ihm die Gewissheit brachte, dass Jesus lebe. Aber fragen wir: nach den Berichten aller vier Evangelisten ist ja Jesus schon in Jerusalem zuerst der Maria, dann dem Petrus, dann den Elfen allen erschienen; also schon hier hat er sich als der Auferstandene gezeigt? Weizsäcker sagt: alles dies sind ganz unsichere Nachrichten. Und wenn sie der Augenzeuge Johannes behauptet? So hat offenbar der Jünger (was wir aus später von Weizsäcker entwickelten Gedanken hier wohl einfügen können), welcher die Mitteilungen des Apostels niederschrieb, denselben legendarisch Herumgetragenes beigemischt. Wer es nun für Ungehorsam hält, an dem klaren Selbstzeugnis des Apostels von seiner Verfasserschaft zu zweifeln, der hat hier keinen Anlass, sich solchen Behauptungen zu unterwerfen. Doch Weizsäcker hat eine jede Ausflucht abschneidenden Grund, weshalb alle die Geschichten des Auferstehungstages nichts als Sagen sein können: es ist der Bericht des Apostels 1. Kor. 15,4 ff. Zunächst wird uns gesagt, dass Paulus von keiner anderen Erscheinung Jesu, welche derjenigen des Petrus vorangegangen wäre, etwas wisse. Wir fragen: wo steht 1. Kor. 15 ein Wort davon, dass Jesus *zuerst* dem Petrus erschienen sei? Man liest dort nur: er ist dem Kephas erschienen. Und warum führt Paulus den Kephas als den ersten Gewährsmann an? Weil es sich hier um entscheidende Autoritäten handelt; hatte doch Kephas in der Gemeinde selbst einen starken Anhang. Das Zeugnis *der Apostel* ist das wichtigste, weshalb V. 7 auch noch einmal *alle Apostel* angeführt werden, denen sich dann Paulus als der Geringste unter ihnen zugesellt. Weizsäcker sagt: der Erscheinung, die Petrus erlebte, geht unmittelbar der Schriftbeweis voran, dass Jesus von den Toten auferstehen müsse; also bleibt kein Raum für etwaige andere Erscheinungen, durch welche die Auferstehung festgestellt wäre. Welch eine Behauptung! Paulus führt die beiden Autoritäten: Schrift und Zeugnis des angesehenen Petrus an, doch nur in geistiger Einheit, aber nicht um zwischen V. 4 und 5 den Raum so einzuklemmen, dass dazwischen nicht die Maria Magdalena mit ihrer Offenbarung noch Platz fände. Paulus schließt dieselbe in keiner Weise aus. Die Erscheinung vor Petrus

kann ohne alle Hinderung auch nach Paulus als Vorgängerin die vor der Maria gehabt haben. Wo nun diese Erscheinung an Petrus geschehen ist, darüber sagt Paulus nichts; aber wir können die Vermutung aussprechen, dass, weil der dritte Tag als der der Auferstehung so feierlich hervorgehoben wird, auch an diesem Tag die Erscheinung an Petrus geschehen ist. Man kann das aber niemandem aufzwingen. Weiter kann man keinen Grund bei Paulus finden, die Erscheinungen, die er erzählt, „über einen ansehnlichen Zeitraum sich in die Ferne erstrecken zu lassen“. Nicht der geringste Anlass liegt dazu in seinen Worten. Die Erscheinungen können nach ihm sich schneller oder langsamer gefolgt sein. Wenn er sagt, dass er als der letzte von allen Jesum gesehen habe, so ist ihm bei dieser Offenbarung nach den übrigen Zeugen der Gesichtspunkt seiner völligen Unwürdigkeit viel bedeutender als die entfernte Zeitgrenze. Auch davon sagt er nichts, dass ihm die Erscheinungen an die, die sie vor ihm erlebten, den Anfang der Gemeinde begründen: sie kommen hier vor allem als Beweise wie für die Auferstehung Jesu so ebendarum auch für die Auferstehung der Toten in Betracht. Wir lesen den befremdenden Satz bei Weizsäcker, der ein vierfaches Zeugnis aus der Welt streicht: „Die Erscheinungen am Grabe sind leer, ohne Inhalt, auch in der ältesten Form ihrer Darstellung, eine bloße Schaustellung.“ Er findet dafür keinen Grund bei Paulus, und ein Verständnis für die große psychologische Wahrheit der Erlebnisse der Frauen und der Jünger am Grab geht ihm ab. Nie ist etwas geschrieben worden, was mehr aus der vollen Wirklichkeit des Lebens gegriffen ist, als der Gang der Jüngerinnen und Jünger nach dem Grabe.⁴⁵

Weizsäcker gesteht ein, dass die Männer, von welchen es Paulus erzählt, überzeugt waren, den Auferstandenen gesehen zu haben. „Es ist nicht von ihnen ausgegangen, was über sie gekommen.“ Nun gut, das genügt. Wir werden diesen Männern Gottes dann auch weiter glauben müssen, welcher Art der Auferstandene war.

Gehen wir näher auf die Eigentümlichkeit der Christuserscheinungen ein, so haben wir es zunächst mit dem zu tun, was Paulus erlebte. Hier begegnen wir nun dem leicht hingeworfenen Wort: „Hierbei kann fast ganz außer Betracht bleiben, was die Apostelgeschichte darüber erzählt. Auf die genaue Tatsache kommt es derselben gar nicht an, sondern nur auf die Bedeutung davon.“ Nach Weizsäcker ist ja die Apostelgeschichte einem großen Teil nach ein vortrefflich geschriebener Roman.⁴⁶ Wir können darauf nicht näher eingehen, da das ein Buch erfordern würde. Hier nur einfach dieses: die Apostelgeschichte ist von Lukas geschrieben. Da Weizsäcker überall so viel nur behauptet und einfach als gewiss annimmt, so wollen auch wir einmal einfach behaupten: ein Gefährte Pauli hat die *Acta apostolorum* geschrieben, und wir glauben ihm Vertrauen schenken zu dürfen. Es sind durchaus Ausflüchte, wenn die Stimme des Herrn bei der Bekehrung Pauli in Parallele mit einer Stimme gestellt wird, die große jüdische Gesetzeslehrer in geweihten Augenblicken vernehmen durften, wo sie dann auch das Licht Gottes sahen. Woher weiß Weizsäcker, dass diese rabbinische Vorstellung dem Verfasser der Apostelgeschichte und der Auffassung seiner Zeit zu dem Glauben genüge, dass der Auferstandene dem Paulus erschienen sei? In der Tat seltsam klingt es dann, dass der Apostel mit dem gewaltigen alle Phrasen wegfegenden Ausruf: Habe ich nicht den Herrn Jesum Christum gesehen? „allerdings über den bloßen Lichtglanz schein hinauszu gehen! Freilich die körperliche Erscheinung im gemeinen Sinne ist damit auch nicht bewiesen“. Aber, werfen wir ein: *gesehen hat er ihn doch!* Und was heißt: „im gemeinen Sinne“? Weizsäcker sagt sehr richtig, die Vergleichung der Gesichte, von denen 2. Kor. 12 erzählt wird, muss man hierher nicht ziehen. Sie gehören einer anderen Art von Offenbarungen an. Und doch soll nun wieder dieses ganz exzeptionelle

45 Vgl. Aus dem Leben e. ref. Pastors 1. Aufl. S. 180 ff., wo ich ausführlich darauf eingegangen bin.

46 Luther über die Apostelgeschichte: Du findest hie in diesem auch einen schönen Spiegel, darin du sehen magst, dass es wahr sei: Sola fides justificat. Denn da sind des Stücks alle Exempel und Geschichten und drinnen gewisse und fröhliche Zeugen, die dir nicht lügen noch fehlen.

„Sehen“ etwas gewesen sein, was im Geist geschehen ist. Hier haben wir nun einen wunderlichen Beweis. Die Leiber der Auferstandenen sind geistliche Leiber. Einen solchen Leib hat auch Christus. Geistliche Leiber kann man nur im Geiste sehen. Also hat auch Paulus Christum nur im Geiste gesehen! Aber, woher weiß denn Weizsäcker, dass man geistliche Leiber nur im Geiste sehen kann? Das ganze Kapitel 1. Kor. 15 ist gegenüber denen, welche die Auferstehung verflüchtigten, von dem stärksten Realismus durchzogen; nach Weizsäcker selbst soll das Gesehenhaben, dessen sich Paulus rühmt, von dem visionären Sehen, das doch „im Geiste“ geschah, verschieden sein. Was war es denn nun? War es nicht sinnlich oder wenigstens nicht grobsinnlich? (Weizsäcker unterscheidet nämlich, ich weiß nicht nach welchem Kanon, zwischen sinnlich und grobsinnlich.) Jeder Unbefangene wird sagen: er hat ihn gesehen, wie man einen anderen Menschen mit den Augen sieht, die uns Gott gegeben hat. Wie ihn nun Paulus gesehen, so auch die übrigen Apostel, und in solcher vollen herrlichen Wirklichkeit werden auch die Toten auferstehen und gegenseitig sich schauen. Darum berichtet auch Johannes von den Wundenmalen des Auferstandenen, Lukas von seinem Essen, was weiter der Apostel Petrus bestätigt Apg. 10,41; zu welchen Worten des Apostels Weizsäcker allerdings glaubt hinzusetzen zu dürfen: „Eine Vorstellung, die nach der Auffassung des Paulus so unmöglich ist, als sie dem Bedürfnis der Menge nach greifbaren Tatsachen entsprechen mochte.“ In der späteren Zeit soll ja alles *hellenisch* empfunden haben und das ist das Gegenteil von grobsinnlich. Die Apostelgeschichte kann also in dieser hellenischen Luft nicht entstanden sein.

Auf die Kritik der berichteten einzelnen Erscheinungen wollen wir hier nicht weiter eingehen, um zu der Bemerkung zu eilen, nach welcher der Glaube, Jesum gesehen zu haben, wie eine Ansteckung sich verbreitet zu haben scheint. „Die einzelnen Vorgänge, welche Paulus erzählt, hängen ohne Zweifel ursächlich miteinander zusammen und gehen von einem ersten Anstoß aus: der Führer der großen Bewegung ist Petrus. Es darf eine neue Epoche schon deshalb auf Jakobus zurückgeführt werden, weil er auch wieder als einzelner einer Mehrheit vorangeht. Das Register des Paulus spricht deutlich genug für die Art der Bewegung, welche von jenem Mittelpunkt ausgehend ihre Schwingungen weiter fortsetzte. Was Petrus erlebt, erst im engeren, dann im weiteren Kreise, das erleben seine Genossen auch. Dann ergreift es (was? die Ansteckung?) den Bruder des Herrn, den Jakobus; er beeinflusst (charismatisch) sämtliche Apostel; denn er war ein Mann von schwerwiegender Autorität.“ Dass von diesem allen kein Wort bei Paulus steht, bedarf keines Beweises. Wer hat denn V. 6 die fünfhundert Brüder charismatisch beeinflusst, Petrus oder die Zwölfe? Wie kommt es, dass Jakobus ein solches Ansehen bei den zwölf Aposteln hat? Und warum geht der elektrische Strom nicht V. 7 und 8 weiter auch auf Paulus? Nein, die Wahrheit ist: sie sind nicht elektrisiert worden, sondern sie haben ihn gesehen: einer wie der andere, selbst als es fünfhundert waren. Alle erfuhren gleichmäßig nicht ein Tun eines begeisterten Führers, sondern eine Tat des gegenwärtigen Herrn.

Wir kommen zu Petrus, der die ganze Bewegung, von der noch jetzt die Welt nachzittert, hervorgerufen hat. „Petrus ist derjenige, welcher den Herrn zuerst sah, welcher den zündenden Glauben daran verbreitete, dessen eigenes Erleben zum Erleben der Genossen wird.“ So war er am Ende der einzige, der den Auferstandenen sah und der dann die Genossen mit seinem Glauben ansteckte. *Ob er nur auch in Wahrheit selbst etwas gesehen hat?*

Was nun die Art dieser Erscheinung des Herrn betrifft, so müssen wir uns an die Lehrworte Jesu halten, welche die Gedanken in den ältesten Apostelkreisen bestimmten. Da hören wir nun, dass Jesus von einem „Fortleben der Seelen der Frommen“ redet, als ihn die Sadducäer fragten. „Gerade dies ist die Auferstehung!“ Wirklich? Die Sadducäer verhandeln über die Auferstehung der Toten, Jesus auch (Mt. 22,31); Weizsäcker macht daraus ein Fortleben der Seelen der Frommen! Weiter

wird noch die Verklärung herangezogen; in eine ähnliche himmlische Lichtgestalt sei Jesus nach seinem Tode verwandelt worden. Dies ist doch nur so zu verstehen: Jesus stirbt, nach seinem Tode empfängt seine Seele Lichtgestalt. Ist das nun die Auferstehung Jesu, welche die Apostel verkündeten? „Auch mein Fleisch wird ruhen auf Hoffnung“, ruft Petrus aus dem Munde Davids in die Pfingstgemeinde hinein!

„Sichtbar“, sagt Weizsäcker, „ist er auch in diesem Lichtglanze, aber doch zugleich über die grobsinnliche Form der Erscheinung hinausgehoben.“ Das ist dann eine Sichtbarkeit, die nur „im Geist gesehen wird“. Interessant. Wenn Petrus bei der Verklärung des Herrn in unverständigen Worten die himmlischen Geister „sinnlich festhalten will“, so beweist dies nichts gegen eine sinnliche Auferstehung. Von dieser gilt das Wort des Johannes: „Was unsere Hände betastet haben“. Ohne Frage hat Jesu Leib, der heilige Tempel Gottes, nach Weizsäcker die Verwesung im Grabe gesehen; denn nach der Auffassung Pauli (wie wir später hören) hat ein Christus nach dem Fleisch keinen Wert. Er kannte diesen Christus nicht. 2. Kor. 5,16 wird in dem ganzen Buch in der weitgehendsten Weise ausgebeutet. Das irdische Leben Christi soll für Paulus geringen oder gar keinen Wert gehabt haben. Aber er betont doch die Geburt aus dem Weibe, das Leben unter Gesetz, die Herkunft aus Davids Geschlecht, die Abendmahlsstiftung, wo gerade Leib und Blut dargereicht wird, den Kreuzestod, das Begräbnis. Welche Bedeutung auch des Leibes in der Theologie Pauli! Bei der Verwandlung der Leiber der die Zukunft erlebenden Christen in die Herrlichkeit des Leibes Christi werden die alten Leiber nicht weggeworfen, sondern dieselben, an denen sich im Stande der Niedrigkeit die Kraft Christi schon bewiesen hatte, gehen dann in die Vollendung über. Natürlich, wenn Christus im Grab verwest ist, dann sind der Gang zum Grab und die Erscheinungen am Grab „leere Schaustellung“. Weizsäcker belehrt uns, dass die Voraussage Jesu über seine Auferstehung nicht geschichtlich sei. Und warum? Weil sie den Jüngern ganz unverständlich geblieben sei. Aber sie haben ja so vieles nicht verstanden. Auch bei Johannes redet Jesus von seiner Auferstehung 2,19; 10,17 etc. Es ist leicht zu erklären, dass die Jünger an ihrer israelitischen Reichshoffnung festhielten, die Weissagung der Auferstehung aber nicht verstanden und vergaßen. Jenes saß ihnen in Fleisch und Blut; dieses aber war als durch einen grauenvollen Tod hindurchgehend ihnen unverständlich und verhasst.

Nicht nur Herodes, die Juden und die Jüngerkreise fassen, von späteren grobsinnlichen Ideen beherrscht, die Auferstehung in strengster Realität, sondern der Herr selbst, der die Toten aus ihren Gräbern hervorrufen wird, und ebenso Paulus, für den das Begräbnis Christi die größte Bedeutung hat, auch in seiner Verwertung auf unser geistiges Mitbegraben sein, zunächst aber als eine Tatsache. Daher stehen in der Schrift Grab und Auferstehung in enger Beziehung. Dies darum, damit eben das heilige Paradoxon ausgesprochen sei, dass gerade Tod und Hades die Toten wiedergeben. Welche Wichtigkeit sein Begräbnis für den Herrn selbst hat, hat er in dem Vergleich mit Jonas (und das wird doch ein echtes Herrenwort sein, weil alttestamentlich angeknüpft), bei der Salbung Mariä und in dem Bild vom Weizenkorn, das in die Erde fällt, ausgesprochen. Auf allen diesen Gedanken ruht die Wichtigkeit des Ganges zum Grab, die Auferstehung aus dem Grab (nach Matthäus), die Erscheinungen am Grab. Ganz abgesehen davon, dass auch die Auferstehungsgeschichte darin ihren Beweis der Wahrheit trägt, dass sie den Unglauben der Jüngerinnen und Jünger in der stärksten Form ausdrückt und den Herrn als den allein hinstellt, der den Glauben an sich und seine Auferstehung weckt. Von solcher Behandlung der Auferstehungsgeschichte finden wir bei Weizsäcker keine Spur; statt dessen nur die Bemerkung, dass nach der Absicht des Johannisjüngers, der dem Johannes eine Gleichberechtigung mit Petrus verschaffen will, der Gang nach dem Grabe (Joh. 20) so geschildert sei, dass Johannes zuerst zum Grab gekommen und in dieses hineingesehen habe: „und

dies sei ja wohl die Hauptsache.“ Dann sagt man doch besser: die Hauptsache ist, dass man wirklich hineingeht.

„Jesus“, sagt Weizsäcker weiter, „ist nicht nach Jerusalem gezogen, um sich dort töten zu lassen. Er ist aber auch nicht dahin gezogen, um das Fest zu feiern. Beides ist ausgeschlossen durch sein tatkräftiges Auftreten und das hoffnungsvolle Bild, welches dasselbe in der Erinnerung der Teilnehmer zurückgelassen hat. Alles weist auf einen großen Entschluss, kühnes Wagen, bestimmte Absicht hin. Die Zeit war gekommen, um im Herzen des Volkes die Entscheidung herbeizuführen, des Volkes, welchem doch in seiner Gesamtheit und Einheit der Ruf in das Reich bestimmt war.“ Jesus ist also in einem misslungenen Wagnis umgekommen! Melancthon sagt einmal, dass der Sohn Gottes principaliter in die Welt gesandt sei, ut fieret victima; die Synoptiker fassen den ganzen Weg Christi im Fleisch als einen Heraufzug nach Jerusalem, um sein Leben zu geben als ein Lösegeld für viele; der Mittelpunkt des christlichen Glaubens ist die freiwillige, heilig bewusste Selbstaufopferung des Sohnes Gottes (Joh. 17). Nach Weizsäcker macht er einen verhängnisvollen Missgriff.

Welchen Wert hat es bei dieser Beschaffenheit des Urteils über entscheidende Grundwahrheiten, wenn ich sage, dass das Buch auch namentlich in dem Abschnitt über die Gemeinde Vortreffliches und Lesenswertes enthält und seine Darstellung eine angenehme ist? Entscheidend ist doch bei solchen theologischen Hervorbringungen die Frage, wie der Verfasser zu den Hauptsachen steht. Das Buch muss jeden ernststen Freund der Wahrheit der Schrift und der Kirche tief traurig machen. Aber freilich, fast anderthalb Jahrhunderte mit dem Geist einer auflösenden Kritik getränkt, sind wir nur zu stumpf geworden und das Gefühl für die Ehre Gottes und seines Wortes ist uns geschwunden.

Doch gehen wir weiter! Auch dieses apostolische Zeitalter hat nur in gleicher Weise für jede nüchterne Betrachtung bestätigt, was die christliche Kirche immer geglaubt hat: dass zwischen den Uraposteln und Paulus keine Lehرداریenz bestanden hat; dass auch nicht ein Schatten eines Beweises darzubringen ist, dass die Urapostel das Gesetz Moses auch für Juden mit irgend welcher für das Heil notwendigen Verpflichtung wieder aufgestellt hätten; dass die christlichen Judaisten als falsche Brüder gekennzeichnet werden und nicht als „Sendboten von Jakobus“ nach Antiochien kamen, sondern nur von seiner Seite her aus seinen Kreisen; dass wir für die Entstehung der neutestamentlichen Schriften nicht über das erste Jahrhundert hinauszugehen brauchen. Wer mit ruhiger Erwägung das Buch liest, wird am Ende in dieser Auffassung nur bekräftigt werden. Das ist denn auch ein Gewinn, wenn auch vielleicht nicht der beabsichtigte.

Werfen wir noch einige Schlaglichter auf das Buch. Die Wunder, die man sich nicht vorstellig machen kann, sind bei Weizsäcker geistvolle und sinnige Allegorien, selbst von den Aposteln erdacht (S. 410), um ihren Meister zum Gegenstand der Lehre zu machen: symbolische Darstellung seines Wesens. Erst jetzt ist die historisch-kritische Forschung hinter das lang verschwiegene Geheimnis gekommen. Das Evangelium Johannis ist die Umbildung der historischen Gestalt in ein haggadisches Lehrstück! Und dies hat der Apostel gebilligt oder wenigstens nicht verhindert. Stand er so zu der Sache, so konnte er das Evangelium auch selbst schreiben, und die Annahme eines Jüngers als Verfasser ist ganz unnötig. Selbst das hohepriesterliche Gebet ist durch eine spätere Lehrbildung umgestaltet worden, vielleicht ganz erfunden. Überall im Neuen Testament die pia fraus; sie hat den größten Teil der neutestamentlichen Schriften hervorgebracht; nur die großen Briefe Pauli und der Philipperbrief haben einen heiligen Ursprung. Der Verfasser des Jakobusbriefes hat, indem er den Paulus bestreiten will, sich die Gedanken desselben angeeignet; „genau dadurch sollte die Berichtigung wirksam werden, dass er denselben eine andere Wendung und Folge gibt.“ Also er war ein diplomatischer Fuchs. Es fehlt nicht an heillosen Einfällen, wie dass Paulus nach Gal. 4,15 ein Augenleiden gehabt habe, und dass daraus der Verfasser der Apostelgeschichte die ganze so ergrei-

fende Geschichte der Blendung Pauli auf dem Weg nach Damaskus erdichtet habe; oder dass der Streit Pauli mit Barnabas ein Nachklang des Streites Pauli mit Petrus in Antiochien sei. Natürlich, hier ein Streit und da ein Streit. Ranke sagt von der Apostelgeschichte, dass sie gute Kunde mit einfacher Darstellung verbinde; aber was behält man im Vergleich mit dem großen Historiker hier aus dem Bericht des Mannes, der den Apostel Paulus begleitete und in seinem Geiste lebte und dachte!

Das Buch ist eine Auflage des alten Rationalismus in neuer Gestalt; wir können diesem Urteil römischer Stimmen nicht unrecht geben. Und dabei fordert man zum Kampf gegen Rom auf! Derselbe wird ja jetzt in Schwaben in einsichtiger und mutiger Weise betrieben. Gewiss ist es gut, wenn man den Feind ins Auge fasst und vom Schlaf und feigen Menschendienst sich erhebt. In allen Ländern ist die evangelische Kirche von Rom schwer bedroht. Aber hat der Rationalismus ein Recht gegen Rom zu hadern? Auch wenn er es tut: es ruht kein Segen darauf. Er vermehrt nur die Macht des Feindes. Die Dinge gehen ihren gewiesenen Gerichtsweg, und das Buch von Weizsäcker ist nur eine weitere Etappe in der Verstörung der Kirche der Reformation. Vielleicht haben wir aber noch die Hoffnung, dass wenn Rom einmal wieder ans Leben greift nach alter blutiger Methode, dann auch wieder wahre evangelische Bekenner auftreten, edler gesinnt als ein Geschlecht, das die Autorität der Schrift verloren hat und die Rechtfertigungslehre nicht mehr versteht. Es ist nur eine Frage der Zeit, wie lange dieser moderne Protestantismus noch besteht. Denn was alt ist und sich ausgelebt hat, ist seinem Ende nahe. Die Trümmerstücke der biblischen Kritik, die auf dem Meer herumtreiben, sind ja nur ein Beweis, dass tief unten das Schiff schon versunken ist.

Solche Bücher wie das von Weizsäcker haben zuletzt fast mehr noch ein psychologisches als ein wissenschaftliches Interesse. Man fragt sich, welche inneren seelischen Vorgänge haben in einem Theologen stattgefunden, dass er sich von einer jahrhundertelangen Tradition, die auch das Feuer der Reformation bestand und die die Schrift als eine heilige in Ursprung und Inhalt ansah, bis dahin losgerissen hat, dass er diese Schrift als eine profane nach Ursprung und Inhalt betrachten musste. Ich meine, eine solche Betrachtung könnte nur durch einen heißen inneren Kampf, durch anhaltende, Leib und Seele erschütternde Stürme gewonnen worden sein, bis man endlich zu dem festen vor Gott und Menschen gewiss gewordenen Ergebnis kam: die ganze Christenheit hat sich in der Betrachtung des Neuen Testaments getäuscht: die Wahrheit und die Ehrerbietung vor Gott selbst erfordern es mit dem Glauben der Alten gründlich und durchgreifend aufzuräumen. Haben aber solche innere Kämpfe *nicht* stattgefunden, ist man bloß nachgiebig dem Strom der Zeit gefolgt, die überall die Kennzeichen eines tiefen Abfalls von Gott und seinem Wort trägt, wie wollen die Kritiker der furchtbaren Verantwortung entgegen gehen, die ihnen *als Lehrer* ganz besonders droht.⁴⁷

47 Die Theologen des Unglaubens und der Kritik, die die Kirche zur Wüste machen, haben das Bedürfnis, sich gegenseitig zu versichern, darum sagt Harnack von Weizsäckers Buch: Es ist m. E. das kirchenhistorisch bedeutendste Buch, welches wir seit Ritschls Entstehung der altkatholischen Kirche erhalten haben. Das Kirchenblatt von Württemberg hat es auch maßlos gelobt, denn Charakter- und Urteilslosigkeit blühen hier. Es gibt wenige Theologen in Schwaben, die noch die Wahrheit öffentlich aussprechen.

VIII. Der Prophet Jeremia von Anatot

Am Ende dieses Jahrhunderts kann man getrost sagen, dass sich die N. T. Kritik völlig ausgelebt hat. Es sind die Delirien von Absterbenden, wenn wir die phantastischen Schwindeleien eines Völter, Vischer und Spitta über die Offenbarung Johannis anhören, oder eines Völter und Steck über den Römer- und Galaterbrief. Bei solchen Arbeiten hat schon das Urteil der natürlichen Vernunft gelitten, von geistlichem und theologischem Verständnis ist selbstverständlich keine Rede mehr.

Was hat doch die N. T. Kritik für Resultate gewonnen? Nach unendlichen Mühen über die Synoptiker hält es Godet in seinem Kommentar zum Lukas für das natürlichste und einfachste, bei der alten Traditionshypothese von Gieseler stehen zu bleiben, die auch dadurch befestigt werde, dass die Evangelien wahrscheinlich gleichzeitig entstanden seien. Was hat die Kritik bei den paulinischen Briefen erobert? Kein einziger Kritiker stimmt mit dem andern überein und das große Geschrei von „Wahrheitsinn“, „Wissenschaftlichkeit“ etc. hat eitel Verwirrung geschaffen und zuletzt im eigenen Lager der Kritiker die Schwerter gegen einander gezückt. Die Kritik ist im N. T. zuschanden geworden. Nur tief zu bedauern sind diejenigen, die ihre Kraft und theologische Jugend noch an solche nutzlosen Untersuchungen verschwenden. – Wichtiger ist es, die Kritik im A. T. ins Auge zu fassen, denn hier wird sie noch lange ganze Schwärme von Hypothesen erzeugen. Der Boden ist sehr günstig, weil es sich um viele Jahrhunderte handelt. Über Jeremia hat Lic. Marti geschrieben und er ist meist günstig beurteilt worden, sein Traktat enthält aber viele schwerwiegende Fehler, auf die wir aufmerksam machen wollen, da sie in mancher Hinsicht lehrreich sind. Marti gehört dem Kreise junger alttestamentlicher Theologen an, die sich sehr frei gegenüber der Schrift stellen. Bei solcher Stellung kommt man dann gewöhnlich selbst zum Fall. S. 16 lesen wir von dem gerechten König Josias, dass er „mit dem Halten von Zucht und Sitte selber ernst gemacht zu haben *scheine*.“ Es scheint nicht nur so, sondern war wirklich der Fall nach dem Bericht des Buches der Könige und nach den klaren Worten des Jeremias Kap. 22,15: Dein Vater, aß und trank er nicht? Aber er übte Recht und Gerechtigkeit, darum ging es ihm wohl. V. 16: Er sprach Recht für Elende und Arme, darum ging es ihm wohl. Ist nicht solches die Erkenntnis meiner, spricht Jehovah. Josias lebte also in der Erkenntnis des Herrn. Wie hier Josias nicht sein Recht empfängt, so gleich darauf Jeremias. Es ist nicht wahr, dass „seine Stellung zu der Proklamation des Gesetzes schon zu Anfang mindestens eine zurückhaltende war“, vielmehr steht er mit aller Kraft für den Bund ein, den der König mit dem Volk errichtet. Kap. 11: Und Jehovah sprach zu mir: Rufe alle diese Worte aus in den Städten von Juda und in den Straßen von Jerusalem und sprich: Hört die Worte dieses Bundes und tut sie! Deutlicher kann man doch nicht reden. Marti meint, der Prophet habe wohl Sympathie, aber nicht Übereinstimmung mit dem Bund gehabt. Welch ein Bild hat er von dem Propheten! Dieser lobte oder verwarf. Wohl sah der Prophet ein, dass der Bund nicht gehalten werde, aber umso mehr bestand er darauf. Nirgends ist bei ihm eine Spur zu finden, dass er „den Versuch, ein offizielles Glaubensbekenntnis aufzustellen, als eine Überschätzung des Wertes solcher Unternehmung bekämpfe.“ Hier wird der Prophet zum modernen Theologen gemacht, der sich auf der Flucht vor Glaubensbekenntnissen befindet.

S. 20 ff. ist die Rede von der Klage des Propheten über den Tod des Königs Josias. Gewiss hat er anders geklagt als das Volk. Er fühlte Gottes Zorn. Er wird darum auch in *seiner* Weise Klagelieder gedichtet haben. Wunderlich sagt nun Marti: „Von Jeremias besitzen wir keine Klage über des Königs Tod und wenn die Chronik (II, 35,25) berichtet, dass Jeremia Trauerlieder über Josia verfasst habe, so hat sie dabei wohl die Jeremia zugeschriebenen Klagelieder im Auge.“ Solchen Unsinn kann nur ein moderner Kritiker schreiben. Der Chronist soll Klagelieder über den Fall Jerusalems mit Klagen über den Tod des Josias verwechseln! Was wird dem armen Chronisten nicht für ein Maß von Dummheit aufgeladen. Als ganz Juda und Jerusalem über Josias klagten, hat natürlich

auch der Prophet in diese große Klage eingestimmt – ja, mit viel mächtigerem Gefühl als das Volk – oder sollte er still und stumm sein bei solchem Elend? Und warum soll es nicht eine Sammlung von Klageliedern, der gesammelte Nachhall der Totenfeier, gegeben haben? Es gab viele Klagelieder in Israel. S. 22 wiederholt sich der Irrtum, als ob der Missbrauch der Reform des Königs Jeremias zum Gegensatz gegen die Reform überhaupt treiben konnte. Man kann kaum etwas Verkehrteres sagen.

S. 28 haben wir wieder einen Beweis, in welcher Art moderne Theologen denken. „In gleicher Linie, wie die Hoffnungsfreudigkeit des Propheten Habakuk, wenn schon lange nicht auf gleicher sittlicher Höhe (!) mit Habakuk. liegen auch die Erwartungen des später zu nennenden Propheten Chananja, dem Jeremia entgegentreten musste.“ Chananja büßte seine Vermessenheit mit dem Tode – und dieser Irrgeist wird hier mit Habakuk verglichen! Was bekommen die alttestamentlichen Theologen unsrer Tage nicht alles fertig! Die Autoritäten, die Marti in seinen Anmerkungen anführt, sind Wellhausen, Stade, Duhm, Kuenen – also bekannte unreine Geister, die den jungen Theologen verführt haben. Eine Menge Halbheiten, schiefe Urteile durchziehen die Schrift. Auf einige wichtige Dinge wollen wir doch noch aufmerksam machen. S. 39 lesen wir in einer kurzen Anmerkung: Somit ist, wenn auch nur auf kurze Zeit, gegen Jeremias Wort (36,30) doch ein Sohn Jojakims auf den Thron gekommen. Jeremias sagt von Jojakim: Er soll keinen Sohn haben, der da sitzt auf dem Thron Davids. Damit hat also der Prophet eine falsche Weissagung nach Marti ausgesprochen. Jojachin, der Sohn Joiakims, war kaum hundert Tage Regent – heißt das *sitzen* auf dem Thron Davids? Nachher hat er 37 Jahre lang in Ketten geschmachtet in Babel. Ich denke, Jeremias hat recht behalten. Es tritt uns hier aber die Eigentümlichkeit mancher biblischer Weissagung entgegen. Anfänglich scheint sie nicht einzutreffen, um dann bald mit um so größerem Gewicht hereinzuschlagen. Hundert Tage spielte er noch König, den das prophetische Wort schon gestürzt hatte – aber wie war dann seine Zukunft! S. 46 haben wir wieder eine seltsame Anmerkung: „Jeremia vertraut Jahwes Plänen, darum ist er nicht ungeduldig, wie Habakuk und Chananja, und daraus ist auch seine fast unerschütterliche Ruhe zu verstehen.“ Hier werden wieder Habakuk und Chananja zusammengestellt – sehr bezeichnend für die moderne Theologie, bei der Wahrheit und Wahn zusammenläuft – und weiter ist Jeremias ein ebenso bewegtes Gemüt wie Habakuk. Die Ruhe des Propheten ist *aus Gott* – damit ist aber ein tiefes Gefühl ihrer Menschlichkeit verbunden, Angst und Unruhe. Wir machen immer Helden „nach Fleisch“ aus ihnen. S. 54 wird statt der 30 Mann, welche den Jeremias aus der Zisterne zogen, die Konjektur 3 Mann vorgeschlagen. Die 30 Mann waren aber zugleich auch bei dem leidenschaftlichen Hass der Fürsten Schutzwache. Bei einigem Nachdenken braucht man keine Textverbesserungen. Der „Schluss“ bringt noch „unerfüllte Weissagungen“ des Propheten. Das ist ja eine beliebte Provinz des Unglaubens. Damit entzieht man sich dem Gehorsam des Wortes Gottes. Man ist auf seiner kritischen Höhe weiser als die Propheten. Aber man wird mit dieser Anmaßung zuschanden. Marti sagt: Jojakim durfte gegen des Propheten Worte (22,18-19; 36,30-31) zu seinen Vätern sich legen (2. Könige 24,6). Richtig sagt Kleinert bei Riehm: „Aus 2. Könige 24,2 möchte man schließen, dass Jojakim von jenen Raubscharen erschlagen wurde und auch sonst wird die kurze Notiz (2. Könige 24,6) durch die gewiss eingetroffenen weil in die Sammlung aufgenommenen Weissagungen Jeremias 22,18 f. und 36,30 dahin erörtert, dass sein Ausgang nicht bloß unbeklagt, sondern jeglicher Ehre beraubt war.“ Über Jojachin haben wir schon gesprochen. Ferner meint Marti: „Nebukadnezar erschien erst in Ägypten (568) als Pharao Hophra seinen Thron an den Usurpator Amasis hatte abtreten müssen.“ Man kann sagen: Hat sich Jeremias in seinen bestimmten und gewaltigen Weissagungen gegen Ägypten geirrt, so ist er überhaupt eines Namens des Propheten nicht wert. Wie steht aber nun die Sache? Marti kennt doch Schrader und dieser sagt bei Riehm: „dass Nebukadnezar *wiederholt* mit Ägypten zu schaffen hatte, konnte man zwar aus den so be-

stimmten Äußerungen des Jeremia (Kap. 43,10 ff.; 46,13 ff.), sowie des Hesekiel (Kap. 29,17-30,19), schon längst schließen; dennoch wurde, dass Nebukudnezar wirklich eine Invasion in Ägypten gemacht habe, vielfach bezweifelt, da die Angabe des Berossus bei Josephus in der Regel anders gedeutet ward und nach unsrer Ansicht auch zu deuten ist, sonstige zuverlässige Berichte aber über einen solchen Zug nicht existierten. Zunächst nun aber scheint schon durch die ägyptische Inschrift festzustehen, dass Nebukadnezar im 27. Jahre des hesekielischen Exils, d. i. im Jahre 572 in Ägypten, wo damals Hophra-Apries auf dem Thron saß, einfiel und bis nach Syene und die Grenzen von Kusch-Äthiopien (Hes. 29,10) vordrang. Sodann ergibt sich aus einer neuerdings ans Licht getretenen, dormalen im britischen Museum aufbewahrten, von Theophilus Pinches, dem Verfasser dieses Artikels, im Originaltext mitgeteilten Keilschrift, dass Nebukadnezar später *noch einmal* (568) gegen Ägypten zog.“ Wo bleiben nun die unerfüllten Weissagungen?

Nachher meint Marti: „Der Prophet weiß es zu gut, dass die Aufgabe des Propheten ja nicht darin besteht, kommende Ereignisse vorherzusagen.“ Das ist seltsam geredet. Allerdings lebt und wirkt der Prophet in einer Zukunft, die Gericht und Heil bringt und diese seine ringende Arbeit ist auch von den deutlichsten Prädiktionen durchzogen. „Wir dürfen, sagt Marti, wenn wir dem Propheten gerecht werden wollen, unser Augenmerk nicht richten auf die Erfüllung seiner Weissagungen.“ Welch ein Mut gehört dazu, solche Torheit niederzuschreiben. Diese spricht sich am Schluss noch so aus: „Unter den bekannten einzelnen Gestalten im A. T. konnte wohl Jeremias allein sagen, was der 73. Psalm ausdrückt: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ Er allein? Im Gegenteil, alle wahren Frommen des A. T. haben das gesagt – alle Kinder Gottes auf welche Psalm 73 hinweist. Schließlich wird dem Propheten durch falsche Auslegung eine Notlüge angeschrieben: „Es musste dieses Zuges doch gedacht werden.“ Zöckler und Stöcker haben die Schrift gelobt: bei der vielen Rezensierarbeit haben sie dieselbe wohl kaum ordentlich gelesen. Es ist eine schülerhafte Arbeit und passt ganz in den Kreis der frechen Geister Stade, Wellhausen, Duhm und Kuenen.

Wenn man an die Betrachtung der Propheten herantritt, soll man bedenken, dass es Männer sind, die vom heiligen Geist getragen sind. Ich denke, man kann sich fragen, ob man selbst das Wehen dieses Geistes schon gespürt hat. Auch hat man alle Ursache, vor ihnen zu zittern, denn wenn Jeremias mit seinem Worte einen falschen Propheten tötet, so geht offenbar Feuer von ihnen aus. Weiter hat man sich sorgfältig mit den Erklärungen der Reformatoren bekannt zu machen. Das waren Männer, die Ähnliches erfahren hatten, wie die Propheten und die sie darum verstanden. Die Exegese der Reformatoren ist immer noch viel zu wenig gekannt und erschöpft. Unsre jungen Theologen beginnen die Erklärung der Schrift immer mit ihren Zeitgenossen. Es hat schon vor uns gelehrte Männer gegeben. Auch Benedikt Michaelis und Zinzendorf über Jeremias sind wertvoller, als der ganze Schwarm Stade, Wellhausen etc. Die Arbeiten dieser Männer werden einmal sehr gering taxiert werden, wie unsre ganze moderne Theologie keine Geschichte haben wird. Unsre Anmaßung ist zwar groß, unsre Erfahrung aber sehr gering – und unser Wissen mittelmäßig.

Vorsicht, heilige Scheu, Furcht Gottes, Erfahrung – wer davon nichts hat, lasse die Hände von dem heiligen Buche weg.

IX. W. Henry Green über die Zusammensetzung der Genesis

Green ist Professor des Alten Testaments am Princeton-Seminar und hat ausgezeichnete Werke über den Pentateuch im apologetischen Sinne geschrieben. Mit Professor Warfield zusammen wehrt er sich auch neuerdings gegen die Revision des Westminster-Bekenntnisses. Seine Studenten sollen ihm darin folgen. Green hat gegen Colenso (1863), über Moses und die Propheten (1883), über die hebräischen Feste in ihrer Beziehung zu den neuen kritischen Hypothesen über den Pentateuch (1885) geschrieben. In einer Reihe von Essays, welche in New-York über den Pentateuch erschienen, hat er in einem über die Zusammensetzung der zehn ersten Kapitel des Exodus⁴⁸ berichtet und in klarer überzeugender Weise dargelegt, dass die Urkundenhypothese ein Irrtum ist.

In der Zeitschrift „Hebraica“, eine Quartalsschrift für semitische Studien (Hartford, Connecticut bei Drawer), von William R. Harper, Paul Haupt und dem Deutschen Hermann Strack herausgegeben, hat er in einer Reihe sehr sorgfältig gearbeiteter Artikel, Kapitel für Kapitel, die Komposition der Genesis nach den neusten Behauptungen untersucht. Er ist wohl vertraut mit deutscher Wissenschaft. Die alten und neuen sogenannten Autoritäten in diesem Gebiet von Astruc bis Kautzsch-Socin und Jülicher kennt er. Mit der größten Sorgfalt und minutiöser Genauigkeit werden die sprachlichen Unterschiede und die sachlichen Verschiedenheiten besprochen. Geradezu musterhaft ist die eingehende, langsam fortschreitende Untersuchung. Bei jedem Kapitel wird wieder mit neuer Frische das verschlungene Netz der kritischen Behauptungen in die Hand genommen und Masche für Masche betrachtet. Und was ist das Ende von aller dieser das Thema erschöpfenden Arbeit? Wir wollen dieses Schlussergebnis hier mitteilen. Es dient zur großen Befestigung für den Glauben an die Einheit der Genesis. Green schreibt: Wir haben nun das kritische Studium über das Buch der Genesis zu Ende geführt und wollen nun hier still stehen, um in wenigen Worten die Ergebnisse unserer Untersuchung zusammen zu fassen. Die Kritiker behaupten, dass der Wechsel des Namens Gottes in der Genesis nur durch die Annahme richtig beurteilt werden könne, dass das Buch aus verschiedenen Urkunden zusammengesetzt ist, von denen jede eine besondere Bezeichnung für Gott habe. Vollziehe man nach diesem Prinzip die Teilung, so werde man finden, dass jede Urkunde die Kennzeichen einer verschiedenen Autorschaft habe: besondere Diktion und Stil, besonderen Plan und Zweck, besondere Auffassung von Geschichte und religiöser Wahrheit. Wie stimmt nun die Wirklichkeit mit dieser Behauptung?

Der Wechsel der göttlichen Namen, so sahen wir, kann bequem richtig beurteilt werden von der Bedeutung und dem allgemeinen biblischen Gebrauch der Namen selbst, während derselbe nicht in Übereinstimmung mit den Hypothesen der Kritiker gebracht werden kann. In wiederholten Fällen begegnet Jahwe, wo nach der Hypothese dies nicht sein dürfte, so 15,1.2; 17,1; 20,18; Kap. 22; 28,21 und wenn Dillmann recht hat, dass Kap. 14 dem Elohisten gehört, in V. 22. Elohim und El Schaddai begegnen ebenso an unpassender Stelle 4,25; 7,9; 43,14 und fordern eine Trennung von eng zusammenhängendem wie 33,5.11; Kap. 48 etc. Trotz der größten Anstrengungen und den scharfsinnigsten Einfällen ist die Einheit der Urkunden nicht durchzuführen. Indem man wichtige Sätze herausreißt und sie von ihrem eigentlichen Zusammenhang ablöst, ist das Kunststück gelungen, J (den Jehovisten) durch die Flutzeit zu bringen und P (Priesterkodex) durch die Anfänge der Geschichte Abrahams. Der Redaktor (R) hat uns wohl diese Schnitzel bewahrt, aber welch ein Licht fällt auf ihn selbst, dass er die wichtigsten Teile seiner Quellen durchaus nicht mitteilen wollte! Dies wird geradezu gefährlich in dem Leben von Isaak, Jakob und Joseph, wo zugestandene großartige Lücken in jeder der sogenannten Urkunden aufstoßen. Und überall erscheint die Tatsache, dass eine Urkunde sich bezieht oder ausdrücklich darauf anspielt, was nur in der anderen mitgeteilt ist, so

48 Den Anfang dieses Essays habe ich in der „Reformierten Kirchenzeitung“ übersetzt. Januar 1890.

dass Dillmann behauptet: J gebrauche E und Jülicher: P ziehe J und E zusammen. Und in der Tat, eine ungezwungene Betrachtung der Sachlage beweist, dass alle Urkunden eng miteinander verbunden sind durch gegenseitige Beziehungen und Verflechtungen als wie auch durch die Gleichheit des Plans und Zweckes. Sie können darum unmöglich unabhängig abgefasst und niedergeschrieben sein. Bei dem Bemühen, die Urkunden zu trennen, gefällt es den Kritikern, *Parallelerzählungen* vorzuschreiben. Genesis 2 wird als zweiter Schöpfungsbericht behandelt, während er richtig sich an Gen. 1 anschließt als die Einleitung zum Fall. Gottes eigener Entschluss, die Flut zu senden, Gen. 6,7, wird zusammengeworfen mit seiner Erklärung dieser Absicht *an Noah* 6,13; seine Annahme von Noahs Opfer, 8,20-22 mit seinem darauf folgenden Bund mit Noah, 9,1 ff. – als wären dies identische Wiederholungen, welche verschiedene Erzähler beweisen.

Und so in vielen Fällen. Aufeinander folgende Teile derselben Handlung oder verschiedene Elemente, die bei derselben hervortreten (das menschliche und das göttliche 30,37 ff.; 31,7 ff. oder verschiedene Motive für Jakobs Reise, 27,42 ff.,46 oder für den Hass gegen Joseph 36,4.8) werden umgedreht in verschiedene Berichte derselben Sache, während sie tatsächlich gegenseitig sich fordern und ergänzen. In haarsträubender Weise sind so von Wellhausen und Dillmann die sogenannten Dubletten gewonnen, in denen jede emphatische Wiederholung oder Erweiterung so betrachtet wird und für ein Anzeichen von irgend einem eingebildeten Parallelbericht angesehen, von dem nur noch die zertrümmerten Bruchstücke vorhanden sind. Parallelen werden weiter in völlig verschiedenen Ereignissen gefunden, welche doch in Personen, Zeiten, Orten und Verhältnissen anders geartet sind: nur eine allgemeine, leicht erklärbare Ähnlichkeit liegt vor. Die Ähnlichkeiten werden erst aufgespielt, um die Gleichheit zu beweisen und dann die Differenzen zu ebenso vielen Widersprüchen in den einzelnen Berichten gesteigert. Widersprüche werden dann durch Abschnitte vermehrt, die man isoliert hat und ohne alle Not so deutet, dass sie mit ihrem Zusammenhang auseinander gehen. Jede Unwiderleglichkeit, dass der Text einheitlich sei, wird willkürlich aus dem Text durch die Bemerkung herausgeworfen, dass hier der Redaktor ausgeglichen habe, z. B. 7,7-9; 13,1; 15,7; 16,8-10; 26,1.15; 35,9 etc.

Ein ganz rätselhaftes, sprunghaftes und unverständiges Verfahren wird bei R. angenommen: ein Angriff auf seine Ehrlichkeit und seine Vernunft. Der Arme muss alles verantworten, was nicht mit der Hypothese stimmt. Nehme man auch an, es hätte so ein Jemand existiert und in dieser Weise gearbeitet, so bleibt es doch ganz unmöglich, sich irgend einen vernünftigen Begriff von seiner Methode und seiner Absicht zu machen. Man sagt nun, der Mann habe an einigen Stellen sorgfältig die kleinsten Fragmente seiner Quellen bewahrt, obgleich sie eine überflüssige Wiederholung seien von dem, was schon ausführlicher in anderen Urkunden gestanden hat, und dann wieder übergeht er verschiedene breite und entscheidende Teile derselben.

An einigen Stellen bewahrt er unverändert, was doch einen Widerspruch ergibt, während er an anderen Stellen sorgsam Widersprüche ausgleicht und verschiedenen Stücken durch Umstellung oder durch Beifügung von Eigenem eine andere Färbung zu geben versucht. Zuweilen hält er seine Urkunden ganz unterschiedlich in Sprache und Form, dann wieder verwischt er ihre Eigentümlichkeiten oder mengt sie unauflöslich zusammen. Alle diese wechselvollen Bemühungen sind nötig, um die Hypothese sauber durchzuführen. Aber darüber urteile ein jeder selbst – ist jemals solch eine Vereinigung von Widersprüchen in irgend einer lebenden Person vereinigt gewesen? Der einzige Beweis, dass sie gelebt hat, sind nur diese ihr aufgebürdeten widersprechenden Dinge.

Die Verschiedenheit des Stils und der religiösen Auffassung, welche den Urkunden aufgeprägt wird, ist eben so falsch wie die anderen Beweise, welche man für ihre gesonderte Existenz anführt.

Erschreckende Listen von Wörtern und Phrasen werden zusammengeschichtet als das besondere Eigentum von diesem oder jenem Dokument. Und der erste Eindruck, wenn diese gewaltige Armee aufmarschiert, ist natürlich der: dagegen lässt sich nichts sagen. Aber nimmt man Lexikon und Konkordanz zur Hand und prüft sorgfältig diese Details und untersucht genau ihre eigentliche Bedeutung, so sieht man, dass sie schlechthin nichts beweisen für den Zweck, dem sie dienen soll.

Wörter sind nicht mechanisch aufzuzählen, sondern müssen geistig geprüft werden. Sie sind Zeichen von Gedanken. Dass sie sich verändern mit dem Gedanken, der ausgesprochen werden soll, beweist nicht verschiedene Schreiber. Ein Schriftsteller verliert nicht seine Eigenheit, wenn er Wörter an einer Stelle gebraucht, welche er nicht an einer andern gebrauchen *kann*. Eine große Zahl von Wörtern begegnen in J und E, welche nicht in P gefunden werden, und eine große Zahl von Wörtern in P, welche nicht in J und E sind, aber der Grund liegt offen.

Gleich von vornherein kann man beobachten, dass die Wörter, die von den Kritikern den verschiedenen Urkunden zugesprochen werden, einer bedeutenden Sichtung bedürfen.

Ein gründliches Examen zeigt, dass viele Wörter in gleicher Weise in anderen Urkunden vorkommen oder sehr selten in ihrer angenommenen Urkunde vorkommen, also weder eigentümlich noch charakteristisch für dieselbe sind. Sie haben darum gar keinen Wert für den Gesichtspunkt.

Außerdem – alles, was P in der Genesis zugeschrieben wird, außer der Genealogie, ist die Schöpfung 1,1–2,3 und was man für seinen Bericht in der Flutzeit hält 6–9. Der größte Teil von Wörtern, die hier P eigentümlich sein sollen, begegnen uns in keinem anderen Teil von P in der Genesis – warum soll es denn nun befremden, wenn sie nicht in einem Stück von J gefunden werden?

Anm.: Der Redaktor ist der Ruin der ganzen Pentateuch-Kritik. Solche stimmführende Persönlichkeit soll in ihrem unlauteren und verschlungenen Charakter aus den läuternden Leiden der Exilszeit hervorgegangen sein! D. Z.

Sie gehören zu der Beschreibung der großen und weltumfassenden Ereignisse, welche alle lebenden Wesen betraf, wie können sie wiederkehren in Erzählungen von dem einfachen täglichen Leben irgend eines Menschen? Die Bezeichnungen für Gottes Bund mit Noah kehren wieder bei der Bundesschließung mit Abraham. Diejenigen, welche das Geschlecht und die Spezies der Tiere betreffen, kommen in ritualen Vorschriften wieder, welche sich mit diesen Beziehungen befassen. Aber eine viel größere Zahl technischer Ausdrücke des Ritual findet man in J Gen. 1-11 z. B. die Seele, Osten, Gold, Onyx-Stein, die Rippe, Brot, Staub, Mantel, Hand, Cherubim, Opferung, Fett, Herde, das Haupt erheben, Sünde, Tür, Fluch, Ungerechtigkeit tragen, Angesicht Jahwes, Zelt, Vieh, Erz, Eisen, Wein, Taube, Olive, Altar, Opfer, Brandopfer, süßer Geruch, Wein, Nacktheit. Die Liste von Wörtern, welche den J Stücken von Gen. 1-14 und dem Ritualgesetz gemeinsam sind und die nicht in den P Stücken der Genesis vorkommen, kann man noch vermehren. Hat man nun nicht ein Recht zu sagen, die ersteren Stücke können ebenso gut ein Teil des Ritualgesetzes sein als die letzteren? Die J Stücke bieten tatsächlich mehr Zusammenklänge mit dem Ritualgesetz als die P Stücke. Was die Genealogien betrifft, habe ich oben den Beweis geliefert, dass Kap. 5 eng verbunden ist mit 2-4 (J), ebenso als auch mit 1 (P).

In dem letzten Teil der Genesis von 12-50 werden zwei Kapitel P zugelegt: 17 und 23, das erstere Kapitel betrifft die Institution der Beschneidung, wo man die Phrasen des Ritualgesetzes erwarten darf, das andere den Verkauf der Höhle von Machpelah mit gesetzlichen Formalitäten. Die Verheißungen von Kap. 17 und die Verhandlung in Kap. 23 beziehen sich mehrmals – und das ist natürlich

– auf die Sprache in diesen Kapiteln. Sonst hat P nur noch die Genealogien und kurze Festsetzungen über den größten Teil der Wanderungen der Patriarchen oder von ihrem Alter und Tod. Der ganze Erzählungsstoff ist J zugeteilt oder geteilt zwischen J und E. Natürlich die Wörter und Phrasen solchen Materien eigentümlich und P zugeteilt finden sich in P und solche, welche sich gewöhnlichen Berichten anpassen, sind bei J und E. Da braucht man aber keine verschiedenen Schriftsteller anzunehmen. Nur in einem Kap. 34 sind die Kritiker genötigt durch die Anspielung auf die Beschneidung P einen Anteil an der Erzählung einzuräumen und da ist das Resultat lehrreich. Der Stil von P ist dort ganz derselbe wie der von J und die Kritiker sind auf wilder See wie die Abgrenzungen zu bestimmen. Es ist von uns auch gezeigt worden, dass die Paragraphen, welche die Wanderzüge der Patriarchen melden, enger mit J als mit P verbunden sind; dass Kap. 17 (P) unlöslich verbunden ist mit den vorhergehenden und folgenden Kapiteln und dass es alle die Eigentümlichkeiten besitzt, die es in dieser aufsteigenden Reihe haben muss; und dass die Mitteilungen von dem Alter der Patriarchen nicht allein P zugesprochen werden können ohne gewaltsam den Zusammenhang zu zerreißen. Einmal setzt die Kritik spielerisch ihr Vertrauen auf ein Kriterium und nachher gibt sie es wieder völlig auf. Während sie behauptet, die Urkunden in einem großen Maßstab durch die Verbindung ihrer getrennten Teile darzustellen, zerreißt sie in vielen Instanzen, was aufs engste miteinander verbunden ist durch notwendige Verflechtung oder ausdrückliche Anspielung: so bricht sie ihren eigenen Hauptschlüssel und entkräftet ihre eigenen Folgerungen. Die beiden Formen der Teilungs-Hypothese in Kap. 12-50 stoßen auf die entgegengesetzten Hörner eines Dilemmas. Die Ergänzungs-Kritiker, die nur *einen* Elohisten anerkennen und übereinstimmend E als einen Teil von P betrachten, können keine Kennzeichen aufweisen, durch welche sich P von J unterscheidet. Die anderen, welche *zwei* Elohisten haben durch Trennung des E von P, überlassen dem letzteren nur unzusammenhängende und beziehungslose Fragmente, welche ganz unvernünftig einmal eine besondere Urkunde gebildet haben sollen.

Zwischen J und E ist kaum eine andere Unterscheidung des Stils versucht als die von Jehovah und Elohim. Es gibt keine anderen Charakteristika. Auch keine theologischen Differenzen sind vorhanden: wo sie sich zeigen, hängen sie eben mit dem Gottesnamen zusammen. Die Teilungs-Hypothese hat keinen Grund in der Genesis.

Es war meine Aufgabe, durch diese Untersuchung lauter und gründlich alle die Argumente zu Gunsten der kritischen Teilung der Genesis zu prüfen. Ich bin nicht von vornherein ein Gegner der Teilung. Kann man sie loyal und ohne destruktive Tendenzen, wie dies doch gewöhnlich geschieht, durchführen, so möge es sein. Aber soweit ich sehe, ist die Sache nicht beweisbar. Trotz allen kritischen Geschreis und vieler gelehrter Namen bleibe ich bei der alten Tradition von der Einheit der Genesis. Kann die Teilungs-Hypothese in der Genesis aus literarischen Gründen sich nicht halten, *so kann sie es anderswo noch viel weniger*. In den historischen Teilen des folgenden Pentateuch und in dem Buch Josua ist die Analyse der Kritiker weit verwickelter und nichts anderes als trostlose Notwendigkeit, eine Hypothese durchzupressen, die man nun einmal angenommen hat. Die Hypothese verliert mehr und mehr bei ihrem Fortschritt.⁴⁹

In den gesetzgeberischen Teilen des Pentateuch beruht die Frage schon nicht mehr auf literarischen Kennzeichen, sondern auf einem ganz verschiedenen Prinzip: sind die Institutionen und Bestimmungen des Pentateuch das Wachstum von Jahrhunderten oder die Gabe eines einzelnen Geistes? Hier muss die Schlacht um die Autorschaft Mosis geschlagen werden. Keineswegs liefern unsere Untersuchungen, die wir bis jetzt gaben, dafür einen negativen Beitrag. Wir haben die sog.

49 Im Buch Josua haben wir eine „kritische Seiltänzeri“, die die reine Komödie ist. – Neuerdings hat Klostermann die Teilung der Urkunden nach Jehovah und Elohim für wissenschaftlichen Tod erklärt. Z.

Anachronismen des Buches der Genesis geprüft und haben nichts gefunden, was gegen die Entstehung durch Mosis streiten könnte. Sie hat ihre gute Bestimmung als Einleitung zum Gesetz. Und ist das Gesetz durch Mose gegeben, wie man zu allen Zeiten glaubte und wie die Schrift wiederholentlich bezeugt, dann ist auch die Genesis sein Werk. –

Soweit Green. Diese klaren Auseinandersetzungen werden indessen nicht verhindern, dass noch fernerhin unsere armen Studenten mit diesen verworrenen Hypothesen gespeist werden. Die finsternen Stricke des Taumels sind zu groß, als dass man sie noch zerreißen kann.

X. Predigten

Blicke in die Zukunft über die wachsende Macht des Papsttums und über die Stellung der evangelischen Gemeinde

nach Matthäus 24,4-13.

Betrachtung am Reformationsfest 1871

(Unverändert.)

Von einem Freund Luthers wird erzählt, dass er noch ganz befangen und verfinstert im Papsttum bei einer Ablassverkündigung vernahm, dass es neben dem mit Geld zu bezahlenden Ablass noch einen Ablass der Sünden gebe, der ganz umsonst aus der freien Güte des Papstes *an die Armen* geschenkt werde. Obwohl vermögend genug den Ablass zu bezahlen, lag doch in ihm ein merkwürdiger Drang *den* Ablass zu empfangen, der ohne jegliche Geldzahlung *nur aus Gnaden* erteilt werde. Er ließ nicht ab mit Bitten und Flehen, bis man ihn zu dem Haufen der Armen schlug und ihm die Sünde vergab *ganz umsonst*. Wie dieser eine empfand, so empfanden damals viele: noch nicht von dem Lichte der Reformation beschienen, noch ganz in Unwissenheit wandelnd, haschten sie mitten in der Unwissenheit, mitten in der Finsternis nach Strahlen Lichtes. Es war ein mächtiges Verlangen nach freier Gottesgnade in der Reformationszeit, nach einer Vergebung der Sünden, die dem verlorenen Menschen ohne einen Heller von seiner Seite allein durch Gottes Wohlgefallen und Wohlwollen gegeben werde. Aus großer Not schrie man herauf zu einem Gott, der seine Gnade und Gunst an solchen verherrlichen sollte, die nichts besaßen und nichts verdienen konnten.

Solch Rufen wurde erhört: es kam das Wort der heil. Schrift *und heilte sie*, es kam mit dem Wort der Geist der Gewissheit, der sie lehrte, so dass sie durch sein Zeugnis wussten, was sie glaubten und in ihrem Glauben Sünde, Tod und Teufel trotzten. „Hätte das Papsttum“, sagt Luther, „sonst keine Sünde oder Irrtum gehabt, schon das wäre eine greuliche Blindheit, dass sie gelehrt haben, wir sollen immer hin und her im Zweifel gehen, wanken, ungewiss sein und an unserer Seligkeit zweifeln. Darum soll man lernen, dass Gott kein ungewisser, zweifelhafter und wandelbarer Gott sei, der viel Bedeutungen habe und wie ein ungewisses Rohr sei, sondern der nur einerlei Bedeutung habe und ganz gewiss ist, der da sagt: ich absolviere dich und spreche dich los.“

Von dieser Gewissheit war in gleicher Weise Calvin erfüllt, der alles, was er tat, wie vor dem Angesicht Gottes und seinem zukünftigen Richterstuhl tat, der, wenn er lehrte, *schwor* und wenn er schrieb, in dem Ernst und in der Felsenfestigkeit einer Überzeugung schrieb, die aus dem Gott geboren war, *der nicht lügen kann*, sondern in Wahrheit eine Welt aus ihrem Abgrund allein durch sich selbst gerettet hat.

Will man die Reformationszeit charakterisieren, so sage man, es war eine Zeit, in der unaussprechlich leiblich und geistig gelitten wurde – eine durch und durch unglückliche, jammervolle Zeit – und eben in diesen Leiden wirkte und waltete eine Macht des Lebens, der Wahrheit, der Erkenntnis Gottes, welche arme Sünder hoffärtig, trotzig, wohlgenut und unverzagt auf den Gott und Vater Jesu Christi machte und sie so mit ihm verband, dass sie durch die grausamsten Martern und wahrhaft höllische Qualen hindurch mit ihm verbunden blieben.

Es war eine Zeit, wo die Menschheit bekannte: wir haben den ewigen Tod verdient und empfangen das ewige Leben; wo sie über sich ein Urteil der Selbstverdammung sprach, wie es nie eine Zeit vorher getan hatte, sich völlig aufgab und für rettungslos untergegangen erklärte – und doch mitten im Elend bekannte, dass Gott sie liebe und wie unser Katechismus sagt: also in Christo ansehe, als

hätten sie nie eine Sünde begangen noch gehabt, sondern selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für sie geleistet hat.

Was ist evangelisch, wenn nicht dieses, dass ich gewiss bin, wie unser Heidelberger sagt, dass die Vermaledung, die auf mir lag, auf dem Sohn Gottes liegt und wir durch ihn von dem gestrengen Urteil Gottes erledigt sind, – was ist evangelisch, wenn nicht der Glaube des Triumphes über alle unsre leiblichen und geistigen Feinde durch Christum.

Ist dieses Evangelische noch in der Welt vorhanden, ist es in unserer Stadt, in unserer Gemeinde vorhanden? Es nennt sich der Trotz, der Gottes Wort verachtet, der freche Mund, der alles umstößt, nur nicht sein eigenes Ich, die Vermengung von Menschenwerk und Gotteswerk, mit der man sich selbst hilft und sich selbst bekehrt, die Phrase und ihr Getöse – dies nennt sich evangelisch, aber das wirklich evangelische ist aus der Welt verschwunden. Noch getröstet sich desselben eine verborgene Seele, die an sich selbst verzagt hat und nach Frieden ringt, – aber die Welt hat es verloren.

Der Herr stellt als die Kennzeichen der letzten Zeiten auf: Kriege auf Kriege, Krankheit auf Krankheit, Hungersnot auf Hungersnot, dabei falsche Christi in großer Menge und immer mehr verführend und verderbend, große Bedrängung seiner Gläubigen, welche verfolgt und getötet werden, Ärgernis auf Ärgernis wegen ihres Glaubens und der Nachfolge Christi. Überhandnahme der Ungerechtigkeit und allseitiges Erkalten der Liebe.

Nach diesen Kennzeichen wollen wir unsere Zeit ins Auge fassen.

Als wir im Juli 1870 unsre erste Kriegspredigt vor euch hielten, da sagten wir, die Unfehlbarkeitserklärung und die Kriegserklärung seien darum auf einen Tag gefallen, weil die Welt in Blut und Trümmern liegen müsse, nachdem sich ein großer Lügner für unfehlbar erklärt habe und sich als Gott auf den Thron Gottes gesetzt.

Wir sagten, der Krieg wäre der gewaltige Protest *Gottes* gegen die himmelhohe Anmaßung eines *Menschen*. Man konnte sich damals nicht in unsre Deutung finden, doch ist dieselbe nachher von vielen Seiten bestätigt worden.

Man hat auf die Verbindung von Rom und Frankreich hingewiesen, auf den großen Einfluss der Priester auf den Pariser Hof und besonders auf die Kaiserin, auf den bitteren Hass, den Rom gegen Preußen pflegt, ja man hat ausdrücklich den ganzen Krieg auf Anzettelung Roms zurückführen wollen, das nach seinem Konzilssieg die protestantische Vormacht brechen wollte. Die Besetzung Roms durch die Piemontesen, die Fraktion der Ultramontanen im Reichstag, die ganze römische Schilderhebung gegen das deutsche Reich hat den engen Zusammenhang des Krieges mit dem Papsttum ans Licht gestellt. Die Menschen meinen immer, ihre Gedanken von Freiheit und Fortschritt seien es, die die Welt bewegten, während in allen Jahrhunderten es das *Religiöse* bleibt, oder besser das Abgöttische und Götzendienerische auf der einen Seite und das Evangelium Gottes auf der andern Seite, was die Weltgänge leitet. *Der Priester ist hinter allem, es sei der Priester Gottes oder der Priester des Teufels*. Nur erst in zweiter Linie tritt bei den großen Ereignissen, die wir erlebt, Deutschland und Preußen in Betracht, in erster steht der Antichrist in Rom mit seiner Lästung und der wahre Christus im Himmel mit seinem geschichtlichen Gericht.

Man meine aber nicht, dass das Papsttum damit vernichtet sei, dass Christus im Unsichtbaren gegen dasselbe aufgestanden ist und ihm den Kelch seines Zornes an die Lippen gesetzt hat, im *Gegenteil*, von welchem unermesslichen Einfluss muss dasselbe doch sein, da allein durch solche Blutströme hindurch ein Protest gegen dasselbe geübt werden konnte! Wie erstorben und verschwunden muss doch jede *geistige* Macht auf Erden sein, die gegen den alten bösen Feind sonst ins Feld geführt wurde, dass allein mit Kriegswagen und Reitern gegen ihn etwas auszurichten ist! Wie gebro-

chen muss die Predigt des Evangeliums sein, wie verfälscht das Wort der Wahrheit, dass dasselbe gar nicht in dem großen Streit zur Geltung gekommen ist. Wie denn ja wirklich vonseiten der Evangelischen nichts Bedeutsames in der letzten Zeit getan ist, was auf die Völker Einfluss haben könnte. Gott hat uns keinen mächtigen Wortführer gegenüber der entsetzlichsten Schmähung Christi gegeben: die Kirche der Reformation war *nicht* auf dem Plan, als es galt.

Und dies beweist eben, wie die Welt dem Papsttum eigentlich schon völlig zum Raub gefallen ist und wie dies in der nächsten Zukunft sich sichtbarlich herausstellen wird. Der Krieg war gleichsam der letzte wunderbar ergreifende Protest Gottes gegen seinen die Völker verführenden Hasser in heiligem Rock, die Völker *sehen es, wem* sie dienen und wie solches die himmlischen Donner weckt, die dem letzten Gericht vorausgehen; *sie sehen es, aber sie haben Gott nicht geglaubt* und taumeln nun ganz und gar in die Arme der großen Buhlerin.

Oder wo zeigt sich etwas, was dem Wachstum des Papsttums Widerstand leisten kann? Ja, *gesegnet* sei der Staat, der im Norden Deutschlands noch in seinen Schulen die Wacht für das Wort Gottes hält und so noch für eine Zeitlang die Volksfäulnis aufhält; gesegnet seien die Fürsten, die sich vor dem Herrn beugen in ihrer Not, gesegnet sei jeder vereinsamte und verachtete und geschmähte Evangelist in unsrer zerfallenen Kirche, der eine Ahnung hat von dem, was das Evangelium der Reformatoren war und der sich nicht mit dem herrschenden Schriftgelehrtentum befleckt, – *ja sie seien gesegnet*, aber sie halten die römische Überflutung nicht auf.

Denn ihr dient fast alles, was in der Gegenwart Einfluss hat.

Wir wollen hier nicht davon sprechen, was Rom in sich selbst für großartige Mittel gewonnen hat in dem absoluten Papst, in dem Orden der Jesuiten, „diesen gottesfürchtigen Arbeitern im Weinberg des Herrn“, in der Beherrschung der Presse, die überall mit plötzlichem Einfluss von ihm geschaffen oder bestochen wird, in willenslos gehorchenden Bischöfen, in altem neu aufgefrischem Glauben – nein, wir wollen hinweisen auf das, was es bei *denen* vermag, die noch als seine Gegner gelten wollen. Wir meinen, die Welt ist *völlig römisch* auch außer Rom. Sie ist dies zunächst in der evangelischen Kirche. Vor allem in der Lehre, in welcher die Autorität der heiligen Schrift durch eine maßlose Kritik *zerrissen ist*, so dass ein Theologie Studierender von nichts weiß als von viel Kritik und von einem Herzen leer an Erfahrung, Glauben und Trost; in welcher die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, die Gerechtersprechung des Gottlosen vor dem Richterstuhl Gottes allein um der Gerechtigkeit Christi willen *nicht mehr verstanden wird*, so dass der bedeutendste Theologe, den die Gegenwart gehabt, vor seinem Tod hierin die heillosenste Verwirrung angerichtet hat; in welcher alle Grundgedanken für die Bekehrung und das geistliche Leben des Menschen *rein römisch* sind, denn sie ruhen auf der Freiheit des menschlichen Willens, auf der entscheidungsvollen Mitwirkung des Menschen, auf dem sogenannten sittlichen Charakter desselben, der auch nach dem Fall in seinen Grundzügen dem Menschen geblieben sei.

Auf diesem Boden ruht ja die ganze römische Theologie und sie hat wie ein Sauerteig des Verderbens alles durchzogen, was auch unter uns gelehrt und gepredigt wird, so dass es für den, der die Reformatoren kennt, eine große Lüge ist, dass das noch gelehrte Evangelium *das Evangelium derselben sei*. Es ist für jeden, der mit der jetzt herrschenden protestantischen Lehre in dem heißen Kampf seines armen Herzens sich auseinandergesetzt hat, diese nichts als das, was man das Sittlich-religiöse nennt, eine feine Moral oder Ethik, in der der *Mensch* die Hauptsache und *Gott* die Nebensache.

Man weiß nichts mehr von dem gänzlichen Verderben des Menschen, von seiner unbeschreiblichen Ohnmacht, in der er untüchtig ist zu einigem Guten und geneigt zu allem Bösen, von seiner to-

talen geistigen Erstorbenheit – und davon ging die Reformation aus – und darum weiß man auch nichts von einer wahrhaftigen Bekehrung zu Gott, von wirklichem, in schweren Sünden haftendem Trost des heiligen Geistes, von einem Glauben, der da spricht: *ob er mich auch in die Hölle werfe, so will ich dennoch auf ihn hoffen.*

Es ist alles Schein und fromme Phrase geworden und das Ende von allem Lehren ist, dass der Mensch *auf sich selbst geworfen wird*, um zuletzt zu verzweifeln und zu erstarren, wenn ihm der heilige Geist seine bodenlose Verlorenheit, seine unermessliche Armut und die Gerichte der Ewigkeit offenbart.

Eine Kirche ohne *die Grundsäule der Wahrheit*, ohne die Lehre, dass der Mensch *Fleisch sei, nichts als Fleisch und dass in solchem Fleisch Gott geoffenbart sei*, um solches Fleisch allein durch sich und die Allmacht seiner Gnade zu erretten, eine solche Kirche arbeitet zuletzt nur für Rom.

Dahin treibt auch der Hader der Parteien, von denen die einen, die *Lutheraner*, in den Vorstellungen, die sie von den Sakramenten, von dem Amt, von der äußeren Kirchenherrlichkeit haben, *römisch sind*. Hat man ein in unserer Provinz geschriebenes Volksblatt gelesen, so weiß man, dass in alle dem, was von seinen Artikeln *zuletzt praktisch im Herzen sitzen* bleibt, es römische Irrlehre ist. Wir kennen kein einziges kirchliches Blatt, das in den protestantischen Grundwahrheiten durchschlagend befestigt ist; es sind nur wenige öffentliche Stimmen, die durchglüht sind von wahrer heiliger Liebe für die Wahrheit und die Leiden der Reformation, *wie* diese waren, nicht wie wir sie uns verfälschen. Auf der großen kirchlichen Versammlung in Berlin ist es mit Wohlgefallen und mit Händedruck von Seiten der Angesehensten aufgenommen worden, als sich ein Professor aus Leipzig dahin erklärte, dass alle drei Konfessionen gleichberechtigte Formen des Christentums wären. Nun so wird die magere Kuh die fetten verschlingen.

Und was *viel mehr noch*, als alles dies in Betracht kommt – um so mehr, als ja nicht die Pastoren und die Küster die Gemeinden bilden, sondern *das Volk, das Volk sie bildet – eben dieses Volk* hat nichts mehr von den evangelischen Grundwahrheiten. *Nichts mehr?* Wir sprechen damit nicht zu viel aus. Wir sind 11 Jahre in dieser Stadt tätig und wir haben in der Masse *auch nicht die mindeste reformatorische Wahrheit gefunden*. Wie oft bin ich auf die Frage: warum musste Christus sterben, ohne richtige Antwort geblieben, wie oft wusste man nichts davon, wie der Sünder vor Gott gerecht ist. Ein solcher Zerfall aller populären evangelischen Religion im Volk ist noch nie dagewesen. Es sei in Ehrfurcht vor den Vertretern unserer Stadt gesagt, aber würden sie nicht alle einem jesuitischen Examen zum Raub fallen, in dem nicht mit den Redensarten von Humanität und Liberalismus gefochten werden soll, sondern mit kirchlichen und biblischen Gedanken?

Was noch in einzelnen Familien unsrer Stadt lebt und was nach menschlicher Betrachtung ganz gut ist, das ist das *römische*, wir meinen die gesetzliche Verpflichtung, öfters zur Kirche zu gehen. *Dieses legale, dieses rechtliche* ist ja das römische, denn was macht die Römischen groß, wenn nicht das blinde Gesetz, dem sie folgen. Und würde nicht der Menge unsrer Stadt bei ihren Festbesuchen *auch eine Messe* genügen, in der man für kürzere Zeit seinen Leib einer Geduldsprobe unterwürfe?

Man hofft gegen diese Macht Roms bald von diesen bald von jenen Einrichtungen Hilfe, aber die Synoden mehren nur die Ermattung; man hofft sie von den Neuprotestanten.

Diese Spötter werden noch von ganz anderen, viel frecheren Spöttern verdrängt werden. Man treibt nur die um das letzte Vätergut bestohlenen Massen leer und kahl in die Kirchen des Papstes. Denn *das Volk will und muss* eine Anbetungsform haben, es sei *für die Jahrhunderte die Lüge* und der abgöttische Dienst des Papstes, es sei *für kurze Augenblicke das Licht des Evangeliums*.

Auch die Liberalen mit ihren mannigfaltigen Schattierungen sind für Rom, denn sie predigen ja *Gewissensfreiheit*, und nichts ist dem Papst angenehmer – nur muss man das auch in den Paragraphen der Verfassung aussprechen, – sie predigen ja *Toleranz*, und das ist ganz in dem Sinne einer Kirche, die so lange Toleranz in halbevangelischen Staaten verlangt, bis sie die allein bevorzugte, allein mächtige und allein gut dotierte ist.

Alle die durch den modernen Phrasendienst ausgelehrten und ausgekehrten Gemüter, werden sich in der Zukunft mit dem immer mehr vorschreitenden Rom *versöhnen und ihm die großartigsten Zugeständnisse* machen. Ein bedeutender Priester mit seinem Einfluss auf die Frauenwelt – und das deutsche Weib ist viel abgöttischer und äußerlich frommer als das romanische, weil noch bewahrter und gesitteter – hat mehr zu sagen, als eine ganze Kammermajorität.

Sollen wir noch weiter die Macht Roms in der Gegenwart ausführen – unsere Seele ist noch voll Gedanken und Zorn über die große Hure, *wie sie jetzt ist*, aber ich sehe sie in der Zukunft, *und da ist sie noch viel schrecklicher*.

Rüstet euch, dass ihr von allen Seiten von den Römischen umgarnt werdet, immer mehr drängen sie vor, immer weitere Gebiete eignen sie sich an. Die wandernde Arbeiterbevölkerung, das Zusammenschütten der Menschen, die leichten Verbindungen bringen sie überall hin. Noch wenige Jahrzehnte und wir werden das beobachten können; beobachten können – *mit Gleichgültigkeit*. Denn so werden wir dann gesinnt sein. Teilnahmslos, herzlos wird man einer Kirche anheimsinken, die ja *auch* eine Kirche ist und *auch* das Religiöse vertritt. Es wird *kein* Schmerz die Völker durchzucken, dass sie wieder die Götzen anbeten, die ihre Väter *verbrannt* haben; keine große Klage wird an den Stätten der Reformation sich erheben, dass sie wieder das alte mit Feuer ausgetriebene Wesen in sich aufgenommen haben. Die falschen Propheten werden *viele* verführen und man wird sich des *nicht* wundern. Von Amerika und England werden sie die Geldmittel bringen und mit Geld alles möglich machen. Sie werden wie Retter und Beglückter aufgenommen werden in Tagen, wo die Armut zügellos geworden ist und alle Ordnungen des Lebens verwüstet; wo kein weltliches und bürgerliches Regiment hilft und wo nur das alte Haus der Kirche noch feststeht und in sich wenigstens gemaltes Brot für die gänzlich Verhungerten darbietet. Der wankende Staat, alles fleischlich Zitternde und Zagende, alles, was Halt sucht, wird sich an die Götzenbilder anlehnen, die *uralt sind* und deren Gold und Silber *noch immer* glänzt. Die eisenbahnfahrende, luftbeherrschende, rastlose Zeit wird todmüde zu den Füßen derer sitzen, die Harfenlieder spielend aufs neue die Straßen der Nationen durchwandelt und an sich lockt die einst bebesessenen und nur für kurze Zeit verlorenen Kinder.

Das alles sagen wir auch nicht als ein Träumer oder falscher Unglücksprophet, sondern nach den Worten unseres Herrn, der bis ans Ende sieht die falschen Propheten sich mehren und *viele* verführen.

Es gibt aber *keinen Betrug*, der so *unüberwindlich* als das Papsttum ist, denn er trägt tausend *Wahrheitselemente* in sich und eben mit denen täuscht er. Er hat das apostolische Glaubensbekenntnis, aber er versteht es nach der Auslegung des Teufels, des Lügners von Anfang; er hat Christum wahren Menschen und wahren Gott, aber er ist im fernen Himmel und der Papst regiert für den Abwesenden. Er hat die Taufe und wir erkennen sogar die Taufe als eine christliche an. So bleibt denn das Papsttum bis ans Ende der Tage, wo dann Christus den Antichrist töten wird mit dem Hauch seines Mundes und es den Völkern zeigen wird mit seiner herrlichen Selbstoffenbarung, *dass der größte Betrug und die schrecklichste Verführung und die boshafte Sünde eben da ist*, wo man seinen Namen nennt, wo man *sein* Wort hat, wo man *seine* heilige allgemeine Kirche sein will, wo man *alles für Gott und mit Gott getan haben* will und es war alles – eine furchtbare, jahrhundert-

lang gepflegte *Lüge*. Dann werden die Völker heulen und wehklagen und sprechen: ihr Berge fällt über uns und ihr Hügel bedeckt uns.

Wenn wir solcher Macht und solchem Sieg des Papsttums entgegengehen, welches wird dann die Stellung der Gemeinde Christi sein?

Auch in Zeiten, wo die Kriege sich mehren als wären sie selbstverständlich, wo die Erde mit Leichen gedüngt wird, wo allerlei Not und Schrecken die Völker bedecken, wo sich Pest und Cholera mehrt und immer neue Plagen aus dem Abgrund des Verderbens auftauchen; wo dann weiter die Verführung der Kirche und die Verführung des souveränen Menschengenies auf die Höhe steigt, wo also *gelitten* und *betrogen* wird und *darum auch wieder* maßlos genossen, gegessen und getrunken, gefreit und erworben wie in den Tagen Noahs, ehe die Flut kam – *auch in solchen Zeiten gibt es eine Gemeinde Christi*, eine wirklich *evangelische* Gemeinde, ein Volk des Herrn, eine Herde seiner Weide, Schafe seiner Hand. Diese Gemeinde ist jetzt verborgen, und leidet an dem langsamen Feuer der Gleichgültigkeit, aber sie tritt wieder einmal hervor, *und welche Gestalt hat sie dann?*

Ich sehe sie – *und sie ist ein Schlachtschaf*; ich sehe sie und sie ist überantwortet in Trübsal; ich sehe sie und sie wird gehasst von Jedermann und dem Tode überliefert.

Was war sie in der Reformationszeit? Luther singt: Die Asche stäubt in alle Lande. Calvin sagt: ich wandle zwischen Scheiterhaufen. Was war sie in den Niederlanden? Unzählig Tausende sind getötet worden und der einzelne schätzte sein Leben keinen Groschen wert. Was war sie in Frankreich? Die Seine hat mit ihren Leichen getrieben. Ja, was ist die Gemeinde Christi in den Zeiten gewesen, wo der Geist der Gnade und des Gebetes, der Geist der Wahrheit und Liebe auf ihr ruhte? Ich sah, sagt Johannes, die Seelen der um des Zeugnisses Christi willen Getöteten unter dem Gebetsaltar und hörte sie rufen: Herr, wie lange rächst du unser Blut nicht an denen, die auf Erden wohnen. Da, wo wirklich Christus und seine Gemeinde ist, da ist Verfolgung, Angst, Leiden und sichtbarer Untergang. Wo wirklich Christus ist, da ist das Schwert hinter den Seinen her und sie werden geschlachtet.

Solchen Zeiten geht die Gemeinde des Herrn wieder entgegen. Es wird die Tenne gefegt und die Spreu fliegt in alle Winde, das Korn aber wird in die Scheuern gesammelt. Das Wachstum des Papsttums wird zunächst alle die falschen evangelischen Elemente herüberziehen, die immer schon mit ihm gebuhlt haben; angesehene, einflussreiche Männer werden übertreten; die große Masse wird gleichgültig zwischen beiden Richtungen hin und her schweben, bis sie auch zuletzt an vielen Orten sich für das derbe und massive entscheidet. Ist einmal ein großer Landstrich gewonnen, so drängt die Menge vor, drückend wie harte Steine und Sand auf die Wagen des Staates und der Weltbewegung, wegrißend, wegschleppend, was noch schwachen Widerstand leisten will. Immer bedeutungsvoller wird die römische Volksagitation, sie erreicht großartige Formen. Dann werden alle die sich beugen, die da sagten, dass sie evangelisch wären, es aber nie waren; dann wird Vergleich auf Vergleich geschlossen, hier ein wenig und da ein wenig nachgegeben werden; man wird um ein elendes Leben feilschen, um eine halbe Existenz ringen. Abfall auf Abfall tritt ein. Die Sterne am Himmel der Kirche erlöschen und fallen herunter. Und was noch stehen bleiben will, wird durch den letzten Sturm vernichtet werden: durch Folter, Marter, Qual und Tod. Es wird wieder gebrannt und enthauptet werden. O wehe denen, die diese Zeiten erleben, wehe unsern Enkelkindern, wie können sie stand halten, wie können sie bis ans Ende beharren! Schrecklich, wenn diese Tage kommen, wer will sie ertragen, wer will treu sein bis zuletzt, damit er selig werde!

Sagt doch nicht: solche Dinge sind unmöglich in unsren Zeiten. Es ist alles möglich, wie uns das Konzil und der Brand von Paris gelehrt haben. Zeiten materieller Verfeinerung, scheinbarer, weich-

licher Gesittung schlagen oft in die schrecklichste Barbarei und den *grausamsten Blutdurst* um, in eine Verfeinerung der Quälerei, die das Teuflische des Menschen offenbart. Marc Aurel, der römische Kaiser, war ein feiner Moralist und hat mit kaltem Blut die römischen Christen verbrannt; dem Zeitalter der Reformation geht zur Seite das Zeitalter der neuerwachten klassischen Bildung und Pflege der Antike, – man wird die Christenmarter zu erneuern beginnen. Es werden sich die sogen. Liberalen und die Römischen die Hände reichen, um die Gemeinde des Herrn umzubringen. Und dies wird geschehen, *als wäre es nichts Bedeutendes*. Da wird ein Bekenner, der den Heidelberger Katechismus in seinem Herzen und auf seinen Lippen trägt, der die päpstliche Messe für eine vermaledeiete Abgötterei, der Christum für den einzigen Trost im Leben und im Sterben und den Papst für den Antichrist erklärt, – wie ein großer Narr betrachtet werden und ein alberner Einfaltspinsel, dem man mit Recht seinen Kopf vor die Füße legt. Sie werden mit den Getreuen des Herrn *tun, was sie wollen* und sie wie Gassenkehricht achten.

Alles gibt ein Mensch für seine Haut, sagt der Teufel von Hiob, er kennt uns gut: so lange die Haut nicht angegriffen wird, glaubt es sich leicht, da glaubt ein Mensch so viel und so wenig wie er will, und ist halb evangelisch halb römisch, wie es der Welt beliebt. Doch wenn die Sturzwellen der Not über ihn hereinbrechen, wenn es heißt: Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, lass fahren dahin, dann bleibt *allein* getreu, was aus Gott geboren war, was nicht sündigen kann, das heißt, was nicht abfallen kann, was den ewigen Geist der Gnade und Erbarmung in sich trägt, was mit Gott und Menschen gerungen und überwunden hat.

Die frommen Schwätzer, die hochgelehrten Redner, die Alleswisser – mit denen ist es dann gänzlich aus, sie sinken unter die Hand des Priesters und beichten ihre Sünden. Aber das arme und elende Volk, das geschmeckt hat das Allmächtige und Freie der Gnade, die wunderbare Liebe Gottes in Jesu Christo; das empfunden hat das Untrügliche des Zeugnisses des heil. Geistes – es lässt sich martern, brennen und töten, es lässt sich schlachten und gibt das Bekenntnis *nicht* auf, bewahrt den Glauben und errettet durch Schwert, Feuer und Glut *seine Seele*.

Dann werden sich Geschichten wiederholen, wie jene von den fünf Studenten, die von Genf im Sommer 1555 aufbrachen, um in Savoyen, ihrem Vaterland, das Evangelium zu predigen. Sie wurden gefangen genommen und nach Martern getötet. Der eine, Johann Vernutius hatte auf die Anklage, es wäre eine teuflische Vermessenheit, wenn man seines Glaubens gewiss sein wolle, gesagt: der Glaube gründe sich auf gewisse Verheißungen Gottes und sei kein zweifelhaft menschlich Empfinden.

Bei dem Vorwurf, die Schar der Evangelischen sei so klein, wies er auf die kleine Schar zur Zeit der Sündflut hin, auf den schmalen Weg, den wenige wandern, auf die Erfahrung zur Zeit der Apostel, wo überall ihrer Sekte widersprochen wurde. Als man später sie als tote und faule Gliedmaßen erklärte, die vom Leib der römischen Kirche abgeschnitten würden, sagten sie: das ist uns ein gewiss Zeugnis, dass wir der wahren allgemeinen christlichen Kirche, die den Herrn Christum für ihr Haupt erkennt, Glieder sind, dieweil uns der Antichrist von seiner Kirche verstoßen hat.

Herrliche Briefe haben sie aus ihrem Gefängnis geschrieben, wie sie kein einziger Student unter uns schreiben kann. „Als wir zu Genf waren“, schreibt der eine, „da waren wir kalt und nachlässig, wenig und schläfrig dachten wir an Gott und seine Wohltaten. Als es uns aber in unserem Vaterland nicht nach unserm Wunsch ging, da fingen wir an unsre Zuflucht zu Gott zu nehmen, mit größerem Ernst und Eifer zu beten und in der heil. Schrift zu lesen, uns untereinander zu trösten und ganz und gar auf Gott zu verlassen. Habe darum größere Lust an Armut denn an Reichtum, an Not denn an Frieden.“

Ja, in den letzten Zeiten mehren sich wieder die Verfolgten und Gemarterten und halten zusammen in wahrer Liebe, in heiligem Geist, in Treue bis zum Tode, bis zuletzt ihr Geschrei übermächtig wird und Christus *plötzlich aufbricht*, um die Seinen zu erretten.

Stellen wir uns auf die Höhe der Betrachtung, wie sie die Worte des Herrn geben, so wird man bei großem Schmerz über die Gegenwart, doch wieder frei und klar. Man weiß, was wahrhaft die Welt bewegt und entzieht sich dem Kleinen und Jämmerlichen, was meint, es rede etwas Bedeutsames mit in den großen Gang der Dinge. –

Zum Schluss aber sagen wir euch: Fürchtet euch nicht vor Menschen, ob sie uns auch bestürmen. Ich will euch sagen, spricht der Herr, vor wem ihr euch fürchten sollt: fürchtet euch vor dem, der Leib und Seele verderben kann in die Hölle.

Ja, solche Furcht ergreifen die unter uns, die noch ein Verlangen haben, ihre Seele zu erretten.

Aus solcher Furcht kommt Weisheit.

Amen.

Der Rat Gottes in dem Rat der Bosheit

Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren und sahen, was Jesus tat, glaubten an ihn. Etliche aber gingen hin zu den Pharisäern und sagten ihnen, was Jesus getan hatte. Da versammelten die Hohenpriester und die Pharisäer einen Rat, und sprachen: Was tun wir? Dieser Mensch tut viele Zeichen. Lassen wir ihn also, so werden sie alle an ihn glauben. So kommen dann die Römer, und nehmen uns Land und Leute. Einer aber unter ihnen, Kaiphas, der desselben Jahres Hoherpriester war, sprach zu ihnen: Ihr wisst nichts, bedenkt auch nicht: es ist uns besser, ein Mensch sterbe für das Volk, denn dass das ganze Volk verderbe. Solches aber redete er nicht von sich selbst, sondern weil er desselben Jahres Hoherpriester war, weisagte er. Denn Jesus *sollte* sterben für das Volk, und nicht für das Volk allein, sondern dass er die Kinder Gottes, die zerstreut waren, in Eins zusammenbrächte. – Von dem Tag an ratschlagten sie, wie sie ihn töteten. (Joh. 11,45-53.)

„Es ist ein undankbares Geschlecht!“ – *Wer?* Die Juden? – Ja, *sie* und *wir* mit ihnen; denn was sie tun, tun *wir* auch. – Jesus hatte das: „Lazarus, komm heraus!“ gerufen, und der schon stinkende Tote war herausgekommen. Ein Wunder ohne gleichen war in Israel geschehen; die Auferstehung hatte sich in ihrer ganzen Herrlichkeit gezeigt. Tief beschämt sind die ungläubigen Schwestern; die vielen, die gegenwärtig waren, sind von der Tat ergriffen und werden zum Glauben an den Herrn bewegt. Er selbst steht da im Gefühl dessen, dass der Vater ihn allezeit erhört, und er wirklich *das Leben* sei, mächtiger als der Tod. Und *doch*, ja, *doch* machen sich etliche der Anwesenden hinweg, um die Ankläger des „Propheten, mächtig in Tat und Wort“, zu werden. Man sollte es nicht glauben, stände es nicht geschrieben, und – erführe man es nicht täglich: es sind wirklich etliche deren, die mit an dem Grab standen und mit die Worte hörten und mit die Wirkung vernahmen, hinweggegangen aus Bethanien nach dem nahen Jerusalem, um den erbittertsten Feinden Jesu, „den Mitgliedern der pharisäischen Sekte“, Anzeige von der Tat zu machen. Ja, es war eine Tat, wohl geeignet, um angezeigt zu werden, ja, um durch die Gassen Jerusalems ausgerufen zu werden bis in die Hallen des hohenpriesterlichen Palastes hinein, – eine Tat, wohl wert, um Himmel und Erde mitgeteilt zu werden; aber so künden *diese sie nicht* an. Sie können es nicht ableugnen, was er getan hat; sie ha-

ben es gesehen. Ein Toter, der lebendig wird, ist etwas Handgreifliches. „*Es ist geschehen*; – aber, wenn je, so hat er sich jetzt als ein großer Zauberer bewiesen, der unter höllischem Schutz arbeitet; – wenn je, so ist jetzt ein unerhörtes Blendwerk geschehen – oder wie es auch sei: *es ist geschehen; aber es darf nicht geschehen sein*. Vernichten, verderben müssen wir es.“

In diesem Sinne sagen sie an, was Jesus getan hat. Er hatte schon viel getan, was gewaltigen Zündstoff gegen ihn aufgesammelt hatte; die Auferweckung des Lazarus aber wirft gleichsam die Bombe hinein. O, nicht ihr Herz, nicht ihr Vertrauen, nicht ihre völlige Hingabe gewinnt diese Gottes-Tat; – im Gegenteil! „Jetzt gilt es; jetzt muss er herunter! Jetzt *er*, oder *wir*! Jetzt Jesus, oder der hohe Rat!“ Es war ein bedeutsamer Tag; es war eine wichtige Kunde. Ja, es war eine hochfeierliche Versammlung, als die Hohenpriester und die Pharisäer zu diesem Synedrium, zu der Sitzung zusammentraten, in der über den Totenerwecker verhandelt werden sollte.

Den Vorsitz führte der zeitige Hohepriester. Das war Kaiphas; das heißt: „der Fels“. Er war aber kein Fels, sondern ein freisinniger Mann von der liberalen Schule der Sadducäer, ein charakterloser Intrigant, ein schlauer Rechtsmann, der sich länger als seine Vorgänger, die (nach dem Missbrauch der Römerherrschaft) durch Kauf und Bestechung schon länger fast jedes Jahr wechselten, in seinem Amt zu halten wusste. Ihm zur Seite standen die *früheren* Hohenpriester, welche Ehrenmitglieder des hohen Rates waren, lauter Hofmänner, verschlagene Menschen. Die Majorität der Versammlung aber bildeten die orthodoxen Pharisäer, – eifrige, gewalttätige Leute, die alles daran setzten, um ihren Einfluss zu behaupten. Es war unter ihnen allen sonst immer viel Hader; jetzt aber waren sie einig, und Liberale und Orthodoxe reichten sich die Hände, um Jesum zu beseitigen. Wir haben hier eine Oberkirchenrat-Sitzung von einer Bedeutung, wie noch keine in Israel gehalten war. Es galt die Zukunft der Kirche, des Landes, des Wohles von Unzähligen.

Es gibt so Momente in der Weltgeschichte, von denen es abhängt, ob man den Weg des Lebens, oder des Todes betritt, wo sich das Erdreich in einer großen Kluft vor uns öffnet, und wir gleichsam die Entscheidung in der Hand haben, ob wir den „Abgrund sich schließen lassen wollen, oder ob er uns verschlingen soll. Welch eine Verantwortung! welch eine Beratung für den hohen Rat!

Man merkt indessen nicht an diesen erregten Männern mit den glühenden Gesichtern, dass sie mit aller Besonnenheit und Weisheit zu Werke gehen werden. Sie haben sich schon entschieden, ehe sie zur Sitzung kommen. „*Er muss fort*; denn er ist nicht der Sohn Gottes; er ist nur ein Verführer“ – wie solches geschehe, das ist ihnen noch zweifelhaft. Eine Frage brennt durch den Saal im Hause des Kaiphas: „Was sollen wir tun? Denn dieser Mensch, ja, dieser unausstehliche Mensch, – er sei verflucht! – er tut Zeichen auf Zeichen, und wir können sie nicht ableugnen. Nur dieses *Eine* wissen wir: er kann nicht von Gott sein; aber wie er seine Wunder tut, das begreifen wir nicht. Sein Zulauf wächst; er bekommt immer mehr Anhänger; ja, die ganze Welt läuft ihm schon nach, und *wir*; wir nehmen ab. Was sollen wir tun?“ – Ja, so fragen sich die hohen „geistlichen“ Männer; sie befinden sich in einer entsetzlichen Klemme. „Hier ist Rat und Einsicht teuer; was machen wir?“ Wisst *ihr* es nicht, und ihr seid doch die Lehrer und Meister? Wer soll es dann wissen, wenn *ihr* es nicht wisst? –

Ja, kommt Christus in die Welt, dann wissen die Weisesten nichts; dann sind die Gelehrtesten Toren, und, statt für ihn Partei zu ergreifen, sich auf seine Seite zu schlagen und Staat und Kirche in seine allmächtige Hand zu legen, werden sie zuletzt nur von Unglauben, Bosheit und Feindschaft regiert, um ihn zu verderben.

O, Mensch! es wird dir die Entscheidung nahe gelegt: „*Er ist es; übergib dich ihm!* Sieh! Er hat einen Toten ins Leben zurückgerufen; ist er nicht der Schöpfer aller Dinge? Ist er nicht der Erretter von Sünde und Tod?“ Doch nein; du fragst: „was soll ich tun? Ich muss ihn los werden!“ Denn:

„was sollen wir anfangen?“ – so beraten die Hohen weiter – „lassen wir ihn so frei walten und legen ihm keinen Zwang an, so werden sie noch alle an ihn glauben, und das Ende wird eine allgemeine Revolution sein gegen die Römer, und dann kommen sie und nehmen uns das Land und die Leute. Es gilt Zepter und Krone; es gilt die heil. Stätte, in der Gottes Name wohnt; es gilt die ganze Nation! Um die höchsten Güter handelt es sich; alles steht auf dem Spiel, lassen wir ihn gewähren. Er ist ein Empörer gegen uns; er ist ein Empörer gegen die Römer, und, hat er einmal das Volk hinter sich, so bricht es durch, – und verloren ist alles. Unsere Lage ist so schwierig; nach allen Seiten muss man Rücksichten nehmen; man kann einem solchen Mann nicht freien Spielraum gewähren: – wir retten Altar und Haus, machen wir ihn unschädlich.“ – Ja, retten wollen sie, zusammenhalten, was schon überall auseinander brach; es sind die Männer der Vorsicht und Behutsamkeit, die weisen Regenten, die den Zusammensturz verhüten, – und was haben sie anders fertig gebracht, als dass die Römer kamen und zündeten ihren heiligen Ort an. –

O, wehe denen, die immer nur bewahren wollen, und sie verwerfen den, der allein errettet, – die da Kirche und Staat gründen wollen, und sie rauben Christo die Ehre, – die so sprechen: „gebaut, gebaut sei Land und Leute!“ und sie verwerfen den Eckstein! Ihr Ende ist Mühsal und Herzeleid, und sie gehen mit Schanden zu Grunde. Ja, so brüstet sich der Mensch: „ich will der Obrigkeit gehorchen; ich bin kein Aufrührer; ich bewahre Kirche und Staat, und das Volk liegt mir am Herzen.“ Und dabei wütet er gegen den sanftmütigen Jesus, der allein alles erhält und nicht auf den Gassen schreit, der auch vor Pilatus es beweist, dass er die Macht der Obrigkeit als von Gott gegeben anerkennt.

Nach vielem Besprechen ist im Synedrium noch keine Einheit; immer gilt noch das: „was sollen wir tun?“ Da wird endlich der Hohepriester voll Zornes. Es dauert ihm die Unschlüssigkeit zu lange; er erhebt sich, und indem er die Versammlung mit harten Worten niederdonnert, spricht er diktatorisch sein Urteil aus. Es geht in solchem Kollegium etwas hitzig, ja, oft auch etwas roh her, und man besudelt sich gegenseitig, wie man es wert ist. Es klingt nicht angenehm für diese angesehenen Räte, dass ihnen ihr Präsident sagt: „Ihr wisst nichts; auch habt ihr kurze Gedanken; es ist in euch allen keine rechte Überlegung. Ich, kraft meines Amtes und meiner Stellung übersehe euch alle, und da entscheide ich: es ist besser, dass dieser eine Mensch für unser geliebtes Volk sterbe, denn dass die ganze Nation zu Grunde gehe.“ – Kaiphas sagt einmal „Volk“, dann sagt er „Nation“, indem zuerst der Ausdruck gebraucht wird, der das Volk als das Gottes-Volk bezeichnet, dann der, der es mit den übrigen Völkern in eine Linie stellt. „Beides“, sagt somit der Hohepriester, „liegt mir am Herzen: die Verheißung, die unser Volk hat, und die politische Stellung, die es hat.“ Er ist ganz Volks- und Vaterlandsfreund. „Und was ist ein Mensch, wenn er mit seinem Tode das Volk vom Tode und Verderben errettet? wenn sein Untergang unser aller Leben wird? Macht eure Herzen weit! In wahrer Volksliebe bedenkt das Beste für Israel! Bedenkt das Heilsame für unsere ganze Weltlage, so wird euch dieser eine Mensch gering und wenig erscheinen vor unserem heißgeliebten, teuren Volk. Nein; er sterbe und werde ein Fluchopfer zum Heil des Volkes! Hinweg mit ihm, so bleiben wir und die Zukunft des Landes!“

Das war der Anschlag der Hölle, und sie sind ihm alle zugefallen und haben sich so erwiesen als die echten Kinder des Mörders von Anfang, der, wo er tötet, immer voll von Liebe und Humanität ist, nur von Gerechtigkeit und Wahrheit spricht. Das war der Anschlag der Hölle, und in ihm ist es offenbar geworden, dass die Weisesten und Besten, ja, die frömmsten und selbst die gelehrtesten Männer, die täglich in der Schrift forschen, die täglich beten, die alle Bildung und Gesittung in sich aufgenommen haben, wenn es zur Entscheidung kommt und die Stunde schlägt, – *nichts vermögen, als die Wahrheit zu töten.*

Das ist deine Geschichte, o Menschheit! und die eines jeden von uns! Kommt ihm Christus entgegen, – gilt es, für ihn mit vollem Glauben Partei zu ergreifen, so heißt's: „er gehe zu Grunde!“ Das wird auch so bleiben, bis er in den Wolken des Himmels kommt, und seine Feinde ihn sehen müssen. Was wundern wir uns nun, wenn sich dieser Art Sitzungen allezeit wiederholen? Es muss offenbar werden, dass kein Mensch aus sich selbst mehr vermag, als das Todesurteil über den Gerechten zu sprechen.

Mitten in dem Anschlag der Hölle ist der Rat des Himmels. Das verkünden wir jede Passionszeit; denn es geschieht hier nichts, was nicht geschehen *sollte*, was nicht vorher bedacht und vorher bestimmt wäre. Der hohe Rat handelt nach seiner Freiheit, und doch ist in aller menschlichen Freiheit die Notwendigkeit Gottes. Er handelt nach seiner Begierde; doch ist selbst in dieser Begierde noch die Gewalt der göttlichen Liebe, die unseres Heils begehrt, herrschend.

Wir kennen die Bedeutsamkeit der hohenpriesterlichen Stellung. Der Hohepriester vertrat das Volk vor Gott. Er empfing vom Höchsten für das Volk „*Licht und Recht*“, das ist: Belehrung und Aufschluss, Wahrheit und Entscheidung. Man befragte durch ihn Gott, den Herrn; er war in ungewissen Dingen gleichsam der Mund Gottes an das Volk. So konnte er denn auch, wo es einmal galt, Blicke in die Zukunft haben: er konnte *weissagen*.

Kaiphas hat sich in der Versammlung erhoben; er redet, was ihm sein Herz eingibt und was seine Zunge will, und doch – sieht die Weisheit und Allmacht Gottes! – er sagt hier (in seinem Amt) kein Wort, als was *Gott* will. Er hat es gefunden mit seinem Nachdenken, was in der schwierigen Sache die Klarheit bringt, und doch hat er nichts gefunden, als was von Ewigkeit her schon erdacht und gefunden war.

„Aber wie ist das möglich?“ – Hört! „Wer hat die Zunge gebildet? Wer ist ihr Meister? Ein Mensch nimmt sich wohl vor, zu reden; aber von dem Herrn kommt, was die Zunge sagen soll.“ – „Es ist kein Wort auf meiner Lippe, das dir, o Herr, verborgen wäre“, sagt der Psalmist (Ps. 139,4).

Erhebe dich, Kaiphas! Du bist in diesem ewig denkwürdigen Jahr Hoherpriester; erhebe dich mit aller Hoheit deiner Würde! Deine vielen Vorgänger, die jährlich wechselten, haben nicht geweisst; du aber redest nicht von dir selber; denn du bist „*in diesem Jahr*“ Hoherpriester. Du bringst nicht deine Weisheit hervor; du bist ein Prophet. Gott machte dich dazu, auch wenn du es nicht weißt.

„Jesus *sollte* sterben für das Volk.“ So war es in den Himmeln beschlossen, und die Räder der Weltgeschichte treiben fort, bis sie auf Golgatha stille stehn. O Ratschluss der Erbarmung! *Er sollte für das Volk sterben*. Es ist ein verdammungswürdiges, ein dem Tode und Verderben verfallenes Volk; wie wird es von dem Tode gerettet? Wenn Jesus für dasselbe stirbt. Wer als *nicht todeswürdig* durch den Tod vom Tode erlöst, der leidet seinen Tod *stellvertretend*.

Es gibt wenige Stellen der Schrift, wo das stellvertretende Leiden Christi so klar und bestimmt ausgesprochen ist, wie hier. Ein Hoherpriester belehrt uns hier über die stellvertretende Bedeutung des Todes Christi, – eben derselbe, der Christum zum Opfer machte. Denn wenn das Verderben des Volkes nur durch das Verderben „dieses Menschen“ beseitigt werden kann, so tritt *sein* Verderben an die Stelle *unseres* Verderbens. Das „für das Volk“ wird zugleich ein „*anstatt* des Volkes“; er leidet, damit das Volk nicht leide. Hier können Kinder die Bedeutung des Todes Christi verstehen.

Er *anstatt meiner!* Das höre ich hier aus hohenpriesterlichem Munde, und in der großen Not meiner Seele halte ich mich an diese Worte; denn sie geben mir allein Ruhe und Frieden. Ich bekenne es: ich bin des Todes wert; denn ich habe die Majestät des Himmels beleidigt; ja, ich bin des Todes wert; denn auch wenn ich ein Schriftgelehrter bin, kenne ich Jesum doch nicht, sondern berate mich

mit meines gleichen, wie ich ihn töte; aber gerade da hat er mich geliebt und hat meine Sache zu der seinigen gemacht und so mich durchgebracht im Gericht. Ich schwor mich, ihn zu Grunde zu richten; denn ich fühlte mich durch ihn bestraft; aber er schwor mir zu, mich zum Leben zu bringen, und kostete es ihn auch sein eigenes Leben. Da brach er mir zuletzt das Herz, und ich sank zu seinen Füßen hin. Fortan freue ich mich der Wahrheit: „*Er soll sterben, ja, er, – damit ich lebe.*“ –

Damit wir nun recht diese teure Wahrheit zu Herzen nehmen, zeigt uns Johannes noch näher die Weite und die Kraft des Todes Christi.

Er sollte nicht nur für das *jüdische* Volk sterben, für *das* Volk, aus dem nur ein kleiner Teil an ihn gläubig wurde, – die Übrigen sind bis auf den heutigen Tag verstockt, haben das irdische Glück des Geldes, regieren damit die christliche Welt und erwarten ohne Reuegefühl das zukünftige Gericht –, sondern außerhalb dieses Volkes hat er noch eine große Gemeinde zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Er liebt nicht nur sein Fleisch und Blut, Abrahams Samen nach der Natur, sondern ebenso und noch mehr alle die, die in der Ferne seines Vaters Kinder sind, ohne es zu wissen.

Es gibt Kinder Gottes in aller Welt. Es gibt ihrer auch da, wo du sie kaum erwartest. Aber sie sitzen wie die Perlen im Staube, wie die Edelsteine im Kehrlicht. Man kennt sie nicht; man achtet sie nicht; aber sie sind da und bleiben da. Sie werden nicht erst Kinder Gottes, wenn das Evangelium zu ihnen kommt und von ihnen geglaubt wird, sondern sie sind es schon vorher. Sie sind von Ewigkeit an Kinder Gottes genannt und werden in der Zeit mit diesem ihrem Namen bekannt gemacht. Es hat mancher den Stempel der ewigen Wahl, der es erst später einmal erfahren wird. Diese Kinder Gottes sind zerstreut, versprengt, verzettelt, wie verirrte und verlaufene Schafe. Sie kennen ihren Hirten nicht; sie kennen sich untereinander nicht. Sie treiben so steuerlos und ziellos in der Welt herum, mit dem tiefen Gefühl der Verlassenheit, des Fremd- und Ferne-seins. Aber Gottes Augen ruhen auf euch, ihr Verlassenen, die ihr in dem Jubel der Menschen erschreckt, bei ihrem Jauchzen und Spielen erbebt in dem Gedanken an Rechenschaft, an Vergeltung; – ihr werdet nicht in der Zerstreuung bleiben. Es kommt zu euch die Kunde, dass euer Hirte für euch gestorben sei, dass er eure Sünden getragen habe, dass er von euch genommen eine ewige Schuld; – ihr lebt auf in heiliger Freude. Wie *neu* ist alles geworden! – und indem ihr euch umschaute in eurer Freude, seht ihr auch andere, die sich mit freuen und mit einem mal seid ihr mit ihnen verbunden, seid mit ihnen *eines* Geistes und *einer* Seele, und was ihr vorhin nicht hattet, das habt ihr jetzt beides: einen Hohenpriester, der sein Blut für euch einsetzte, und Brüder und Schwestern, die mit euch an diesen Hohenpriester sich halten. Der Tod Christi öffnet euch das Herz für Gott und öffnet es für die Brüder, und wo vorher Schrecken war im Gedanken an Gott, und Vereinsamung in Bezug auf die Menschen, da ist jetzt Friede nach oben und Gemeinschaft nach unten.

Der Tod Christi macht uns bekannt mit unserer Kindschaft gegen Gott und unserer Brüderschaft mit den anderen, die auch aus Gott geboren sind. Er bringt zusammen auch was niemals dachte zusammenzukommen. Indem er allen Fluch beseitigt, gießt er Liebe zu Gott und Liebe zu den Brüdern ins Herz.

Wunderbar lieblich sind die Worte des Evangelisten Johannes: „*Er sollte* sterben, auf dass er die Kinder Gottes, die zerstreut waren, zusammenbrächte.“ Der Tod Christi ist die Gründung der Gemeinde, und darum ist es unmöglich, dass die Pforten der Hölle diese Gemeinde Christi überwältigen. Eine unter der Vergebung der Sünde stehende und damit gleichsam bedeckte Gemeinde Christi ist unsterblich. Kein Teufel, kein Mensch kann sie unterdrücken. Sie kommt immer wieder auf, und sie sammelt ihre Glieder aus Nord und Süd, aus Ost und West. Sie mag in einer Stadt aussterben, – sie grünt an anderen Orten wieder auf. Seid gewiss: der eine Mensch, der dafür sterben musste, hat das ganze auserwählte Volk bewahrt. Wüte darum, o Geist der Lüge und des Hasses! wüte, – das Blut

Jesu Christi redet besser, kräftiger, und schweigt nie still: Leben sollen alle Kinder Gottes! Aus Angst und Qual sollen sie aufatmen. Die Sünde soll sie nicht richten, der Tod nicht verschlingen. Sie brechen durch alles hindurch, und überwinden weit. Ja, es ist wahr: sie werden täglich geplagt; es ist ein Volk der Not und der Schmach; aber sie lassen die Wahrheit nicht fahren, dass es für sie gut, sehr gut gewesen ist, dass dieser eine Mensch starb für das Volk.

Es rauschen unsere Tage dahin; besinnungslos ist alles Fleisch; auch die Gläubigen kehren, leider! oft noch um zur einst verlassenem Ungerechtigkeit; – aber auch jetzt sind etliche vorhanden, die küssen nicht die Kälber der gottlosen Welt, noch ehren sie die Hohenpriester der scheinfrommen Welt; sie achten kein weltliches und kein geistliches Synedrium, sondern sie halten sich keusch und rein zu ihrem Jesus, dem die Krone der Liebe und der Gottheit bleibt, was auch die Lüge sagen möge. Sie haben es zu oft und zu tief erfahren, dass auf keinen Menschen und auf kein Menschenwort Verlass ist. Gelogen aber hat niemals diese Kunde: „Es ist uns besser, dass dieser eine Mensch sterbe für das Volk, denn dass wir alle zu Grunde gehen.“

Geschichtliches

I. Das inwendige Wort

I.

Die Reformation hatte in ihrem ganzen Verlauf stets mit zwei gleich gefährlichen Gegnern zu kämpfen: mit den Römischen außerhalb des eigenen Lagers und mit den schwärmerischen und fanatischen Evangelischen inmitten des eigenen Hauses. Dieser Streit nach zwei Seiten ist das erschütternde Schauspiel der Reformationszeit, oft tief beklagt von den Reformatoren, die hierin den furchtbaren Ernst ihrer Lage und Zeit erkennen, die alle möglichen Geister losgebunden und auf den Schauplatz gerufen habe. Das Alte, was einmal die christlichen Völker zusammengehalten hatte, war tief erschüttert, das Neue noch nicht fest gegründet und bot ein Feld des Versuches, auf dem sich die verschiedensten und widersprechendsten Gedanken äußern konnten.

Als die Trümmer der alten Kirche die Welt bedeckten, fanden die Reformatoren eine feste Stellung in der Unfehlbarkeit und Gewissheit der heiligen Schrift und in dem die Herzen festmachenden Zeugnis des heiligen Geistes, das sich durch solche Schrift als dem göttlichen Gnadenmittel den um ihrer Sünden willen erschrockenen Gewissen einprägte. Neben der Schrift traten die Sakramente, die Taufe und das Abendmahl, in ihr Recht, durch welche sich als die göttlichen Siegel der Verheißung des Evangeliums der Geist der Wahrheit in gleicher Weise wirksam erzeigte. Die Schrift, die Sakramente, der Geist durch diese und in diesen, die also gegebene Heilsgewissheit waren der gesicherte Boden, auf welchen sich die Reformatoren zurückzogen als die Autorität der väterlichen Kirche sank. Das *äußerliche* Wort der Schrift, die *sichtbaren* Sakramente – sie wurden als die unzerstörbaren Wurzeln der Kraft erkannt, aber nie ohne den *in* ihnen wirkenden Geist, der in den Herzen der Gläubigen redete. Die Reformatoren haben *mit* ihren Gegnern gesagt: das äußerliche Wort, das äußerliche Wasser tut es nicht, aber sie haben auch *gegen* ihre Gegner gesagt: der Geist tut es nicht ohne das äußerliche Wort, ohne das äußerliche Wasser. Äußeres Wort und Sakrament und innerer Geist: *beides* muss stets zusammengehen und ist nirgends zu trennen. Die innere Heilsgewissheit kommt durch das Zeugnis des Geistes aus dem geschriebenen Wort, welches sich eben in der verkündeten und geglaubten Vergebung der Sünden als unfehlbares Gotteswort offenbart. Der Geist führt zum Wort und das Wort wird durch den Geist verklärt. „Wo Gott, sagt Luther, das Wort Gottes nicht predigen lässt *und im Herzen erwecket, dass mans fasst*, da ists verloren“ (großer Katechismus zum dritten Artikel). Man begreift es, welche harte Bedrängnis die Reformatoren treffen musste, wenn nun in ihrer eigenen Mitte Männer auftraten, erfasst von dem allgemeinen Sturm der Zeit und *diese* ihre unentbehrliche Position angriffen! Es geschah dies zuerst durch den Wittenberger Professor Karlstadt († 1541. Sein Leben von Jäger 1856), der anfänglich viel schärfer als Luther die unbedingte Autorität der heiligen Schrift betont hatte, die ihm ein Gesetzeskodex war, in dem Gott so unmittelbar wirkte, dass die Schriftsteller als Menschen ganz zurücktreten, wie die Töne durch die Orgeln gehen – und der dann nachher als er nach einer unmittelbaren Beziehung zu Gott verlangte und hierzu den Weg in der Schrift nicht finden konnte, das innere Zeugnis des Geistes in einen Gegensatz gegen das Äußere der Schrift stellte. Von seinem Inwendigen wolle er das Zeugnis haben. „Wie die Apostel zuerst den Geist hatten und durch ihn versiegelt haben sie dann Christum äußerlich gepredigt in Wort und Schrift, so sollen auch wir sein apostelmäßig.“ Die Schrift hat ihm nur Bedeutung als die Norm für die Erneuerung des kirchlichen Lebens, für das Leben der Seele gilt ihm das innere Werk des Geistes. Mit ihm beginnt eine die Kirche schon im Mittelalter durch die Gedanken der Mystiker, die sich unmittelbar durch die völlige Erhebung der Seele mit Gott einwussten, beeinflussende Geistesrichtung auch in der Reformationszeit aufzukommen, welche bis in die Gegenwart immer neue Triebe gezeitigt hat. Man hat neuerdings die Schwärmer der Reformationszeit in bestimmte Verbindung mit den Franziskaner Tertiariern des Mittelalters (so Ritschl) oder

mit den Waldensern und anderen kleinen verborgenen Gemeinschaften setzen wollen (so Keller), doch ohne genügenden Beweis. Geistesschwärmerei gegenüber objektiven Ordnungen ist allen Zeiten eigen gewesen. Karlstadt hat die Schriften eines Tauler und die Nachfolge Jesu Christi geliebt und selbst herausgegeben: er knüpft an die Vergangenheit an und setzt sie fort, nicht ohne viel ähnlich Gesinnte zu finden. Diese traten ihm zunächst in den Zwickauer Propheten nahe, die Männer von höherem Geist als Luther verlangten. Sie haben das, was man später auch das *ungeschriebene* Wort genannt hat, so formuliert: „Was könne es helfen, sich so enge an die Schrift zu halten? Zur wahren Unterweisung sei sie doch unkräftig, nur der sei gelehrt, den der heilige Geist erleuchte. *Mit ihnen führe Gott vertrauliche Gespräche und sage ihnen, was sie tun und predigen sollten.*“ Dieser unabhängige Geist trat mit Verachtung der Kindertaufe auf, mit einem allgemeinen radikalen Umsturz des Bestehenden. Bald ging die ganze Bewegung, die die zügelloseste Freiheit wollte, in das Treiben des Anabaptismus über. Thomas Münzer tritt auf und verkündet den Seinen: der wahre Glaube bedürfe eines helleren Lichtes als des Wortes, er folge nur der Regung des Geistes. Nimmt der Mensch den heiligen Geist zum Lehrer, so kommt der Glaube an; da muss uns allen widerfahren, dass wir fleischliche, irdische Menschen sollen Götter werden, durch die Menschwerdung Christi ganz und gar in Gott verwandelt, dass sich das irdische Leben schwenke in das himmlische. Gott will in uns vergotten. Man ließ eine Münze schlagen mit der Inschrift: *Verbum caro factum habitat in nobis*. Hier wird also das innere Wort als der wahrhafte Sohn Gottes gefasst, der in der leeren leidentlichen Seele der Auserwählten geboren ist. Es ist doch eigentlich nichts anderes als die schrankenlose Subjektivität, die dann alle Grundlagen menschlicher Ordnung zerstören will, um einen Wahn an deren Stelle zu setzen.

Es war Kaspar Schwenkfeld,⁵⁰ († 1561) der Schlesier, welcher zuerst in einem selbständigen System den reformatorischen Anschauungen entgegentrat. In keiner Weise sei die himmlische Gnade an sichtbare Elemente gebunden. Das, worauf es ankomme, könne durch keine Kreatur, biblisches Wort, Schrift, Sakrament gegeben werden, sondern nur durch das allmächtige ewige Wort, so aus Gottes Munde geht. Das Äußere ist ihm nur Fürbild, Zeugnis, Lehre, Erinnerung Gottes; alle Kreaturen sind nur Bilder Gottes und können Gott nicht in die Seele bringen und Glauben wirken; noch weniger ist Gott an sie gefesselt. Er begründet dies so, dass er behauptet, alles Kreatürliche ist nur durch eine Machtwirkung Gottes hervorgerufen, Gottes eigentliches Wesen ist nicht in demselben, denn dieses ist strahlende Liebe, darum kann sich auch Gott in dem leiblichen oder schriftlichen Wort nicht mitteilen. Es liegt außerhalb der eigentlichen Lebenssphäre Gottes. In diese tritt der Mensch hinein, indem durch eine Wiedergeburt eine unmittelbare Gottesgemeinschaft in ihm begründet wird. Diese ist keine von der Person Christi abgetrennte, vielmehr ist in derselben Gott in einer lebendigen Offenbarung gegeben. Die Aufnahme Christi in die Herzen geschieht in einer geheimnisvollen Magie, die den kreatürlichen Menschen gleichsam beiseite schiebt. Ein geistiges Schauen der Glorie Christi bezwingt die Seele und zieht das unerschaffene Wort in sie hinein. Gegenüber dem geschriebenen Worte steht also hier ein innerlich empfangenes Wort, welches den Menschen ebenso vergottet, wie Christus nach seiner Menschheit allmählich in Gott hineingewachsen ist. Eine solche Anschauung, die alles Kreatürliche als etwas Feindliches und Fremdes ansah, konnte natürlich Wort und Sakramente nicht achten: in einem wunderbaren Innenleben vollzog sich alles unmittelbar. Die Kirchentaufe wurde noch beibehalten, doch die Geburt aus Gott lag doch abseits von ihr. Es ist begreiflich, dass ein reiches Gefühlsleben auf solche Anschauungen kommen konnte.

⁵⁰ Kadelbach, Geschichte Schwenkfelds u. d. Schwenkfeldianer 1861.

Keller⁵¹ hat uns in Hans Denk († 1527) einen Apostel der Wiedertäufer vorgeführt, der wahrscheinlich von der „Nachfolge Christi“ und der „deutschen Theologie“ beeinflusst in seinem ersten Glaubensbekenntnis vom Jahre 1525 behauptete, dass man zum Glauben an die heilige Schrift eine innere Erfahrungstatsache mitbringen müsse, die uns die Schrift als wahrhaftig annehmen lässt. Das ist die innere Stimme des Gewissens und das religiöse Gefühl. Es treibt mich ohne allen meinen Willen und Zutun. Es ist ein Funke des göttlichen Geistes selbst. Das Reich Gottes in mir. Das innere Wort. Freilich ist dasselbe vielfach verdunkelt, aber wer den ernstlichen Willen hat, das Gute zu tun, dem kommt die göttliche Gnade zu Hilfe. Dann wird der erloschene Trieb zum Guten stark belebt und man kommt auch zu der Erkenntnis, dass die heilige Schrift göttlichen Ursprungs sei. Aber diese ist keineswegs allein die Quelle der Wahrheit. Auch die Seligkeit ist an die heilige Schrift nicht gebunden, wie gut und nützlich sie immer dazu sein mag. Es hat schon vor Christi Auftreten edle Menschen gegeben. Gott ist in allen Kreaturen. Das Wort in ihrem Herzen wahrt sie vor dem Bösen. Es ist ein Ausfluss der Liebe Gottes, die immer den Menschen den Willen Gottes vermittelte und die zuletzt in Christo Mensch geworden ist. Denk hat später das innere Wort als das bessere Ich, das bessere Etwas im Menschen bezeichnet. Wer ohne diese Offenbarung Gottes in seiner Brust die Schrift auslegt, der missbraucht die Gnade, die ihm Gott gegeben. Ganz klar ist, bei diesen Anschauungen Denks nicht, wie sich mit diesem inneren Wort das Zeugnis des heiligen Geistes vereinigen, denn wenn er letzteres betont, so tut er es im Sinne der Reformatoren, aber offenbar ist dies der große Unterschied: nach Luther ist in dem Menschen auch kein Funke göttlicher Erkenntnis übrig geblieben, währenddem Denk noch einen Keim des Guten im Menschen findet, der nur gepflegt werden müsse. Luther meint, der Mensch sei ganz in Sünden erloschen, Denk, er habe einen Rest des Guten, den er beleben könne. Es ist in uns ein Anfang des Werkes des ewigen unüberwindlichen Gottes. Das Licht, das Wort Gottes, das unsichtbar ist, scheint in aller Menschen Herzen. Hierauf ist der Spruch der Schrift: Röm. 10,8 zu beziehen: das Wort Gottes ist dir nahe, nämlich in deinem Munde und in deinem Herzen. Je mehr man sich in Selbstverleugnung und Selbstüberwindung übt, je mehr verbindet man sich mit Gott. Suchen wir ernstlich, so finden wir. Die Freiheit des Menschen besteht darin, den Willen Gottes in sich zu leiden; tun kann er ihn nicht, aber seinem Wirken entgegenkommen, das kann er. Mit dem bloßen Glauben, d. h. mit dem Fürwahrhalten der Aussagen der Schrift, ist es nicht geschehen: es gilt das innerliche Leben der Seele, durch welches man mit Christus und den Brüdern eins wird.

Denk hat Luthers Lehre vom unfreien Willen und von der Prädestination bestritten und schon ganz in dem Sinne der modernen Theologie das Rätsel, warum die einen glauben und die andern nicht, in der verschiedenartigen Selbstentscheidung des Menschen gefunden. Fassen wir Denks Lehre zusammen, so ist ihm das innere Wort die Stimme Gottes im Herzen, die alle Menschen vor dem Bösen warnt und die der eine zum Heil und der andere zum Unheil gebrauchen kann. Dieses innere Wort wird durch das äußere Wort der Schrift gefördert, ist aber unabhängig von demselben. Es leitet den Menschen zu einem Glauben, der vor allem Gehorsam zur Heiligung ist und allgemeine Menschenliebe und Toleranz und Freiheit in äußerlichen kirchlichen Zeremonien gewährt.

Oft scheint es, als ob diese innere Stimme schon ganz der heilige Geist ist. „Eben der Funke des göttlichen Geistes, der in uns ist, der ist Christi Geist, der, wie die Schrift sagt, in unserem Herzen lebt.“ Als er lebensmüde und gebrochen an Oekolampad eine Protestation und Bekenntnis etlicher Punkte richtete, war dieselbe doch nur eine wenig gemilderte Bestätigung seiner Ansichten.

51 Ein Apostel der Wiedertäufer, von Keller 1882. Keller hat auch in dem Buch: Die Reformation und die älteren Reformparteien, in ihrem Zusammenhang dargestellt 1885 S. 489 ff. die ganze Literatur, die unsere Frage betrifft, zusammengestellt. Für die Niederlande ist besonders wichtig das Buch De Hoop-Scheffer: Geschiedenis der Kerkhervorminge in Nederland 1873; deutsch von Gerlach 1886.

Neander hat uns von Theodor Thamer († 1569) mitgeteilt, dass er das Recht des gotterfüllten Gewissens gegenüber dem heiligen Buchstaben behauptet habe. Er ist schon genug Rationalist. Christus ist ihm Gottes Sohn als vollkommener Mensch durch göttliche Kraft, für uns Vorbild und Lehrer.

Sebastian Frank († 1543) ist uns von Hase dem Sohn geschildert worden (Leipzig, 1869). Ein Mann voll Unruhe in seinem inneren Leben und in seinen äußeren Fahrten, ein steter Kritiker aller Welt, hat er auch die Schrift nicht anders auffassen können, als Schale, Krippe, Scheide, Monstranz, Buchstabe, Hülle und Umhang von Gottes Wort, das da der eigentliche Kern, der Geist, die Fülle ist. Die Schrift ist mit Widersprüchen behaftet und in zwei Heerlager zerrissen. An die Kreatur, auch an die Schrift ist der Geist nicht gebunden, sondern nur an sich selber. Jeder muss für sein Gewissen von Gott ein besonderes eigenes Wort haben; das gemeine, was für alle gilt, genügt nicht. Dieses innere Wort ist so bedeutsam, dass Gott selbst erst in ihm beweglich wird und aus seiner einfachen Substanz heraustritt. Jeder Mensch ist ein besonderes Wort Gottes, in dem Gott menschliche Affekte annimmt. Wenn nun noch von Rechtfertigung und Wiedergeburt die Rede ist, so sind dies nur Akte, in denen der Mensch sich vom Bösen trennt und dasselbe als etwas seinem eigentlichen Wesen Fremdes denkt. Bei Frank wird das innere Wort so weit erhöht, dass es jede weiteren Heilsbedürfnisse ganz unnötig macht. Er steht auf der äußersten Linken derer, die die Schrift verbessern oder ganz durch das innere Wort ersetzen wollten.

Beziehungen mit diesen Mystikern hat auch der Katholik Theophrastus Paracelsus, der schweizerische Arzt († 1541), dem Christus auch das Licht der Natur ist und der eine innere Verwandtschaft mit der Offenbarung in der Natur und der im Christentum aufzeigt. In jedem Menschen liegt schon alles: er ist der Mikrokosmos und hat alle Sterngeister in sich. Sie müssen nur erweckt werden. Ähnlich äußert sich auch Valentin Weigel († 1588). Durch Leidentlichkeit im stillen Sabbat der Seele werden wir der Wahrheit inne, die schon zuvor in unserem Wesen war. Der Geist und sein Zeugnis ruft das zum Bewusstsein, was schon von Anfang an in uns war. Haben wir dieses Zeugnis, dann werden wir auch zu dem Leiblichen, zu der Schrift kommen. Hier kann man unter andern auch Heinrich Nollus nennen (eine Zeitlang Professor in Steinfurt), der die Seele die fünfte Essenz der Welt nennt. Der auf eine unergründliche Weise sich in Gott versenkende Mensch kann alles in Gott erkennen. Er ging zu den Rosenkreuzern über.

Andere Mystiker wie Esaias Stiefel, kamen zu dem Satz: Ich bin Christus. Spätere Erscheinungen, wie die Gichtelianer und die Swedenborgianer haben immer auf eine besondere Offenbarung getrotzt. Als die Inspirierten in großen Zügen, angezündet von dem Feuergeist der Camisarden die Länder durchzogen, haben sie sich auf ihren in Zungen redenden Geist berufen. Sie haben oft die Schrift gelästert: die Kirche selbst mit ihren Sakramenten ein Babel, von dem die, die sich reinigen wollen, auszugehen haben. In fast gleichen Zügen stehen alle diese wandernden Lehrer vor uns: eine innere Seelenglut will Offenbarungen empfangen haben, die dann oft im Fleisch geendet sind. Man hat gegen die Priesterschaft und die steinernen Kanzeln furchtbar geeifert, namentlich wenn man in epileptischen Konvulsionen niederfiel. Ein Bild der Inspirierten gibt Zahn in dem Buch: die Zöglinge Calvins, in Halle a. d. Saale (1864) S. 86 ff.

Kein Boden war so günstig für das Auftreten der Mystiker, Anabaptisten und Schwärmer, als der von Holland, wo die verschiedensten Richtungen bis in die Mitte des reformatorischen Zeitalters zusammengehen und mit der Energie und tiefen Empfindung, die dort wirkten, sich herausarbeiten. Lutheraner, Zwinglianer und Wiedertäufer fließen in ein gewaltig erregtes Wasser zusammen. Ohne Frage haben auch unter den Wiedertäufern sich wahre, aufrichtige, evangelische Christen gefunden, wie ihre Lieder beweisen, die Wackernagel 1867 herausgab und wie dies auch die vortrefflichen

Forschungen von Hoop de Scheffer zeigen. Man kann in dieser Zeit, stürmisch wie nie eine andere, nicht nach bestimmten Parteibegriffen unterscheiden; es hat auch unter denen, die nachher Ketzer wurden, gerechte Männer gegeben. Nippold hat uns in sehr eingehender und sorgfältiger Weise in dem Maler David Joris aus Delft († 1556) eine für viele bezeichnende Persönlichkeit geschildert. Die unreine und wilde Phantasie desselben hat in Visionen aller Art geschwelgt. Sein geistlicher Hochmut, verbunden mit geschlechtlichen Aufregungen, hat ihn zum Propheten und König gemacht, nach einer Münze auf einem Thron mit der Krone auf dem Haupt, dem Schwert in der Rechten und der Harfe in der Linken. Nannte man ihm gegenüber die Bibel „unseren Richter“, so sprach er von seiner Weisheit, die Gottes sei: „das ist unser Richter“. Seine Lehre war ihm vom Himmel mitgeteilt, aber solcher Art, dass nur wahrhaft geistlich Gesinnte sie begreifen könnten.

Der Mann, der völlige Nacktheit in der Gemeinde empfahl zur Austreibung der Scham, hat nicht aufgehört, sich als göttlichen Propheten zu behaupten: nur einer der vielen Betrogenen in Tagen großen Sturmes der Geister. Er hat das Wort der großen Erkenntnis, die ihm zuteil geworden, kein Stückwerk genannt. Er will die Schrift nicht verwerfen, aber sie sei nicht Buchstabe, sondern Geist. Dieser Geist war aber dann sein eigener Geist. A. Lasco hat in seinen Verhandlungen mit Joris die prophetischen und apostolischen Schriften als den einzigen Grund hingestellt, auf dem man verhandeln könne. Joris blieb bei einer Herrlichkeit, die größer sei als die mosaische und apostolische Lehre. Er, der von Gott gesandte David dieser Herrlichkeit. Wie die anabaptistischen Gemeinschaften in enger Beziehung standen, so hat auch Joris mit Schwenkfeld und Castellio Briefe gewechselt. Die Gedanken von Joris von dem inneren Geist und Wort, von der zu erreichenden Vollkommenheit, von dem kommenden Weltalter des Geistes haben sich in ähnlich gestimmten Kreisen tausendfach wiederholt.

Wir wollen aus den vielen ähnlichen Erscheinungen in der reformierten Kirche der Schweiz nur den feinen Akademiker, den Rektor einer Schule in Genf,⁵² hervorheben: Sebastian Castellio († 1563). Er besaß eine vorzügliche Gelehrsamkeit und handhabte griechische und lateinische Verse mit Leichtigkeit. Auch eine Bibelübersetzung gab er mehr in eleganter, vieles verwischender Sprache als in getreuer Dolmetschung. Ein eigensinniger unbesonnener Mann, seiner Gelehrsamkeit bewusst. Von der Prädestination wollte er nichts wissen; auch die Erbsünde verwarf er. Er hatte die „Teutsche Theologie“ in lateinischer und französischer Übersetzung herausgegeben, ebenso den Thomas a Kempis. Er war in die Gedanken der Mystiker hineingezogen worden und hoffte auf ein Zeitalter des Geistes, wo ein helleres Licht die Notwendigkeit des Bibellesens beseitigen werde. Er stand den Anabaptisten sehr nahe. Calvin und Beza haben ihn mit Zorn und Anklage überschüttet. Calvin findet ein geheimes Gift von so tückischer Wirkung in den Schriften der Mystiker, das, wenn es sich ausbreiten würde, die ganze Kirche vergiften könnte. (Brief an die französische Gemeinde in Frankfurt, Februar 1559.) Farel nennt die Schriften von Krautwald, einem Schüler Schwenkfelds, voll von einer mit Schlaueit und List vorgetragenen Gottlosigkeit. (An Bullinger, Juli 1851.)

Treten wir über den Kanal in das bewegte Leben Englands zur Zeit des gewaltigen Cromwell ein und blicken in die Kreise der Independenten, so blühen hier dieselben Gedanken reich und üppig wie bei den Schwärmern der Reformationszeit.⁵³ Nicht ganz fern den enthusiastischen Streitern steht der Sänger des verlorenen Paradieses, Milton, der, obwohl er nur den heiligen Schriften anhängen wollte und keiner anderen Sekte und Häresie folgen, ja auch als Greis sich täglich ein Kapitel aus der hebräischen Bibel vorlesen ließ, doch das innere Wort über das äußere der Schrift stellte: sic

52 J. Mähly, Sebastian Castellio 1863.

53 Die Revolutionskirche Englands von Weingarten 1868.

omnia demum ad spiritum atque verbum non scriptum, scriptura ipsa teste, referenda sunt. (De doctrina Christiana libri duo posthumi, 1825 herausgegeben p. 350 vergl. p. 351).

Dieses innere Wort ist ihm der heilige Geist, nicht die zügellose Erleuchtung der Schwärmer, aber er berührt sich doch darin mit dem Hauptmotiv des Independentismus.

Die Gemeinde der *Heiligen* betonte den Gegensatz gegen das normative Ansehen des Alten Testaments. Nur das Neue Testament is the book of life. Aber auch über das schritt man hinaus und forderte die unmittelbare Geistesmitteilung. Nur der sei ein Prediger, dem sich gleich dem großen Apostel der Himmel geöffnet habe. Der ausgesprochenste Spiritualismus spricht sich dahin aus: Euer Glaube ruht auf einem Menschen, der zu Jerusalem gestorben ist –. So predigten die Soldaten; auch den Heiden, die nie etwas von diesem irdischen Christus gehört haben, *ist sein Evangelium in ihren Herzen offenbar*. „Religion ist nicht ein Name, heißt es in einer independentischen Schrift, sondern eine Sache, nicht eine Form, sondern eine Kraft, nicht ein Begriff, sondern ein göttliches Wesen; Religion ist eine innere Kraft der Seele, durch welche sie mit Gott in Heiligkeit und Gerechtigkeit verbunden ist; wieviel jemand in dieser Kraft hat, so viel Religion hat er; wo diese Kraft nicht ist, ist auch keine Religion.“ Die immer mehr sich ausbildende Subjektivität hat jede menschliche Autorität in einer wilden Energie beseitigt, gegenüber der die Erscheinungen des Kontinents als matt sich zeigen.

Als der Independentismus übergang in das Quäkertum, das Georg Fox der Welt schenkte, sind es wieder viele gehörte Stimmen, viel empfundenes inneres Licht, viel geschaute Gesichte und Offenbarungen, die die neue Gemeinschaft gründen. Als Fox in Nottingham die Worte des 2. Petrusbriefes: wir haben ein festes prophetisches Wort, ganz richtig von der Schrift ausgelegt hört, ruft er in die Kirche hinein: „Nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist.“ Der Mann in den Lederhosen wird ein gewaltiger Prophet dieses Geistes. Nur der ist ihm ein Christ, der das *Leben* der Schrift lebt, nicht der, der in den Worten der Schrift lebt. Sagte man ihm: die Schrift sei kein gewöhnliches, sondern das Gotteswort, erwiderte er: Ja, es seien in ihr die Worte Gottes, aber nicht Gott das Wort. Die Schrift sei nur ein äußerlicher Lehrer, durch sie hindurch müsse man zu dem inneren Lehrer dringen: Christus. Über die Schrift hinaus muss man zu dem Lichte Christi führen, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, zu dem Geist in uns. Was ist dieses Licht nach der Lehre von Fox? Zuweilen scheint es nur das Gewissen zu sein. „Zu dem Lichte in eurem Gewissen rede ich, die Jesus Christus erleuchtet allzumal.“ Jeder Mensch soll ein Maß von diesem göttlichen Lichte haben. Aber dann sondert er wieder dieses allgemeine Licht von dem Lichte Christi. Dieser ist der Same Gottes in uns, Gottes Kraft, Leben und Gegenwart in uns, Christus in uns. Er hat sich nicht zu einer vollen Klarheit über dieses Licht durchgearbeitet. Nur dass es plötzlich, gewaltsam, unvermittelt komme, ist ihm gewiss. Verbunden mit einem krampfhaften Zittern, daher der Name Quäker. Darin geht Fox über die Enthusiasten des Independentismus hinaus, dass er das Wirken des inneren Lichtes nicht zu einem zweiten neben der Schrift machte, sondern dass es ihm die Regel ist, das ganze Leben soll ein Ausfluss des inneren Lichtes sein. Dieses bedarf keiner gottesdienstlichen Formen, keiner Kirchen, keines Kultus. In tiefem Schweigen hat man in stiller Versammlung auf den Augenblick zu harren, wo der Geist eingibt zu reden. Fox hat die letzten Konsequenzen aller Mystik gezogen. Er kannte nur *eine* Welt, die innere Welt des Geistes. –

Als später die Leveller die Religionslosigkeit des Staates forderten, gingen sie auch auf religiösem Gebiet bis dahin vor, dass für das religiöse Leben des Einzelnen keine zwingenden Gesetze aufzustellen seien. Die innere Stimme des Herzens sei die einzige Offenbarung, die alleinige Stimme Gottes in uns und deshalb auch die letzte Richtschnur des Glaubens. In ihr finde sich nichts von

Lehrsätzen und Spekulationen, alles Dogmatische muss daher von der Religion ausgeschlossen bleiben.

Gewisse Grundgedanken religiöser Wahrheit behielten sie auch, aber ein weiteres positives Bekenntnis hatte keinen Wert für sie. Die Religion ist in Moral umzuwandeln: man war auf dem Wege zum Deismus. Er blieb zuletzt als der Niederschlag aller der furchtbaren Erregungen der Religionskämpfe. Der Repräsentant der Zeit der Restauration wurde Hobbes. Ihm ist der Mensch nur das vornehmste unter den Tieren, eine Maschine ohne Freiheit des Willens, unterworfen dem Fatum und dem Staat. Die Selbstüberhebung der Schwärmer, die unmittelbar mit Gott in Verbindung zu stehen meinten, endete in einem Materialismus, der jede objektive Wahrheit leugnete.

Unter den Quäkern hat allein Robert Barclay († 1690) den Versuch gemacht, die Anschauungen derselben in ein wissenschaftliches System zu bringen. Er hat den Satz, dass wir von Gott nur durch unmittelbares Empfinden und durch das Herz wissen, so stark ausgesprochen, dass ihm die Orthodoxie vorwarf, er lehre *deum extra nos non existere*. Nur ein Glaube, der auf einer unmittelbaren Offenbarung beruht, ist ein rechter Glaube. Das Kind Gottes muss aus einem inneren Licht geboren sein. Dies ist das allein Gewisse und Sichere. Eine geistige Substanz und Hypostase. Zu der Schrift verhält sich dies innere Licht so, dass jene nur das äußere Wort im Buchstaben ist. Man muss erst an Christum glauben, ehe man an die Schrift glauben kann. Der Herr hat nicht gesagt: *illuminabo intellectum vestrum ad intelligenda verba, quae scripta videbitis*. Die Autorität der Schrift hängt von einer höheren ab, aus der sie hervorgegangen: von dem Geist. Sie ist nur die Urkunde der großen Taten Gottes in vergangenen Zeiten. Nur eine historische Bedeutung ist ihr zuzusprechen. Barclay weiß nichts von der Schrift als einem Mittel der Erbauung. Auch ist ihm der Kanon nicht abgeschlossen, sondern man kann noch weiter in demselben Geist schreiben. Barclay hat viel Mühe aufgewandt, das innere Licht mit dem Werk Christi, namentlich mit seinem Opfertod in Beziehung zu setzen, aber ohne rechten Erfolg. Geht er doch soweit zu sagen, jenes Licht sei auch dort wirksam, wo man von Christo gar nichts wisse. Er hat sogar die Tatsachen des Lebens Christi für religiös bedeutungslos und wirkungslos erklärt. Wenigstens kann der innere Christus alles für die ersetzen, die durch die Fügung der Vorsehung nichts von ihm erfahren haben. Auf Grund seiner mystischen Theologie hat denn auch Barclay die Rechtfertigung im katholischen Sinne gefasst und für die Objektivität der Sakramente kein Verständnis gehabt. Alles Symbolische ist nur für Anfänger und Schwache. Eigentlich behält Barclay als das Wesen der christlichen Wahrheit nur eine Summe von moralischen Grundbegriffen, welche sich auch in den anderen Religionen finden und bei einem Plato, Pythagoras, Plotin, Seneca und Cicero ebenso waren, wie bei den Christgläubigen. Folgerichtig vollzog sich so die Umwandlung der christlichen Religion in die natürliche.

Röhrich sagt in seiner Geschichte der sträßburgischen Wiedertäufer (*Zeitschrift für historische Wissenschaft* 1860), dass die Ideen von Denk jetzt allgemein durch das Leben und das Gewissen als religiöse angenommen seien und der Straßburger Baum sagt von den Wiedertäufern, dass sie mit ihren Ansichten darin allein unrecht gehabt hätten, dass sie dreihundert Jahre zu früh kamen. Auch Hase meint, dass das Täuferium die erste Gestalt des Protestantismus schon überrage.

Die Reformatoren aber haben in diesen Erscheinungen „eine Schlange im Paradiese der neuen Kirche“ gesehen und von grauenvollen Verwüstungen der Gemeinden geredet. Es ist doch eine grundverschiedene Betrachtung: auf der einen Seite der Wille des Menschen tot zum Guten und die Rechtfertigung des Menschen ein Urteil Gottes über den Gottlosen, das ihn in Übereinstimmung mit dem Gesetz bringt und weiter die Schrift das alleinige unfehlbare Zeugnis dieses Urteils an die Herzen durch den vom Himmel gesandten Geist sich beglaubigend, und dem gegenüber auf der anderen Seite der nur geschwächte Wille, das Wort Gottes in dem Herzen jedes Menschen und der Glaube

der lebendige Anfang zu einer Heiligung, die in der Liebe zu Gott und den Menschen beruht, und in der das Verdienst und die Genugtuung Christi nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Luthers Grundfeste ist die: In dem Handel der Rechtfertigung ist weder von unserer Buße, noch von unserem Glauben als irgendwie mitwirkend, noch von der nachfolgenden Heiligung die Rede, sondern dass Gott sein Recht empfängt und der Sünder durch ein Tun der Gerechtigkeit Gottes mit den Forderungen des Gesetzes in Übereinstimmung gebracht wird. Mystik und Anabaptismus haben immer die Augen auf das Tun des Menschen und die seelischen Vorgänge in ihm gerichtet. Dann ist die asketische Weltflucht, die Inspirationserscheinungen, die Bemühungen um Sündlosigkeit und eine reine Gemeinde etwas, was ganz außerhalb der reformatorischen Lehre steht.

Gegen die Behauptungen der Schwärmer sind die Worte in den Schmalkaldischen Artikeln II. 2: Gottes Wort soll Artikel des Glaubens stellen und sonst niemand, *auch kein Engel*.

In der Augustana Art. 5 heißt es: es werden verdammt die Wiedertäufer und andere, so lehren, dass wir *ohne das leibliche Wort* des Evangeliums den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.

Luther wider die himmlischen Propheten: „Aber diese Ordnung kehret der Rottengeist um und führet eine widersinnliche auf aus eigenem Frevel. *Erstlich*, was Gott äußerlich geordnet hat zum Geist innerlich; ach, wie höhnisch schlägt er das in Wind und will zuvor hinein in den Geist. Ja, sollte mich eine Hand voll Wassers von den Sünden rein machen? der Geist, der Geist, der Geist muss es inwendig tun; sollte mir Brot und Wein helfen? nein, man muss Christi Fleisch geistlich essen, dass wer den Teufel nicht kennt, bei solch prächtigen Worten meinen sollte, sie haben fünf heilige Geister bei sich. Fragt man sie: wie komm ich zu solch hohem Geist hinein? so weisen sie dich nicht aufs äußere Evangelium, sondern ins Schlaraffenland, heißen dich stehen in langer Weile und warten der himmlischen Stimme, bis Gott selbst mit dir redet. Siehest du da den Teufel, den Feind göttlicher Ordnung, wie er dir mit den Worten: Geist, Geist, Geist, das Maul aufsperrt und doch dieweil Brücken, Steg, Weg, Leiter und alles umreißet, dadurch der Geist zu dir kommen soll, nämlich die äußeren Ordnungen Gottes in der leiblichen Taufe und Wort und Zeichen und will dich lehren, nicht wie der Geist zu dir, sondern wie du zu dem Geist kommen sollst, dass du sollst lernen auf den Wolken fahren und auf dem Winde reiten, und sagen doch nicht: wie, wann, wo, was, sondern sollt es erfahren selbst, wie sie.“

Calvin sagt: *tolle verbun et nulla jam restabit fides*. Inst. christ. rel. lib. III. c. 2 § 6. Lib. IV. c. 1 § 5 sagt er: *Etsi externis mediis alligata non est Dei virtus, nos tamen ordinario docendi modo alligavit, quem dum recusant tenere fanatici homines, multis se exitalibus laqueis involvunt*. In einer Predigt über Lk. 1,39-56 (Erl. Ausg. Bd. 15 S. 415) sagt Luther: Also muss man anhier das äußerliche Wort hören und dasselbige nicht verachten wie etliche meinen. Denn Gott wird nicht zu dir in dein Kämmerlein kommen und mit dir allein reden. Es ist also beschlossen: das äußerliche Wort muss gepredigt werden und vorher gehen; danach wenn man das Wort in die Ohren und Herzen gefasset hat, alsdann kommt der heil. Geist, der rechte Schulmeister und gibt dem Worte Kraft, das es bekleidet. Durch die gemeine Bank hin ist also, dass Gott seinen heiligen Geist ohne das äußerliche Wort nicht geben will.

So konnten sich die Reformatoren nur sehr stark gegen das innere Wort aussprechen.

Luther weiter so: David spricht (Ps. 110,113): Ich hasse die Flattergeister und liebe deine Gesetze; will, dass wir sollen auf die Kraft des göttlichen Wortes fleißig achten und nicht das mündliche Wort, wie jetzt die Enthusiasten und fürnehmlich Schwenkfeld tut, verachten. Denn Gott will durch solch Mittel mit uns handeln, auch in uns wirken. Mir ist das ein großes, wenn Doktor Johann Pom-

mer oder Herr Michael Stofel mir ein Wort aus dem Evangelio saget; da soll ich wissen, dass mir's Gott im Himmel selber hat gesaget. – – Darum lass dich's nicht anfechten, wenn die Rottengeister sagen: Die Schriftgelehrten zu Wittenberg können nichts denn predigen, das äußerliche Wort hochheben, darum folget bei ihnen weder Glaube, Liebe, Geduld, noch andere gute Früchte. Aber wir haben den Geist, sagen sie, der wirket in uns Glaube, Liebe, Geduld. Es sind hoffärtige vermessene Heuchler.

Calvin hat Schwenkfeld als den Antesignanus aller derer bezeichnet, welche die Sakramente entleerten.

II.

Man kann sagen, dass die ganze Gedankenwelt, welche das achtzehnte Jahrhundert bestimmt, an jene Behauptungen der Mystiker, Anabaptisten und Schwärmer von dem inneren Wort, dem inneren Licht, dem inneren Funken und Zeugnis sich anlehnt. War in diesen Anschauungen das Recht der Subjektivität gegenüber den alleinigen und unfehlbaren Normen des Wortes und der Sakramente aufgestellt, so ist ja das ganze achtzehnte Jahrhundert nichts anderes als die Forderung der Freiheit des Menschen gegenüber festen göttlichen Ordnungen. Sei es, dass diese Freiheit noch anfänglich als innere Erleuchtung des heiligen Geistes gefasst wird, oder bald als das Recht der Vernunft, oder weiter als die Art und Bestimmtheit der edlen Humanität, die sich aus sich selbst in schöner Harmonie entwickelt, oder am schneidigsten und ernstesten als der kategorische Imperativ im Gewissen.

Die Entwicklung der evangelischen Kirche vollzieht sich in den Formen, dass die von der Reformation in die Welt gestellten Autoritäten des Wortes und der Sakramente begleitet von den allmächtigen an sie gebundenen Wirkungen des Geistes, in der Gewissheit des rechtfertigenden Glaubens innerlich erfahren – erst orthodox verknöchert werden, dann pietistisch aufgelöst, sektiererisch zu allen Zeiten bestritten und zuletzt sich in die schrankenlose Freiheit des Individualismus verflüchtigen.

Ohne jegliche Anknüpfung an die etwa empfängliche Seelentätigkeit des Menschen oder an ein die göttliche Offenbarung und göttliche Wirkung begleitendes inneres Licht der Vernunft und des Gewissens stellten die Reformatoren das Wort und die Sakramente in absoluter Selbständigkeit hin: in der Hand des durch sie frei und unwiderstehlich, wenn auch nicht durch äußeren Zwang wirkenden Gottes. Und das erste Urteil, was aus diesem Wort und aus den Versiegelungen der Sakramente hervorging, war ein Urteil der Rechtfertigung des Sünders lediglich durch eine Tat Gottes in Christo.

Diese Rechtfertigung trat ebenso völlig unabhängig von dem Menschen auf, wie die Mächte des Wortes und der Sakramente. Der Glaube ist ja nichts als die Unterwerfung unter dieses Urteil, selbst wieder nur da gewirkt, wo Gott wollte. (Confessio Augustana Art. 5.)

Auf solcher Höhe reinster Alpenluft konnte sich ein kleineres Geschlecht nicht halten. Es traten die Vermittlungen, die Veränderungen ein; diese gingen soweit, dass in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts *der Mensch* an die Stelle Gottes getreten war, die Rechte der Vernunft und des Gewissens an die Stelle der Autoritäten des Wortes und Geistes, die edle Humanität an die Stelle der Zucht und Unterwerfung des sich selbst verleugnenden Glaubens. – Welch eine Kluft zwischen den Lehren Luthers und Calvins, zwischen ihrem der Ehre Gottes geweihten Leben und den Betrachtungen, die Eckermann am Morgen nach dem Tode Goethes anstellt, als er an dem Bett desselben stand: „Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir.“ Der Kultus des Genius, in dem sich schließlich das achtzehnte Jahrhundert vollendet, ist etwas anderes als die Verehrung Gottes in

seinem unfehlbaren Wort. – Wir haben noch näher auf die Anschauungen einzugehen, die die Gedanken des 16. und 17. Jahrhunderts fortsetzen.

Der unruhige von der Orthodoxie des Luthertums zum Pietismus übergehende Arzt Johann Konrad Dippel († 1734) hat gegen die alleinige Autorität der Schrift sich auf das Wohnen Gottes und seines Geistes in den Menschen zu allen Zeiten berufen. Der äußere Gottesdienst ist überflüssig, götzdienerisch, babelisch; besonders die Sakramente sind nicht Ordnungen Christi, sondern willkürliche, oft sogar verderbliche Menschensatzungen. Es gibt einen inneren Lichtmenschen, der auch Heiden, Juden und Türken zur Nachfolge Christi und zu Gliedern der wahren Kirche machen könne. Schon als er 1698 seinen *Papismus Protestantium vapulans* gegen die Päpster der Konkordienformel herausgab, brachte er eine beredete Verherrlichung des inneren Lichtes und der unmittelbaren Offenbarung, welche noch jetzt jeden Menschen erleuchten könne.

Es ist bereits etwas anderes als was noch Dippel wollte, das uns nun in den Geistern der Aufklärung entgegentritt.

Zunächst in Lessing.

Es ist der Grundgedanke aller seiner theologischen Streitschriften, dass die Bibel zwar die Urkunde, aber nicht die Grundlage oder gar das Maß des Christentums sei; der Buchstabe sei nicht der Geist; die Bibel enthalte zwar die Religion, aber sie sei nicht die Religion. Diese war eher als die Bibel. Das Christentum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zustande kam. Es mag also von diesem noch soviel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihm beruhen. Lessing ist mit den Schriften Sebastians Franks bekannt gewesen; zu seiner Zeit wurden auch wieder Denks Büchlein „Von der Liebe“ und Christian Endtfelders Schrift „Von wahrer Gottseligkeit“ abgedruckt, vielleicht kannte er auch diese; es erinnert wenigstens an Denk, wenn er sagt: Gott ist von mir zu trennen, ich aber nicht von ihm. Er wär, wär ich nicht. Und ich fühle was in mir, was für sein Dasein spricht. Wehe dem, der es nicht fühlt, und doch will glücklich werden, Gott aus dem Himmel treibt und diesen sucht auf Erden. Auch darin erinnert Lessing an die Täufer des 16. Jahrhunderts, wenn er sagt, dass die Religion schon einen rechtschaffenen Mann voraussetze und diesen zur höheren Einsicht erheben wolle. Hat der Mensch in sich etwas, was ihm gegenüber der Schrift Selbständigkeit gewährt, ist weiter Judentum und Christentum das eine nur das Knabenalter, das andere nur das Jünglingsalter, so kann die Menschheit eine Zeit erleben, wo sie die höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit empfängt und die Elementarbücher des Neuen Testaments übertroffen werden von der Zeit eines neuen ewigen Evangeliums.

Die Grundlage dieser neuen Zeit kann nichts anders sein als ein angeborener Wahrheitssinn des Menschen, der ohne alle Hilfen einer vermeinten Offenbarung und Hinweisungen auf Lohn und Strafe das Gute lediglich darum tut, weil es das Gute ist.

Der Gedanke, welcher das Jahrhundert der Aufklärung beherrscht: die Autonomie des menschlichen Geistes gegenüber allen Autoritäten der Geschichte und Erfahrung hat bekanntlich der Königsberger Philosoph am kräftigsten ausgesprochen, damit von dem größten Einfluss für alle Zeiten. In der „Grundlegung der Metaphysik der Sitten“ ist ihm das Sitten- und Pflichtgebot eine ganz unmittelbare, nicht weiter abzuleitende Vernunfttatsache, von welcher wir uns bewusst seien, dass wir sie wissen würden, auch wenn sie uns nie in der Erfahrung vorgekommen wäre. Der Geist sein eigener Gesetzgeber; er betätigt und genießt in dieser Selbstgesetzgebung seine Freiheit; indem der Wille seinem sittlichen Gesetz gehorcht, gehorcht er sich selbst. Der Geist lässt die von ihm abhängige Natur erfahren, dass er ihr Herr ist. Freilich ist die Freiheit des Menschen nur ein Postulat der prak-

tischen Vernunft: die Freiheit müsse sein, weil es sonst keine Sittlichkeit gebe, aber nach der Kritik der reinen Vernunft ist sie so wenig vorhanden, dass vielmehr das Tun des Menschen so regelmäßig notwendig sich vollziehe, wie das sich Bewegen eines einmal aufgezogenen Bratenwenders.

Kant ist zwischen dem Widerspruch stehen geblieben, dass die Praxis etwas erfordere, was die Theorie unbedingt widerlege. War bei den Täufern und Schwärmern der Vergangenheit das innere Wort doch immer noch eine unmittelbare Erleuchtung des Geistes, so haben wir bei Kant die Autonomie des rein natürlichen Geistes: dies die letzte Folgerung aus den Voraussetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts.

Dorner sagt in seiner Geschichte der protestantischen Theologie von Kant: „Er kehrte die Seite hervor, die von der alten Theologie zu ihrem Schaden versäumt war, das Gewissen und das persönliche Bewusstsein von der inneren Güte des Guten. War das nicht der Richtung der Reformation auf das Heil und die persönliche Aneignung des Heiles befreundet? Es wäre auch wohl allgemein anerkannt, wenn nur Kant nicht die Entbehrlichkeit der Gnade Gottes hätte aufstellen und das bisher vernachlässigte Element zum Universum hätte machen wollen.“

Dies ist offenbar irrtümlich. Mit dem reformatorischen Prinzip hat Kants Autonomie des menschlichen Geistes und kategorischer Imperativ gar nichts zu tun, steht vielmehr auf gleicher Linie mit den Gedanken eines Sokrates und Seneca über die Macht der inneren Stimme und ist die Selbstherrlichkeit des Menschen gegenüber dem in aller Zartheit und keuschen Weihe auftretenden Zeugnis des Geistes, welches eben das Ich des Menschen demütigt und ihn in dem Gesetz Christi leben lässt. Luthers Selbstgewissheit ist etwas völlig anderes als Kants Imperativ, der jede Einwirkung des göttlichen Geistes auf den menschlichen leugnet.

Als eine Erneuerung der evangelischen Theologie im Anfang dieses Jahrhunderts versucht wurde, war man noch viel zu sehr von den Einflüssen der Vergangenheit beherrscht, als dass man völlig zu den Positionen der Reformation zurückkehren konnte. Man kann ohne Irrung sagen: Schleiermacher ist eine in moderner Dialektik auftretende Wiederkehr der mystischen Anschauungen der Vergangenheit. Sein religiöses Gefühl, das in sich das Universum zusammenfasst und der heilige Herd ist, auf dem alle Flammen religiöser Formen sich sammeln, erinnert vielmehr an Schwenkfeld, Denk, Barclay u. a. als an die Gedanken der Reformation. Zumal die Schrift bei Schleiermacher in ihrem Wert so zurücktritt, dass bekanntlich das Alte Testament für ihn gar nicht in Betracht kam. In den Reden beantwortet er die Frage, die einmal Novalis aufgeworfen: sollte die Bibel nicht noch im Wachsen sein, ganz im Sinne Barclays: Die heiligen Schriften verbieten keinem anderen Buch, Bibel zu sein. Der Glaube an die Schrift setze den Glauben an Christus voraus und dieser Glaube kann ohne die Schrift durch jede andere Berührung mit seiner Wirksamkeit in der Kirche entstehen. Die Schrift ist nur die Urkunde der Offenbarung der christlichen Gemütszustände. In seinen Erwägungen über das Verhältnis von $\nu\omicron\delta\varsigma$ und $\pi\nu\epsilon\delta\mu\alpha$ erinnert Schleiermacher vielfach an die Aussagen, die wir früher vernahmen. Der $\nu\omicron\delta\varsigma$ ist an sich Eins mit dem $\pi\nu\epsilon\delta\mu\alpha$ und ist $\pi\nu\epsilon\delta\mu\alpha$ niedrigerer Potenz. Er konnte aber sich nicht selbst zum $\pi\nu\epsilon\delta\mu\alpha$ erheben, dieses konnte er nur als ahnendes Erkennen begehren und als Gnade in Christo empfangen. Natur und Gnade stehen nicht im Widerspruch; die Natur ist nur da unter der Voraussetzung der Gnade, die Gnade nur in Beziehung auf die menschliche Natur.

Wenn nach der Bewunderung von verschiedenen anderen religiösen Genien zuletzt sich die Andacht um den sammelt, der mit dem Vater sich eins fühlte, so ist dieser Christus doch etwas anderes als der der Schrift und der Reformation: ein bevorzugter heiliger Mensch, der nach einem Scheintod ein rätselhaftes Ende genommen hat.

Die Beziehungen Schleiermachers mit der Mystik sind mannigfach. Die Unmittelbarkeit seines in sich selbst ruhenden religiösen Gefühls ist nur ein Abglanz des inneren Wortes und Lichtes in früherer Zeit. Ebenso seine Abneigung gegen alle spekulativen Lehrsätze, die die Dialektik so leicht zerstören könne. Er ist der moderne Enthusiast. Er hat keine ausgebildete Gotteslehre. Der Glaube ist eher da als das Dogma. Dasselbige ist veränderlich und entsteht durch Reflexion auf die Aussagen der christlichen Gemütszustände.

Den Schleiermacher der Schweiz nennt man Alexander Vinet. Bei ihm, der den christlichen Dogmen viel positiver entgegenstand als Schleiermacher, ist wie bei Denk und seinen Genossen ein tiefes Bedürfnis den Glauben an die Trümmer des Ebenbildes Gottes im Menschen anzuknüpfen, an die zerrissenen Akkorde, die sich aus einer früheren Harmonie in ihm noch finden sollen. Dazu kommt seine begeisterte Teilnahme für die religiöse Freiheit des Individuums: für dieses ist der Glaube, die ganze christliche Wahrheit da. Er verkennt die Notwendigkeit der Gemeinde und des Gemeindeglaubens, die den Einzelnen tragen und mit einem Gemeinsamen verbinden müssen. Vinet hat an keinem christlichen Dogma geändert, aber er behandelt sie mit einer gewissen Unbesorgtheit, zufrieden mit den tiefen Empfindungen und gemütlichen Genüssen, welche die Erweckungszeit in die Gläubigen legte. Er will an der Lehre, an dem Wert des Wortes und der Sakramente nicht ändern, aber die inneren Erfahrungen sind ihm doch bedeutsamer. Daher auch die ängstliche Bemühung auf seinen Wandel zu achten im Sinne der Askese eines Pascal, der Mangel, es wie die Reformatoren auf die freie Gnade allein zu wagen.

Es ist bekannt, dass Schleiermacher die ganze moderne Theologie wesentlich bestimmt hat.

In Holland hat namentlich die Groninger Schule an Schleiermacher angeknüpft. Überall wird die Selbständigkeit der christlichen Persönlichkeit, des christlichen Glaubensbewusstseins auch gegenüber der Schrift, sei es schwächer oder sei es stärker, betont. Dies tritt auch in einem anderen Lehrpunkt (Müller, Dorner, vor allem Rothe), in weitgehender Art hervor.

Die Schwärmer der Reformationszeit gingen wie Denk immer von der relativen Freiheit des Menschen aus, die sich Gott gegenüber leidentlich verhalten könne, empfänglich und aufnehmend: es hing das aufs engste mit dem inneren Wort zusammen, dieser unmittelbaren Stimme der Wahrheit, der sich der Mensch hingeben kann. In diesem Stück sind sie so sehr Vorläufer der modernen Theologie, dass außer Schweizer, Scholten und Romanz und einer erst in der letzten Zeit in Holland und Deutschland mehr zur Geltung kommenden altcalvinischen Richtung (Kuyper, Zahn, Böhl) die gesamte moderne Theologie in ihren verschiedenen Färbungen die relative Willensfreiheit des Menschen behauptet. Dies tun sowohl die Vermittlungstheologen als die konfessionellen Lutheraner (Luthardt, Kahnis) und Reformierten (Ebrard, Heppe). Indem man die Prädestinationslehre bekämpfte, stellte man auch das, wenn auch beschränkte liberum arbitrium des Menschen auf.

Die neuste Theologie in Deutschland, die von Ritschl in Göttingen, hat wenigstens soweit Beziehungen zu dem ungeschriebenen Wort und inneren Licht der Schwärmer, dass sie, indem sie alle wissenschaftliche Erkenntnis des Seins verwirft, einzig die religiöse Erfahrung des echten christlichen Bewusstseins anerkennt. Da alle Wahrheiten und Tatsachen des Christentums in Phänomene des subjektiven Bewusstseins, da alles Objektive der Offenbarung zu der Offenbarung Gottes in Christo zusammenschmilzt, die nicht mehr offenbart als dass dem Menschen durch ihn Gottes Liebe und Treue enthüllt wird, da die Werturteile der Erfahrung die Seinsurteile nicht mehr nötig haben, so bleibt zuletzt nur ein sittlicher Wandel in den Pflichten des Berufes, der begleitet ist mit einer Vergebung der Sünden, die als etwas von Ewigkeit in Gott vorhandenes, eigentlich selbstverständlich ist. Die Magerkeit des inneren Bedürfnisses lässt auch den Inhalt der Offenbarung mager und arm werden.

Es gibt keine göttlichen Gnadeneinflüsse, besonders nicht im heiligen Geist, sondern nur entsprechende Tätigkeiten und Empfindungen des menschlichen Geistes; das wäre doch nur die äußerste Konsequenz von den Schwärmern in der Reformationszeit, welche vielmehr die besonderen Offenbarungen des Geistes betonten, nur losgelöst von dem im Wort gebundenen Geist und mit diesem in vielfachem Widerspruch.

Wir können das Resultat unserer Untersuchung in dem Satz zusammenfassen: Die ganze Geschichte des Protestantismus durchzieht eine geistige Richtung, die neben der Autorität der Schrift und Sakramente bald mehr bald weniger die Autorität eines inneren Wortes betont, sei dasselbe Produkt göttlicher Erleuchtung oder die Stimme des natürlichen Gewissens.

Welchen Wert hat diese Anschauung für den Protestantismus überhaupt?

III.

Der Protestantismus ist eine geschichtliche Erscheinung und hat als solcher sein bestimmtes Gepräge. Erkennt man das Wesen der christlichen Wahrheit am besten aus den ersten Urkunden derselben und sind diese für dieselbe maßgebend, so wird man auch den Protestantismus nach seiner wirklichen Bedeutung aus den Zeugnissen der Reformatoren charakterisieren müssen. Man hat unter Protestantismus sehr verschiedenes verstanden: nach neueren Auffassungen soll er nur das Prinzip der freien Individualität sein und das Recht der einzelnen Iche gegenüber allen geistigen Autoritäten aussprechen. Aber das war er keineswegs nach den Auffassungen der Reformatoren. Ihnen standen die autoritativen Mächte des Wortes und des Geistes unwandelbar fest; auch da, wo Luther sich ein freies Wort über den Jakobibrief erlaubte (was Calvin nicht getan) änderte dies gar nichts an seiner Gesamtstellung zu der Schrift, auf die er sich überall als auf ein großes Ganzes beruft. Wort und Geist hatten aber darum bei den Reformatoren diese wichtige Stellung, weil das erstere allein von geschichtlichen Tatsachen, die eine ewige Bedeutung haben, uns Kunde bringt: eine Kunde, von der eine unmittelbare Erleuchtung, ein ungeschriebenes Wort, ein inneres Licht, auch das Zeugnis des Gewissens schlechterdings nichts aussagen kann. Das Wort vermittelt allein die Botschaft von dem, was einmal in Christus als für alle Zeiten nachwirkend, geschehen ist. Es sagt etwas, was kein Mensch aus sich selbst weiß und auch ein natürlicher Wahrheitssinn nicht einmal ahnen kann. Die Heilstatsachen stellt das gelesene und verkündete Wort vor uns hin: darin beruht sein unvergleichlicher Wert. Wenn nun zu diesem Wort der Geist hinzutritt, so liegt seine Bedeutung als heiliger vom Himmel gesandter Geist darin, dass er die Heilstatsachen in dem Wort verkündet, dem Einzelnen als für ihn wichtig und auch für ihn geschehen innerlich bekräftigt. Hier tritt allerdings die Erfahrung des Einzelnen in sein Recht. Er, der mit dem Wort den Geist empfängt, in ihm ein ihm selbst gewisses Zeugnis, kann auf dasselbe getrost trotzen und bauen. Was *er* so glaubt, ist Wahrheit gegenüber einer ganzen Welt. Dies ist die Herrlichkeit und freie Stellung des wahren Protestanten.

Davon sehr verschieden ist aber doch alles das, was die Schwärmer und Enthusiasten zu allen Zeiten von dem ungeschriebenen Wort behauptet haben. Es ist nur die Subjektivität ohne Schranke. Es ist die Selbsterleuchtung ohne göttliche Belehrung. Es ist in seinen verschiedenen Fassungen doch *der* Gedanke, der allen modernen Systemen zu Grunde liegt: der Mensch als vernünftiges, freies, sich selbst bestimmendes Wesen hat Religion, und seine Pflicht, Tugend und Würde besteht darin, religiös zu sein. Es ist etwa das, was Heinrich Lange so ausspricht: „Die Religion ist nicht Lehre, nicht Glaubenssatz, nicht Verstandeserkenntnis, nicht eine Summe metaphysischer, physikalischer, geschichtlicher Wahrheiten, die stets dem Streit unterliegen; sie ist Leben, das innere Leben der Menschenseele in und mit Gott; sie ist Gefühl, Geist, Gesinnung. Die Religion erträgt daher kei-

ne tote, für alle Menschen und alle Zeiten feststehende Formel; sie ist Sache der persönlichen Überzeugung.“ Aber wie es nie eine Religionsgemeinschaft ohne Lehren und Bekenntnis gegeben hat, so hat auch der Protestantismus ein aus dem Wort geschöpftes Bekenntnis, das der Inhalt und die Kraft alles Gefühls und aller Gesinnung ist. Wie Gedanken erst dadurch klar werden und Fassung empfangen, dass sie Worte werden, das Wort eben der Gedanke ist. so ist jedes religiöse Gefühl leer ohne ein bestimmtes Bekenntnis des Glaubens, ohne Lehren der Wahrheit, an denen es sich erfreut und belebt. Religion ist wesentlich Bekenntnis, aber geglaubtes und erfahrenes Bekenntnis. Und dieses Bekenntnis kann nirgends, wie Nietzsche (System der christlichen Lehre S. 95) richtig sagt, aus schlechthin innerlichem Quell geschöpft werden und jede Berufung auf das innerliche Licht bei Verachtung des äußeren Wortes läuft auf leere Schwärmerei hinaus.

Die Zuflucht, die man auch neuerdings wieder zu dem lediglich im Gefühl beruhenden freien Protestantismus genommen hat, ist namentlich auch dadurch geschehen, dass man durch die Kritik an dem Wort irre geworden ist, die Heilstatsachen desselben als nicht erwiesene und nicht mögliche betrachtet – und nun, da doch die Religion und mit ihr die besondere Fassung derselben als Protestantismus nicht aufgegeben werden soll – sich mit einem allgemeinen Gefühl, das noch irgend welche Beziehung zu Christo hat, begnügen will. Aber man bedenkt nicht, dass die Zerstörung der Schrift den Protestantismus zerstört und wir diesen nur in seiner geschichtlichen uranfänglichen Erscheinung als den *echten* Protestantismus anerkennen dürfen.

Hat nun für diesen das ungeschriebene Wort keine Bedeutung? Wenn dieses eine Mahnung bleiben soll, dass wir nicht in einem Glauben an die Schrift, nicht in einer systematisch verknöcherten Orthodoxie, nicht in einem Aufbau bloßer Lehrsätze, sondern in einer inneren Erfahrung, in einem inneren Leben, in einem inneren Trost den wahren Glauben suchen sollen, dass das Herz von demselben erfüllt sein muss – die Bibel im Herzen sein muss, wie Harms gesagt hat, – so ist das ungeschriebene Wort in dieser *erinnernden* Weise nicht wertlos. Auch darin können wir ihm eine Stellung einräumen, dass wir sagen, der Mensch hat in seinem Gewissenszeugnis eine bestimmte Kunde von Gott und seiner Gerechtigkeit, der Richter in ihm bezeugt den unsichtbaren Richter und kann in seinen furchtbaren Foltern ihn zur Gnade Jesu Christi treiben. Jeder Mensch weiß, dass Gott lebt, aus sich selbst und es ist sehr unnötig einen Atheisten bekehren zu wollen, da das Bekannte Gottes in ihm offenbar ist. Indessen haben dies doch auch die Reformatoren gesagt. Sie haben gerade aus der Qual des Gewissens den Trost der Gnade gefunden.

Im allgemeinen muss man sagen: der Ausdruck „ungeschriebenes Wort“ ist verkehrt, und geschichtlich ist dieses Wort anstatt eine Wegleitung zu dem geschriebenen eine Emanzipation von demselben gewesen und der Anlass zu den wildesten und zuchtlosesten Schwärmereien.

Mit der Vernichtung von Wort und Geist im Sinne der Reformatoren ist auch der Protestantismus vernichtet.

Ohne den Boden des Wortes keine Glaubensgewissheit.

Ich schließe mit Bengel: Die Lehre vom inwendigen Wort wird noch viel Unheil anrichten, man wird den Kern ohne die Hülse haben wollen, d. i. Christum ohne die Bibel und so von dem Sublimen ins Gröbste fortschreiten, ohne zu wissen, wie es einem geht.

II. Die Reformatoren und die Mystik

Es ist bekannt, welchen Trost Luther aus den Schriften der Mystiker im Beginn seiner reformatorischen Tätigkeit genommen hat. Er hat wie Keller in seinem Buch: „Die Reformation und die älteren Reformparteien“ mit Recht sagt, in den Jahren 1517-1520 das meiste für die Erneuerung der alt-deutschen Theologie getan. Staupitz, der ganz in den Wegen dieser Theologie ging, hat ihn auf dieselbe aufmerksam gemacht. Seine Vorrede zu der „Teutschen Theologie“, die unter Taulers Namen ging, ist bekannt. Er meinte, dass sie das Heilsamste und mit dem Evangelium am übereinstimmendsten sei, was er je gefunden. Die Bewegung, in welcher er Deutschland mit sich fortriss, wurde wesentlich auch dadurch gefördert, dass er an diese „Teutsche Theologie“ appellierte, wenn auch schon seine „Freiheit eines Christenmenschen“ etwas ganz anderes ist als die Freiheit des Mystikers, der der Welt nicht bedarf und alles Dinges ledig ist, um nur Gott zu leben. Er griff die alten Fäden der Vergangenheit auf, die doch sehr aus Irrtum und Wahrheit zusammengesponnen waren. Er, der dem Lichte erst allmählich entgegengeführt wurde, freute sich auch an den gemischten Strahlen, die ihm Hilfe boten. Warum ist er nun nachher ganz von der Mystik abgekommen?

Er erkannte den großen Unterschied zwischen ihr und der paulinischen Lehre. Er hat sich dadurch von Staupitz getrennt, dessen Briefe er schon 1522 „sehr leer an Geist fand“, und der sich selbst von Luther offen lossagte, „dessen Tun die Langsamkeit seines Geistes nicht fassen könne“. Staupitz hat in der Schrift „Von der Liebe Gottes und vom rechten christlichen Glauben“ es geradezu als eine Eingebung des bösen Geistes an seine fleischlichen Christen bezeichnet, dass man ohne Werke gerechtfertigt werde. Die große Wahrheit seines Zöglings, dass in dem Handel der Rechtfertigung man von allen Werken absehen müsse, hat er nicht in ihrer Tiefe verstanden; er blieb ein Mönch. Luther machte auch weiter die Erfahrung dass der unruhige, in allem herumfahrende Karlstadt eine Masse von mystischen und theosophischen Schriften in die Welt schickte, und dass die darin gelehrt „Gelassenheit“ und der „ungeteilte einige Wille Gottes“ zum größten Teil auf Täuschung beruhten. „Karlstadts Theologie“, sagt er, „ist nicht höher kommen, denn dass sie lehret, wie wir Christo nach sollen folgen.“

In der Erklärung zu Ps. 5 vom Jahre 1519 sagt er: „Viele sinnen und fabeln vieles über die mystische, negative, eigentliche und symbolische Theologie, indem sie nicht wissen, weder was sie sagen noch worüber sie ihre Versicherungen geben; denn sie verstehen weder was Behauptung noch Verneinung ist; man kann ihre Erklärungen nicht ohne Gefahr lesen... Es ist unmöglich, dass sie nicht sich selbst und ihre Leser täuschen. Dies sage ich zur Erinnerung; denn hie und da werden die Kommentare des Dionysius über die mystische Theologie herumgetragen; das sind nur Reizmittel einer aufgeblasenen und ostensiosen Weisheit.“ Der hier erwähnte Dionysius Areopagita führt unter seinem Namen eine Anzahl theosophisch-mystischer Schriften, welche auf Grund neuplatonischer Spekulation eine vollkommene Gnosis versprechen, die unmittelbar durch eine innere reale und übernatürliche Einigung mit „der überwesentlich übererhabenen Übergottheit“ sich vollzieht.

In dem Traktat „Von der babylonischen Gefangenschaft“ (1520) heißt es: „Dionysius Areopagita ist in seiner mystischen Theologie, mit der sich die Unerfahrenheit der Theologaster aufbläst, sehr schädlich. Er treibt mehr Plato als Christum, so dass ich wünsche, dass ein gläubiges Gemüt diesen Büchern ganz fern bleibe. Dort lernst du Christum nicht, und wenn du ihn kennst, verlierst du ihn. Aus Erfahrung rede ich.“ In einer von Löscher mitgeteilten Stelle aus einer Disputation Luthers wider die Antinomer vom Jahre 1537 spricht sich der Reformator gegen die aus, welche nach der Weise der mystischen Theologie sich Gott als Bräutigam, die Seele als Braut vorstellen. Man lehre, dass die Menschen in diesem sterblichen Leib und dieser verderbten Natur und Fleisch mit der unerforschlichen und ewigen Majestät Gottes ohne Mittel verkehren können. Und dazu wird noch die

Theologie solcher Leute als die erste und als göttlich angenommen. „Auch ich habe mich eine Zeitlang in ihr aufgehalten, aber zu meinem großen Schaden. Ich vermahne, dass man jene mystische Theologie des Dionysius und andere ähnliche Bücher, die solche Torheiten enthalten, als eine Pest verabscheue. Denn ich fürchte, dass sich mit ihm fanatische Menschen aufmachen werden, die solche Ungeheuer wieder in die Kirche einschleppen und so die reine Lehre verdunkeln und gänzlich umstürzen.“

Luthers spätere und ihm feststehende Lehre ist etwas ganz anderes als die der „Teutschen Theologie“. Ein Mann, der lediglich in dem Wort Gottes Gott fand, der an diesem Wort ohne alle sinnlichen Empfindungen im nackten Glauben festhielt, der fern von allen Entzückungen und inneren geheimnisvollen Erfahrungen in voller Nüchternheit sein tägliches Elend trug und, statt sich der Welt zu entziehen, in der Welt arbeitete, der vor allem – und hier liegt der hauptsächlichste Unterschied: die völlige Unfreiheit des menschlichen Willens behauptete, von der alle Mystiker nichts wissen wollten, und dann nicht in der Nachfolge Jesu, sondern in der Vergebung der Sünden den Mittelpunkt der evangelischen Wahrheit sah – konnte wohl vorübergehend von der Mystik berührt werden, aber musste sich später ihr ganz entziehen. Es ist eine völlig andere Anschauung bei dem Reformator und bei der „Teutschen Theologie“. Wir möchten hierauf auch die Freunde von Thomas a Kempis aufmerksam machen.

Die „Teutsche Theologie“ ist in der von Luther 1518 besorgten Ausgabe während des 16. Jahrhunderts 26mal gedruckt worden. Sie hat aber auch in einer lateinischen und französischen Übersetzung in den Gebieten der reformierten Reformation Verbreitung gefunden. Und hier sind die Urteile der schweizerischen Reformatoren von gleicher Wichtigkeit wie die Luthers. Die Gelegenheit zu denselben war folgende. Ein klassisch gebildeter Mann von vorzüglicher Gelehrsamkeit, der lateinische und griechische Verse mit Leichtigkeit handhabte, auch eine Bibelübersetzung mehr in eleganter vieles verwischender Sprache als in getreuer und heiliger Dolmetschung geliefert, von gutem Gemüt aber eigensinnig, unbesonnen und seiner Gelehrsamkeit bewusst, ohne Verständnis für die Tiefe der Lehren Calvins, mehr oberflächlich und leicht; der das Hohelied für ein Liebeslied erklärte, bei Paulus eine den Gemeinden nicht mitgeteilte Geheimlehre, die eigentlich „kräftige Speise“ annahm, die selbst Christus gehabt habe, der auch sündigen könne, wenn er nur gewollt – nun ein Mann seltsamer und eigentümlicher Anschauungen, der von der Erbsünde und der Prädestination nichts wissen wollte, war es, der hineingezogen in die Gedanken der Mystiker diese zu verbreiten sich bemühte. Wir meinen den Rektor einer Schule in Genf, der nachher in Basel lebte und starb, den Humanisten Sebastian Castellio, den feinen Akademiker, der so furchtbar den Zorn Calvins und Bezas reizte, und dies nicht am wenigsten durch die Herausgabe der „Teutschen Theologie“ in lateinischer Übersetzung. Dieselbe erschien 1557 in Basel in der Druckerei des Oporinus. Im Jahr darauf kam auch eine französische Übersetzung von Castellio ans Licht, und im Jahre 1563 von demselben eine Übersetzung des Thomas a Kempis in klassischem Latein. Er lebte in seinen letzten Jahren ganz in den Theorien einer schwärmerischen Liebe und in den Hoffnungen auf das Zeitalter eines Geistes, der mit seinem helleren Lichte die Notwendigkeit des Bibellesens beseitigen werde. Die Linie, die ihn von den Anabaptisten trennte, war sehr fein, und gern besuchte er ihre Versammlungen, die den in Lehre und Gefühl schwankenden Mann anzogen.

Calvin hat sich gegen die „Teutsche Theologie“ im Februar 1559 in einem Brief an die französische Gemeinde in Frankfurt ausgesprochen. „Man hat dort“, schreibt er, „einige Bücher einführen und gutheißen wollen, nämlich die „Teutsche Theologie“. Wenn ich jemals etwas erfahren oder geschmeckt habe von Gottes Wort, so möchte ich, dass sich die Verfasser derselben enthalten hätten. Denn wenn sich auch keine bemerkenswerten Irrtümer finden, so sind es doch durch die List des

Satans zusammengebrachte Witze, um die ganze Einfachheit des Evangeliums zu verderben. Achtet ihr mehr darauf, so werdet ihr finden, dass ihnen ein geheimes Gift von so tückischer Wirkung mitgegeben ist, das, wenn es sich ausbreiten würde, die Kirche vergiften könnte. Deshalb bitte ich euch, meine Brüder, vor allen Dingen und ermahne euch im Namen Gottes, wie die Pest alle diejenigen zu fliehen, welche es versuchen, euch mit solchem Schmutz zu beflecken. Auch bitte ich diejenigen, welche schon sich damit vermengt haben, besser zu unterrichten und das Übel nicht weiter zu nähren, das man dann später, auch wenn man will, nicht heilen kann.“

In ähnlicher Schärfe äußerte sich Farel an Bullinger im Juli 1557: „Es gab mir jemand einige Schriften von Krautwald (ein Schüler Schwenkfelds in Schlesien) und von Schwenkfeld zum Lesen. Welche mit Schlaueit und List vorgetragene Gottlosigkeit las ich dort! Der Drucker hat seinen Namen nicht genannt. Für einige Zeit las ich auch die „Teutsche Theologie“, von der ich vermute, dass sie von dem ganz verderbten Georg David und von Bauhin und ähnlicher Sorte ausgegangen sei. Oporinus scheint eben alles herausgeben zu müssen, was er will. Der hat dies gottlose Buch gedruckt. Wie gottlos wird doch Deutschland verführt, dass es für die Theologie der wahren Lehre des Glaubens, die durch den hl. Geist den Propheten und Aposteln geoffenbart und in den heiligen Schriften niedergelegt ist, den anabaptistischen Wahn hat. Wohin zielt doch die Politik des Plato und die Träume des Dionysius, wenn nicht, dass sie ganz von Gott ableiten und zur bloßen Kontemplation hinführen. Doch die unserige steigt auf durch Christum zum Vater. Christus möge diese Übel abwenden. Solches gottlose Zeug zu entfernen, möchte es doch gelingen. Es ist gewiss, dass du es mit den Deinen verabscheust. Was aber bei euch nicht geduldet ist, das wird in Basel gedruckt.“ Dieses verwerfende Urteil wiederholt Farel an Bullinger im September 1557. „Alle müssten dahinstreben, dass die „Teutsche Theologie“ mit dem Verfasser und dem, der sie gedruckt hat und ähnliche Scheußlichkeiten, ganz beseitigt würden.“

Das sind die Empfindungen der Schweizer über ein Büchlein, das Luther 1516 und 1518 noch lebhaft lobte, das er aber nachher auch verwarf. Es ist ein Zeitraum voll Erfahrung inzwischen verlaufen. Das mit allerlei Scheinlicht sich anfänglich noch verbindende Sonnenlicht der Wahrheit war ganz aufgegangen: die Mystik und die Reformatoren waren geschieden. Es ist nicht so leicht aus den Banden der Mystik sich zu befreien und zur vollen Einfalt und Nüchternheit des evangelischen Glaubens durchzudringen. Innerliche Übungen und äußere asketische Bemühungen liegen dem Menschen viel näher, als in der täglichen Dürre und bleibender innerer Armut sich lediglich an den Trost der Vergebung der Sünden zu halten. Aber das ist doch der einzige und wahrhaft standhaltende.

Es ist noch ein Punkt, der die Reformatoren und die Mystik trennt: es ist das beiderseitige Verhältnis der Liebe. Das Thema der Liebe ist bei den Mystikern und den Anabaptisten, wie auch bei Castellio, ein mit den süßesten Worten, mit den glühendsten Farben wiederholt behandeltes. Man schwärmt hier für Liebe. Darum auch die in diesen Kreisen zuerst auftauchende Duldsamkeit gegen alle möglichen Irrtümer.

Es ist auffallend, dass Männern wie den Reformatoren, die sich für die Kirche aufopferten, der Vorwurf der Lieblosigkeit und Härte von den Mystikern gemacht wird. Worin lag doch der große Unterschied der beiden Anschauungen? Die Reformatoren kannten nur eine Liebe, die sich auf das reine Lehrwort gründete und dieses vor allem liebte, womit ihnen dann auch die Liebe für die Brüder gegeben war; die Mystik hatte, losgelöst von dem Wort, eine Liebe, die ebenso in innigen süßen Empfindungen gegen den Bruder schwärmte, wie sie sich in oft taumelhafter Wärme in Gott versenkte. Bei den Reformatoren war die Nüchternheit der Liebe; bei den Mystikern der Rausch der

Liebe, der dann oft im Fleisch endete. Letztere verstanden den Ernst und die Schärfe der ersteren nicht, während diese den mystischen und anabaptistischen Taumel verabscheuten.

Ich möchte zum Schluss noch einen Schritt weiter gehen. Im Jahre 1632 hat Johann Arnd die „Teutsche Theologie“ mit einer Vorrede neu herausgegeben und in derselben behauptet, dass dieses Büchlein ganz geistreich und augenscheinlich von der Nachfolge Jesu Christi lehre. Es ist begreiflich, dass Arnd dies getan hat; denn die „Teutsche Theologie“ hat viele Elemente, die er in seinen eigenen Anschauungen aufgenommen hat und in seinem wahren Christentum lehrt. Liest man nun in Ritschls „Geschichte des lutherischen Pietismus“ den Abschnitt über Arnd, so wird man sich dem Nachweis nicht entziehen können, dass Arnd mittelalterliche mystische Gedanken erneuert hat, die in einem Gegensatz zu der korrekten lutherischen Lehre stehen, und die man als ungesund bezeichnen muss. Man kann die Dogmatik Ritschls zurückweisen: in den Nachweisungen, dass die Lehrer des Pietismus mönchisch-asketische und mystisch-über-schwengliche und darum unlautere Ideen wieder eingeführt haben, hat er vollkommen recht. Nur geht er dann wieder in seiner rationalisierenden und alles in einen bürgerlich brauchbaren Moralismus auflösenden Lehrweise so weit, dass er überhaupt keine geheimnisvolle Einwohnung Christi in den Gläubigen kennt. Diese bezeugt aber überall das N. T., und so wird die Widerlegung der Mystik zur Prosa der nüchternsten und hausbackenen Sittlichkeit. So schwankt der Mensch immer in Gegensätzen, und es gehört eine große Weisheit und die gegründetste Erfahrung dazu, das Geheimnis der Heiligung nach der Wirklichkeit des Wortes und des täglichen Lebens zu verstehen und zu lehren. Hier ist auch Luther der Meister, wenn er uns in seinem Kommentar zur Genesis die Führungen der Altväter erzählt. Man wird dabei erkennen, welch ein großer Unterschied auch zwischen Luther und Arnd ist.

III. Calvin als Dichter

Dr. von der Linde hat in den „Preußischen Jahrbüchern“ es ausgesprochen, dass es uns noch immer an einer Biographie Calvins fehle, die dem reichen Material genügt, das in der letzten Zeit gesammelt worden ist. Stähelin in Basel wollte in der zweiten Auflage seiner Arbeit über Calvin die neuen Forschungen überwinden, und ich fand ihn vor einigen Jahren tief versunken in dieser Mühe und mit der Klage, dass seine Gesundheit nicht mehr recht dazu ausreiche. Er ist inzwischen gestorben, und ich weiß nicht, in welchen Händen jetzt die Sache liegt. Es wäre ein großer und schöner Dienst, wenn jemand im Sinne Calvins sein Leben bearbeitete. Es liegt dafür ein wahrhaft großartiges Material vor. Einen kleinen Beitrag wollen wir hier liefern.

Als Calvin im September 1538 nach Straßburg kam, um dort als erster Pastor die französische Gemeinde zu leiten, fand er schon seit längerer Zeit den kirchlichen Gesang in der deutschen Gemeinde eingeführt. Er ging bald daran, einige gereimte Psalmen zusammenzustellen. Das Gerücht von diesem Werk verbreitete sich, und ein Pastor von Montbeliard schrieb ihm am 28. Juni 1539: „Schicke mir, ich bitte dich, die französischen Psalmen.“ In demselben Jahr zirkulieren schon Abschriften von gereimten Psalmen in Neufchâtel, werden dort gesungen und sollen auch nach Genf gesandt werden. Calvin schreibt im Dezember an Farel, dass er selbst als seine ersten poetischen Versuche Ps. 25 und 46 übersetzt und dazu deutsche Melodien gefügt habe, die so sehr gefielen. Im August 1540 wünscht schon jemand von Wittenberg, dass man ihm die französischen Psalmen senden möge.

Man hat in der Bibliothek zu München ein Exemplar des ersten reformierten Psalmbuches vom Jahre 1539, in Straßburg erschienen. Einige Psalmen und Gesänge sind singbar gemacht. Das Büchlein besteht aus 32 Blättern; am Ende des letzteren steht: „Psalm und Gesang werde ich singen dem einigen Gott, solange ich bin. Gott allein sei Ehre und Ruhm.“ Ein merkwürdiges Buch; denn es ist die Quelle, aus der die ganze große Psalmenliteratur und noch mehr der ganze, die Welt vier Jahrhunderte durchtönende Psalmengesang geflossen ist. Es enthält 18 Psalmen und drei Gesänge, nämlich den Gesang des Simeon, die zehn Gebote und das Credo. Ps. 113 und das Credo ist in Prosa gegeben. Von den gereimten Psalmen sind zwölf von dem Psalmenübersetzer Marot, dem dichterisch begabten Kammerherrn Franz' I., von Calvin in kirchlichen Gebrauch aufgenommen, ohne dass er damals schon Marot gekannt hat, wahrscheinlich durch reformierte Freunde ihm mitgeteilt, welche dieselben, da sie am Hofe gesungen wurden, mit Dank in ihren Kultus einführten. Sie kamen übrigens nicht direkt von Paris nach Straßburg, sondern über Antwerpen, wo sie einige Veränderungen erfahren hatten. Wie Luthers Lieder, so flogen damals auch die Psalmen durch die Welt.

Man hat lange übersehen, dass auch Calvin Psalmen übersetzt hat. Beza, sein Freund, erwähnt es nicht. Erst neuerdings hat man diese Tatsache recht ins Auge gefasst in den sorgfältigen Arbeiten von Bovet und Douen. Die Arbeit Calvins hat nicht die Feinheit und Lieblichkeit, die Marots Weise auszeichnet; es fehlt die gewandte Art; die männlichen Reime kreuzen sich untereinander; das unschöne Wort *pourtant* kehrt oft wieder. Calvin hat sich eine poetische Gabe zugetraut, und wir besitzen von ihm außer den Psalmen auch noch ein Epinicion (Siegeslied), in derselben Zeit wie die Psalmen entstanden, und einen Gruß an Jesus Christus.

Da mit Ps. 25 und 46, die Calvin selbst als seine Arbeit bezeichnet, immer Ps. 41 und 138 verbunden sind, diese auch denselben Autor zeigen, so nimmt man diese vier Psalmen als bestimmt von Calvin stammend an. Douen führt auch eine Reihe von Gründen an, die Ps. 36, der die gewaltigste Melodie des ganzen Buches hat, Calvin zusprechen. Ebenso sind von ihm der Gesang des Simeon und die zehn Gebote.

Die Bibliothek zu Stuttgart, welche so viele wertvolle und seltene Bücher enthält, hat auch das einzige bekannte Exemplar der in Genf 1542 besorgten Ausgabe der kirchlichen Gebete und Gesänge. Es trägt den Titel: „Die Form der Gebete und kirchlichen Gesänge mit der Weise die Sakramente zu verwalten und die Ehe einzusegnen: gemäß der Gewohnheit der alten Kirche.“ Es ist ein in Schweinsleder gebundenes Büchlein, in das hinten im J. 1646 ein Johannes Zündler zu Oberhausen seinen Namen hineingeschrieben hat. Es hat 92 Blätter und trägt in dem Olivenblatt das Zeichen des Genfer Druckers Jean Gerard. Ps. 149 ist mit den Worten: „Singet dem Herrn ein neues Lied, und sein Lob gehört in die Versammlung der Gläubigen“, und Ps. 150 mit diesen: „Alles, was atmet, lobe den Herrn“ eingeleitet. Es ist kein Druckort, kein Drucker, auch keine Regierung noch Privilegium angegeben.

Eine Vorrede in Form eines Briefes an den Leser, von Calvin verfasst (aber erst in der Ausgabe von 1545 steht sein Name), leitet die Gesänge ein. Sie ist nachher von den meisten Psalmenausgaben des 16. Jahrhunderts wieder abgedruckt worden. Er hebt hier mit Recht hervor, dass auch der Gesang *Gebet* sei. „Wir wissen aus Erfahrung, dass der Gesang zu großer Stärke und Kraft die Herzen und Menschen anregt und entflammt, um Gott mit brennendem Gemüte anzurufen und zu loben. Es ist immer darauf zu achten, dass der Gesang nicht seicht und flatterhaft sei, sondern voll und majestätisch, wie Augustin sagt. Ebenso ist auch ein großer Unterschied zwischen der Musik, welche man macht, um die Menschen bei Tische und in den Häusern zu unterhalten, und den Psalmen, welche man in der Kirche singt und in Gegenwart Gottes und seiner Engel... Unter den Dingen, welche geeignet sind, um den Menschen zu erfrischen und ihm Vergnügen zu bereiten, ist die Musik die erste, oder eine der ersten und als eine besondere Gabe Gottes für diesen Zweck bestimmt. Wir müssen sie daher nicht missbrauchen und beflecken und zu unserem Gerichte benutzen, sondern zu unserem Segen und Heil. Kaum gibt es etwas in dieser Welt, wie schon Plato weise beachtet hat, was so wie sie die Sitten der Menschen ändern und veredeln kann. In Wahrheit, sie hat eine geheime und unglaubliche Kraft, die Herzen, wie sie will, zu bewegen. Verdirbt schon ein böses Wort gute Sitten, wie vielmehr wird dies eine verderbliche Melodie tun, welche ganz und gar das Herz durchdringt; denn wie durch einen Trichter der Wein in das Gefäß geschüttet wird, so wird durch die Melodie das Gift und das Verderben bis auf den Boden des Herzens ausgegossen. Man muss darum heilige Melodien haben, welche uns wie Stacheln sind, uns zum Gebet und Liebe Gottes anzureizen, seine Werke zu betrachten, ihn zu lieben, zu fürchten, zu ehren, zu verherrlichen. Da nun aber niemand von Gott Gutes singen kann, er habe eben dies von ihm empfangen, so tragen die Psalmen Davids diese Art, die ihm der heilige Geist diktiert hat. Sie loben sich selbst. Die Melodie ist so gesetzt, dass sie gewichtig und majestätisch sei, entsprechend ihrem Gegenstande.“

Ähnlich äußert sich Calvin in der *Institutio* Cap. XV de Oratione: „Gewiss ist der Gesang der ernsten Würde entsprechend zu halten, welche der Gegenwart Gottes und der Engel geziemt; er soll den heiligen Handlungen Weihe und Anmut verleihen und ist vor allem geeignet, die Gemüter zu wahren Eifer und zur Glut des Gebetes anzutreiben. Man muss aber Sorge tragen, dass die Ohren nicht mehr auf die Modulation achten als die Seelen auf die geistige Bedeutung der Worte. Auch Augustin hat diese Gefahr ins Auge gefasst und zuweilen gewünscht, dass eine Sitte des Athanasius eingeführt werde, welche dem Sänger mit einem so würdigen Fluss der Stimme zu singen befahl, dass er mehr zu sprechen als zu singen schien. Hält man das richtige Maß, so ist der Gesang der heiligste und heilsamste Gebrauch. Die Gesänge, die nur auf die Süßigkeit und das Ergötzen der Ohren gerichtet sind, entsprechen nicht der Majestät der Kirche und missfallen Gott aufs höchste.“

Die Gedanken Calvins über das rechte Maß des kirchlichen Gesanges haben öfter die Kirche bewegt, und man hat nach beiden Seiten zur rohen Formlosigkeit hin und zum luxuriösen Sinnenge-

nuss Missgriffe gemacht. In Amerika hat sich Thomas Hastings mit der Sache beschäftigt und den richtigen Grundsatz ausgesprochen: „In kirchlicher Musik muss das Künstlerische durchaus dem Charakter der Anbetung unterworfen sein.“ Wie viele s. g. religiöse Aufführungen aber gibt es, die der Anbetung nicht entsprechen!

Wie wahr sind doch jene Bemerkungen Calvins. Die Melodie ist von dämonischer oder himmlischer Gewalt. Auf der einen Seite in Frankreich die Marseillaise, auf der andern der 68. Psalm, der Schlachtgesang der Hugenotten.

Es folgen in dem Büchlein 30 Psalmen von Marot und fünf von Calvin, zwei andere Gesänge von demselben (Gesang des Simeon und die zehn Gebote) mit dem Paternoster und Credo von Marot. Letzteres ist hier gereimt. Den Schluss bilden die kirchlichen Gebete und Formulare. Die Straßburger Melodien sind umgearbeitet. Es erhellt auch, dass der Gesang des Vaterunsers und des Credo keineswegs spezifisch lutherisch ist. Das Kyrie eleison und das Halleluja, welches den Dekalog und das Paternoster schlossen, fehlen in der Genfer Ausgabe, während sie noch in der Straßburger mit der Absolution vorhanden waren.

Von den beiden Gesängen Calvins: „Gruß an Jesus Christus“ und „Siegeslied“ geben wir hier nach Stähelin und Pressel noch die deutsche Übersetzung, welche hinsichtlich des Versmaßes und im wesentlichen auch hinsichtlich der Worte dem Original entspricht.

Gruß an Jesus Christus

Ich grüße dich, der du mein Heiland bist,
 Mein wahrer Bräutigam und einz'ger Christ.
 Der für mich auf sich nahm
 So viele Müh' und Gram,
 So viele Angst und Pein:
 O nimm aus meinem Herzen
 All' eitle Schmerzen,
 All' Sorg' und Bangesein.

Du bist der König an Erbarmen reich,
 Der überall hat sein gewaltig Reich.
 So hab' bei uns es auch,
 Und übe Königsbrauch
 Recht voll und ganz.
 Erleuchte unsern Sinn,
 Regier' uns, führ' uns hin
 Bis in des Himmels Glanz.

Du bist das Leben, draus uns Leben fließt,
 Das alle Kraft, all' Sein in sich beschließt.
 So gib uns Trost und Halt
 Gegen des Tods Gewalt,
 Dass ohne Bangigkeit

Wir ihn erscheinen sehn,
Und durch sein Dunkel gehn,
Wann kommt die Zeit.

Du bist die Liebe, gründlich tief und wahr,
Die Sanftmut, die nie herb und bitter war,
O lehr' uns preisen,
Lieben und erweisen
Deine süße Güte.
Nimm zu dir ein,
Lass eines mit dir sein
Das Herz und das Gemüte.

Du bist des Friedens und der Hoffnung Bund;
In dir allein steht unsres Glaubens Grund.
So heg' und nähre
Und stärk' und mehre
Auch unser Hoffen,
Dass es viel tiefer geh'
Als alles Leid und Weh',
Das uns betroffen.

Zu dir fleh'n wir, der Eva arme Kinder,
Verbannt, im Elend und der Not der Sünder.
Zu dir seufzen wir,
Vor dich bringen wir,
Womit wir beschwert sind.
Wir suchen Vergeben,
Wir bitten um Leben,
Obwohl wir's nicht wert sind.

O treuer Mittler, der du uns vertrittst
Beim Vater, als Versöhner für uns bittst;
Wend' deines Auges Strahl
Zu uns ins dunkle Tal;
Zeig' uns in seinen Höhen
Den Vater und sein Reich,
Und lass mit dir zugleich
Uns sicher dahin gehen.

O Gnadenherr, Erbarmer, Sündenlamm,
Der gläub'gen Seelen holder Bräutigam,

Herr Jesus, unsre Hut,
Des Antichristes Wut
Stell dich entgegen.
Gib uns den Geist,
Der in dein Wort uns weist,
Der Wahrheit Segen.

Siegeslied

Furchtbar rauschest du hin, o Zeit, mit gewaltigen Flügeln,
Trägst im Sturm davon Stützen und Schätze wie Laub.
Nimm sie dahin – Ein Kleinod wirst nimmer du rauben:
Hoffnung, das goldene Vließ gläubiger Kenntnis des Herrn.
Köstlicher Mantel, mit dem Elia die Wasser zerteilte,
Jeglichem fällt er anheim, der wie Elisa sein harrt.
Siehe, wir lachen mit ihm des zischenden Hohnes und Hasses,
Welchen die Schlange der Welt uns in das Angesicht speit,
Siehe, wir schreiten mit ihm zum Holzstoß mutig und heiter,
Welchen das wütende Rom unserer Sache gebaut.
Siehe, wir segnen mit ihm die Ströme des heiligen Blutes,
Welche der Mordlust Schwert ohne Erbarmen vergießt.
Über dem Zischen der Welt klingt hell die Stimme des Hirten,
Welche die Herde im Wort strafet und stillt und stärkt.
Über dem Holzstoß weht gar herrlich die Fahne des Herzogs,
Der sich vom Holze des Fluchs schwang auf den himmlischen Thron.
Über dem strömenden Blut entsprießt in saftigen Halmen
Eine für Wahrheit und Recht blühende, reife Saat.
Ja, dies stehet uns fest, so tief wir selber in Ohnmacht
Jetzt liegen und Schmach unter der Gottlosen Druck:
Christus ist hie! Und schlägt im göttlichen Rate die Stunde,
Bricht er mit Macht hervor, nimmt er die Schaufel zur Hand,
Fegt seine Tenne er rein und sammelt in Scheunen den Weizen.
Aber in ewiger Glut wird er verbrennen die Spreu!
Dräue uns immer, o Zeit, und spottet uns, Stolze der Erde,
Hoch aus den Höhen erfüllt unsere Seelen der Sang:
Preisest mit Jauchzen die Rechte des Herrn in der Gläubigen Hütten,
Ewiglich ist sie erhöht, ewig behält sie den Sieg!

IV. Genf im 19. Jahrhundert

Flaggen wehen, Triumphbogen ragen empor, überall der Schmuck des Grünen, selbst die Droschken haben ihre Zelttücher mit Blumen und die Köpfe ihrer Pferde mit Fähnlein geziert: noch nie sah ich eine Stadt so schön, so reich geschmückt; in den Farben Genfs, des Waadtlandes, der Schweiz und Frankreichs prangt sie. Welch ein Leben auf den Straßen, auf den herrlichen Quais an dem tiefblauen See. Eine Musikbande nach der andern zieht mit klingendem Spiel ein mit jenem aggressiven, kriegerischen Ton, der die französische Musik charakterisiert; an ihrer Spitze schreitet ein oder mehrere Genfer Bürger, die sie empfangen. Was begibt sich denn in der Stadt Calvins an diesem Sonntag? Man feiert einen concours musical (Musikwettstreit), zu dem auch Frankreich seine Musikgesellschaften geschickt hat. Es braust von lauter Tönen in der Luft und das Volk ist berauscht von eitel Festfreude. Am Abend aber sitzt man dichtgedrängt bei den Cafés und hört in der lauwarmen Luft dem Gesang leichtsinniger Dirnen auf dem Grand Quai zu. „Man spricht sehr wenig von Calvin in Genf“, sagt mir der reformierte Pfarrer N., „weder in der Presse noch auf den Kanzeln. Er hat die Stadt geschaffen, doch sein Name wird selten erwähnt.“ Die ehrwürdige Gesellschaft der Pastoren des Kantons ist sehr erstaunt, als ich ihr als ein Calvinist sans reserve vorgestellt wurde. Der Name eines Professors in Lausanne wird mir genannt, der mit mir übereinstimmen werde. Pastor N. erzählt von dem aufgefundenen Grab Calvins, das manchem noch ganz unbekannt ist.

„Auf einem alten Bilde des Kirchhofs Plain Palais war das Grab Calvins bezeichnet. Man hatte bei seiner Beerdigung eine Trauerweide auf dasselbe gepflanzt. Ein Jahrhundert hat sie gestanden, dann brach sie der Sturm. Aufs neue pflanzte man ein Reis von ihr an ihre Wurzel. Es wuchs heran, blieb aber nicht lange. Als man nun in neuerer Zeit den Kirchhof regulierte, grub man an der als Calvins Grab bezeichneten Stelle nach und fand nicht nur die Wurzel der Trauerweide, sondern auch einen Stein mit der Inschrift:

J. C.

Man hat nun einen ähnlichen Stein auf die Grabesstelle gelegt.“

Wir gingen die Stätte zu besehen. Durch die Volksmenge eilten wir nach dem Kirchhof und standen bald vor dem schlichten, vierkantigen Sandstein. Welch eine bescheidene Erinnerung, Welch ein geringes Denkmal! Rings umher so viele schöne Gedenksteine – und hier die zwei Buchstaben von dem Namen eines der Größten, die von Weibern geboren sind!

In welchem Lichte werden einmal diese Buchstaben glänzen! J. C. – O Genf, gedenkst du nicht an diesen Namen?! Die Stadt ist wie toll in ihrer Lust; man isst und trinkt und hochauf schlägt Jubel und Musik – und dabei wächst die römische Gemeinde, die bald an 30.000 Seelen zählt, wächst der seichteste Liberalismus, der vom Staat begünstigt wird und an der Fakultät der Église nationale die Stellen besetzt, wächst die Sittenlosigkeit, die sich in dem modernen Genf, der Zufluchtsstätte aller Freigeister und Dirnen, wie die Flut des Sees ausbreitet. Die Stadt in ihrer jetzigen Gestalt gleicht der früheren, wie das Denkmal des Herzogs von Braunschweig mit seinen geschmacklosen Zieraten dem mächtigen See und dem erhabenen Montblanc! Wir sind in Saint-Pierre. Unter der Kanzel steht der Arbeitsstuhl Calvins, er ist geschichtlich echt. Ein einfacher Holzstuhl mit Rücken- und Seitenlehnen – und doch erheben sich von ihm vor unserem Auge die tief gefurchten Züge des Mannes mit dem geistvollen Angesicht: Diese edle Stirn mit ihrer scharfen Linie, die sich fast ebenmäßig in der gesenkten Form der Nase fortsetzt. Ist das nicht ein Stuhl wie ein Königsthron? Ist nicht die ganze auch weltliche Entwicklung der modernen Zeit von den Gedanken beeinflusst, die einst von dieser Stätte ausgingen? Die Predigt, die wir in St. Pierre hörten, war evangelisch, doch eins fehlt der evangelischen Verkündigung Genfs und der Schweiz: es ist die Lehre Calvins in ihrer Macht und Zucht, das eigentlich Reformierte. Darum auch alle Wirksamkeit der Evangelisation populaire

unzureichend ist gegenüber dem Zerwühlen der Kirche Genfs durch die Methodisten, Baptisten und Darbisten und die Gegensätze der liberalen und gläubigen Theologie auf *derselben* Kanzel (alle Pastoren der Église nationale predigen abwechselnd auf allen Kanzeln der Stadt). Ein liberaler Staat, eine mächtige, geschlossene römische Kirche – und eine kraftlose Gläubigkeit: Das ist das Bild von Genf.

Nun erfuhr ich auch von meinem freundlichen Begleiter einiges über die deutsche reformierte Gemeinde, dass sie ein Vermögen von 400.000 Franken besitze, das sie schon von den Zeiten Calvins an gesammelt habe, welches aber lediglich für Schulzwecke benutzt werde, da der Prediger in unabhängiger Weise von der Gemeinde keinen Gehalt beziehe, sondern vom Staat angestellt sei. Es habe eine Zeit gegeben, wo die Gemeinde gar keines Pfarrers begehrte, bis dann der Staat die ganze Gemeindeangelegenheit in die Hand nahm. Ein Presbyterium hat die Gemeinde nicht. Die Gemeinde besteht aus 4000 Seelen doch mit sehr fließenden Grenzen.

Die vielen Sekten in Genf, das Freikirchentum, der ganze fluktuierende Zustand der Stadt untergraben alle wahre Religiosität. Die konservative Aristokratie sitzt grollend auf ihren Villen und entzieht sich dem politischen Leben.

Wie schön ist doch die Stadt und – wie unglücklich. Welch eine Farbenpracht überall, wie majestätisch die Zedern des Libanon in den Gärten der Reichen, wie leuchtet der See – und Welch eine heilige Vergangenheit – aber immer lauter rauscht die Musik, im Flammenmeer erglänzt der Quai und der Hafen – alles ist Licht und Leben – und doch Finsternis. Als ich Genf verließ, richtete ich noch einmal meinen Blick auf St. Pierre und indem ich mir die glänzenden neuen Häuser wegdachte und mir an die alte Kathedrale das alte, kleine Genf mit seinen hohen vielstöckigen Häusern, engen Gassen und wenig schönem Äußern aufbaute – bewunderte ich die Vorsehung Gottes, die einst diesen Winkel am See und am Fuß der Berge zum Jerusalem der reformierten Kirche machte, von dem die Wahrheit in alle Welt ausging.

Noch ist die Stadt da, die Rhone treibt die alten Fluten – aber die Römischen tragen sich mit der stolzen Hoffnung, in St. Pierre noch einmal die Messe zu lesen.

V. Friedrich des Großen Streit mit seinem Vater über die Prädestinationslehre

Friedrich Wilhelm I. hatte nach seiner praktischen und lebendigen Art, nach den starken Trieben, die in ihm lebten, das Leben in angestrenzter Arbeit umzugestalten, als nüchterner, immer auf das Reelle gerichteter Mann, einen Widerwillen gegen die Prädestinationslehre in sich aufgenommen. Der Streit der Theologen über dieses Geheimnis, der Zwiespalt darüber nicht nur in dem evangelischen Lager, sondern auch zwischen Reformierten und Reformierten, von denen einige streng partikularistisch, andere mehr universalistisch gerichtet waren, seine Bekanntschaft mit holländischer Literatur, in der die „Verkiezing“ eine so große Rolle spielte, hatten ihm die Prädestinationslehre verleidet. Er sah darin einen Fatalismus. Calvin selbst hatte freilich diese Anschauung weit abgelehnt und es gerade bei Luther getadelt, dass er seine Gedanken einmal in Parallele gestellt hatte mit der Notwendigkeit des Fatums, wie es die heidnischen Dichter gelehrt hatten. Friedrich Wilhelm ohne Bedürfnis einer tieferen oder sogar spekulativen Begründung theologischer Lehren wandte sich energisch von allen Anschauungen ab, die ihm große Gefahren in sich zu bergen schienen. In der Instruktion für die Erziehung seines Sohnes vom 13. August 1718 betont er es, dass demselben die wahre christliche Religion zu imprimieren sei, welche fürnehmlich darin bestehe, dass Christus vor alle Menschen gestorben, welches der einzige Trost in unserem Leben. Der erste Religionslehrer Friedrichs war der Hofprediger Andreä. Er vertrat die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl. Dies geht deutlich hervor aus dem Glaubensbekenntnis der Schwester Friedrichs, Wilhelmine, welches diese am 30. Juni 1724 auf dem K. Schloss in Colin a. d. Spree ablegte. Hier wird mit Zugrundlegung des Heidelberger Katechismus nach Maßgabe von Röm. 8,29.30, der sogenannten güldenen Kette Pauli, die Prädestination entwickelt, doch wird ebenso bestimmt hinzugesetzt, dass die Frage nach der Erwählung nicht getrennt werden darf von den Mitteln und der Ordnung des Heils. Auch warnt Andreä vor dem Grübeln über die Prädestination. Wenn man über den ersten Sündenfall viel nachgrübele, wie es damit habe zugehen können, so verwirre es das Gemüt. Also Andreä lässt die Frage, ob der Fall Adams schon in dem göttlichen Rat bestimmt sei, unerledigt. Der König war mit Andreä nicht zufrieden und übergab die religiöse Erziehung Friedrichs an den Hofprediger Noltenius. Dieser war mehr universalistisch gerichtet. Andreä konnte nun zu seiner Entschuldigung sagen, er habe dem Prinzen die verpönte Lehre gar nicht vorgetragen, da sie für sein Alter zu hoch sei. Freilich wurden die Einflüsse von Noltenius gebrochen durch die ganze Gedankenwelt, in der sich der Erzieher Friedrichs, der heitere und liebenswürdige Duhan, bewegte. Dieser hatte seine philosophische Bildung nicht nur von La Croze, einem Anhänger des Cartesius, erhalten, sondern auch von Naudé, einem Berliner Akademiker, aus Metz entflohen. Naudé lehrte die unbedingte Gnadenwahl, auch wie sie den Fall Adams einschließt und bedingt.

Friedrich, von Jugend auf spekulativ gerichtet, gewann die Prädestinationslehre lieb. Gerade der Protest seines Vaters bestärkte ihn in derselben. Die Frömmigkeit des Vaters, die sich oft in so übertriebener und geschmackloser Weise bei der Tafel äußerte, stieß den Sohn zurück. Der Vater wusste es: der Sohn denkt nicht wie ich. Ist die Prädestination den reformierten Märtyrern der feste Trost der Gnade, die unwandelbar ist, so wird sie dem jungen Friedrich zum Determinismus. Es sind lediglich philosophische Bedürfnisse, die ihn zu derselben führen. Der geniale Jüngling hat frühe Neigung zum systematischen Denken, aber auch zum frivolen Spott über das Heilige, namentlich wo dieses in der barocken und wunderlichen Form des Hofes ihm entgegentritt. In Abwesenheit des Vaters lacht der Hohn aus seinen blauen funkelnden Augen. Ein solcher Geist kann die Prädestination nur als Determinismus auffassen. Es ist schon oft nachgewiesen, dass alle die Konsequenzen, die man aus der Prädestination als Determinismus ziehen kann, von Calvin bestritten sind. Die Zuverlässigkeit der Gnadenmittel, die ernstliche Berufung vieler, die Wichtigkeit eindringender Ermah-

nungen, die Notwendigkeit der Heiligung, das Wandeln in Furcht und Zittern ist von Calvin ebenso stark betont worden wie von den Lutheranern. Hat er es doch so oft gesagt, dass ihn nicht Spekulation, sondern lediglich die Unterwürfigkeit unter Gottes Wort zur Prädestination geführt habe. Man müsse der Gemeinde alles mitteilen, was geschrieben stehe. Aber von solchen Einschränkungen der Prädestination ist Friedrich entfernt. Er konnte sie bei Tisch vor seinem Vater verteidigen, doch nur in dem Spiel der Logik und des Widerspruchs. Mit Recht sah der Vater darin eine große Gefahr. Sein Unwille kam zum Ausbruch, als das unglückliche Ereignis der Flucht des Kronprinzen sich vollzogen hatte. In Küstrin im Gefängnis hat sich dieser den Unterweisungen des lutherischen Feldpredigers Müller hinzugeben. 14 Tage weilt derselbe bei ihm und musste täglichen Bericht an den König senden. In dem ersten königlichen Handschreiben an Müller heißt es: „Ihr sollet dem Kronprinzen auch mit guter Manier vorstellen, in was vor einem großen Irrtum er steckete, dass Er glaubet, dass einer zu diesem, einer zu jenem prädestiniert wäre, also wer zum Bösen prädestiniert wäre, könnte nichts als Böses tun, und wer zum Guten, nichts als Gutes, also es nicht zu ändern wäre. Welcher Irrtum in puncto der Seligkeit noch stärker ist. Da Ich nun hoffe, dass der jetzige Umstand und die in frischem Andenken alsdann seyende Exekution Ihm das Herz rühren und weich machen wird, dass er auf bessere Gedanken komme, so gebe ich Euch auf Euer Gewissen, alles Menschenmögliche zu tun, alle diese Stücke, sonderlich wegen der Gnadenwahl, dem Kronprinzen wohl vorzustellen, Ihn durch Sprüche der hl. Schrift zu überführen und Eure Worte klar zu beweisen, und weil er ein ingenioßer Kopf ist, Ihm auf jeden Einwurf kurz und mit wenig Worten, aber bündig und gründlich zu antworten.“ Müller hatte auch Katte zum Tode vorbereitet und offenbar von ihm inspiriert hat dieser dem Kronprinzen auch noch den Punkt anempfohlen: er möchte nicht eine Fatalität glauben, sondern gewiss sein der Vorsehung und Regierung Gottes in allen Kleinigkeiten. Am 8. November 1730 berichtet Müller an den König, dass der „Kronprinz“ von selbst den Diskurs von der absoluten Gnadenwahl, ingleichen von der Fatalität aus bisherigen Begebenheiten gestern vormittag angefangen und nachmittags darauf seine Sentiments mir zur Beantwortung vorgelegt, worauf ich ihm dann völlige Antwort zu geben mich beflissen und aus Gottes Wort bündige Zeugnisse von der Ordnung und Bedingung der Gnadenwahl wie auch von der allgemeinen Gnade vorgehalten, da er dann unter andern den Ort 2. Petr. 2,1, dass der Herr Jesus auch die erkaufte habe, die wirklich verdammt werden, sonderlich zu Herzen genommen und sagte: er hätte diese Stelle der Schrift noch nie gehört, in der der Schluss deutlich darin liege, dass Gottes Intention wäre, auch die bösesten Menschen selig zu machen, und dass nicht Gott, sondern die Menschen selbst schuld wären an ihrer Verdammnis. Hierauf ward ihm die Stelle vorgelegt 1. Tim. 2,1-6 und die Kraft des Arguments, so hierin liegt, deutlich ausgewickelt, worauf er nichts Bündigeres zu antworten hatte, außer einigen Einwürfen in Gleichnissen z. B. von zusammengesetzten Rädern in einem Uhrwerk, welches ja nicht anders gehen könnte, als die Zusammenfügung mit sich brächte, darauf ihm aber kurz geantwortet, dass Gleichnisse nichts bewiesen, die Räder in der Uhr aber nicht mit Verstand und Willen begabt wären und daher sich nicht opponieren könnten. Ein anderes Gleichnis brachte er vor von der Kraft des Feuers gegen Holz von einerlei Art, wie nämlich einerlei Wirkung sich daran notwendig zeigen müsste. Ich antwortete, wenn man aber das eine Stück von eben dem Holz zuvor ins Wasser tauchte, so würde gleichwohl die Kraft des Feuers nicht sogleich einerlei Wirkung haben. Von solcher Art Gleichnissen aber führte ich ihn auf ein anderes, um die Sache des Seligwerdens deutlich zu machen: Wann nämlich zwei Menschen in den Schlossgraben gefallen wären und es würde beiden ein Seil zugeworfen mit Ermahnung: sie sollten nur anfassen, man wollte sie durch dieses Mittel gewiss retten, der eine aber wollte das angebotene Mittel nicht annehmen: so wäre ja offenbar die Schuld des Verderbens bei ihm selbst. (Hier hätte Friedrich einwerfen können, dass es nach biblischer Lehre keineswegs in dem Vermögen des Menschen liege, das rettende Seil zu er-

greifen, dass dies vielmehr eine Tat der Gnade sei, die sowohl die Erkenntnis wirken müsse, dass eben dieses Seil das Seil des Heiles sei. alsdann auch die Kraft verleihe, dasselbe wirklich zu ergreifen. Denn wenn es der eine aus sich selbst ergreifen kann, so hat er einen Vorzug von Vermögen vor dem andern, dies ist aber unmöglich, weil sich beide in gleich verzweiflungsvoller und gleich ohnmächtiger Lage befinden.) Der Kronprinz replizierte: Lutherus hätte doch selbst das absolutum decretum geglaubt; warum wir denn von Luthero abgingen? Ich antwortete: 1) Lutherus wäre nicht die Regel unseres Glaubens, sondern Gottes Wort, Luther wäre nur ein Bekenner der Wahrheit, dem wir soweit nur beistimmten, als sein Bekenntnis mit Gottes Wort übereinkäme, 2) sein letztes Bekenntnis wäre ebenso gewesen, als wir lehrten; (beide Argumente sind sehr schwach und Nr. 2 sogar ganz unrichtig, da Luther in seinem Alter wohl alle seine Bücher wie Saturn seine Kinder verschlingen wollte, aber nur nicht das *de servo arbitrio*; neuerdings hat man auch in dieser Weise sich helfen wollen); 3) es wäre ja auch in der reformierten Kirche eine ziemliche Anzahl Lehrer, die ebenfalls das absolutum decretum als einen falschen Satz und schädlichen Irrtum verwürfen und der Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes völligen Beifall geben, warum der Kronprinz von dieser guten Seite ihrer Lehrer abgehen wollte. Darauf antwortete er, es wäre wahr und ihm selbst bedenklich, er kenne unter andern den Noltenius, der auch für die allgemeine Gnade sei. Hierauf klagte er, dass ihn aus Schwachheit die Gedanken verließen von der noch fühlenden schnellen Alteration. Als er wieder zu sich selbst kam, sagte er: Er hätte nicht geglaubt, dass es solche Bewandnis mit der Lehre der Lutheraner hätte, es fiel ihm wieder ein, dass also keine Fatalität, sondern er allein an Kattens Tode und seinem eigenen Unglück schuld hätte. Ich antwortete: Er wäre auf rechtem Wege, Gott ließe ihn seinen Zorn also fühlen, damit er nach Gnade schreien sollte. – Man muss sagen, es ist doch im Angesicht des Todesurteils des Freundes und in der Furcht, selbst zum Tode vorbereitet zu werden, eine grausame Instruktion betr. der Gnadenwahl, aber das bittere Verfahren des Königs hat doch gewaltig erziehend auf den Sohn gewirkt. Der Stahl desselben wurde gekräftigt; ein anderer wäre freilich zusammengebrochen. – In dem dritten Königl. Handschreiben wird Müller noch einmal eingeschärft, dass er alles, was auf der Welt nur möglich sei, anwenden solle, dem Kronprinzen den schweren Irrtum des particularismi zu benehmen, und dass dieser nicht glaube, es hänge alles Gute und Böse in der Welt von einer besonderen Fatalität ab, der niemand entgehen könne. „Diesen so schädlichen Irrtum sollt ihr ihm aus der hl. Schrift klar widerlegen und deshalb die Bibel selbst mit ihm aufschlagen und gründlich beweisen, dass der Mensch keine pure Natur sei und Gott seine Gnade allen anbiete, die Bösen aber, die solche nicht annehmen wollen, sich selbst in ihr Unglück bringen.“ Müller erwidert, dass er keine Mühe noch Fleiß schone, die Meinung vom particularismo ihm völlig zu benehmen und dagegen die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes und von dem allgemeinen Verdienst unseres Heilands, als auch von der allgemeinen Berufung des hl. Geistes und was dahin gehöre, aus der hl. Schrift dem Kronprinzen deutlich und überzeugend vorzutragen, wozu der Kronprinz die Bibel auch selbst aufschlägt und nachliest. Der König dankt für diese Arbeit und erbittet den Segen des Höchsten dazu (17. Nov. 1730). Nach Müllers Abreise haben andere den Disput über die Prädestination fortgesetzt. Friedrich ließ sich zu der Erklärung herbei, er halte die Prädestinationslehre mehr für philosophisch als für theologisch; sie sei ohne Wert für das praktische Christentum. Der König erblickte darin eine Ausflucht. Der Kammerdirektor Hille wies den Prinzen auf die gefährlichen Konsequenzen hin, die für die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen sich aus dieser Lehre ergeben müssten. Als Friedrich dies nicht zugestehen wollte, zeigte man ihm, dass dann die ganze Frage nur auf einen Wortstreit hinausliefe. Friedrich wollte zuletzt für seine Meinung doch nicht zum Märtyrer werden. Der Vater schrieb dem Sohn am 3. Mai 1731: „Gott gebe aber, dass Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge wollen gebessert werden und dass Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammten, gottlosen, prädestinatianischen Sentiments in Eurem

bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen.“ Am 15. Aug. versicherte der Sohn, dass er jetzt ganz seines königlichen Vaters christlicher Ansicht beistimme. Dieser fuhr in seinen Ermahnungen fort. „Gott erhalte dich als einen guten Christen und habet Gott allezeit vor Augen und glaubet nicht dem verdammlichen Partikularglauben und seid gehorsam und getreu, so wird es dir hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen, und wer das von Herzen wünscht, der spreche Amen.“ Indessen blieb der Argwohn des Vaters noch länger. Man hatte ihm zugeflüstert, Friedrich habe den Spinoza gelesen. Man sah jeden Determinismus als Spinozismus an. Aber Friedrich konnte beteuern, dass er Spinoza nie gelesen. Noch im November 1735 spricht er gegen den Prinzen von Oranien seine hohe Begeisterung für die heilige Religion aus, welche wir bekennen und für deren unterdrückte Bekenner wir fühlen! Bald aber ging dann der reformierte Glaube in die Aufklärung über, die den Fürsten ganz beherrschte.

Wahrheit und System sind ganz verschiedene Dinge. Die Schrift lehrt die ernstliche Berufung vieler und ebenso die alleinige kräftige Bekehrung weniger. Wie vereinigt sich das? Nicht wie so vieles in einem Verhalten der Menschen, die, obwohl von derselben Erde, doch in den wichtigsten Entscheidungen so verschiedenartig gesinnt sein sollen, sondern in einem *Geheimnis Gottes*. Wir wissen es nicht, warum er alle Welt mit Wohltat segnet und doch nur wenigen ein dankbares und gläubiges Herz gibt. Wer übrigens Calvin kennt, weiß, dass er alle Fragen des praktischen Lebens so behandelt, als ob es keine Prädestination gebe.

Mit Recht sagt Julius Müller: „In der Behandlung des kirchlichen Lebens, in der Gestaltung seiner Lehrübung, seines Kultus, seiner Disziplin und Verfassung muss die Lehre von der unbedingten Prädestination nach allen wesentlichen Bestimmungen ganz ebenso verfahren wie die Lehre von der durch irgend etwas im menschlichen Verhalten, durch den Glauben oder schließlich durch den willigen Gebrauch der Gnadenmittel bedingten Vorherbestimmung.“ Die Bedürfnisse des Lebens lösen das System auf – ich will nicht sagen, sie heben es auf, man kommt bei den Endresultaten wieder auf dasselbe zurück, aber sie bringen es in den Fluss einer Bewegung, die dem System zu widersprechen scheint. Das hat auch Friedrich auf seinem philosophischen deterministischen Standpunkt erfahren. Als das Systeme de la nature erschien, behauptete er die beschränkte Willensfreiheit und die sittliche Verantwortlichkeit. Weil die Schrift Wahrheit gibt und nicht System, findet man von der Prädestination in ihr, wie die confessio Sigismundi sagt, *das Widerspiel*.

VI. Die Lebensanschauung eines philosophischen Königs

Ein Vortrag

I.

Aus dem königlich preußischen Staatsarchiv sind die Aufzeichnungen veröffentlicht, welche der Vorleser Friedrichs des Großen, Henry de Catt, ein Schweizer, über seine Unterhaltungen mit dem König während mehrerer Jahre des siebenjährigen Krieges gemacht hat. Sie gehören zu dem Interessantesten, was über den größten Mann des 18. Jahrhunderts bekannt geworden ist, sind auch darum so wichtig, weil der Vorleser mit einer gewissen, zuweilen auch ganz richtigen Kritik den König betrachtet und nicht allein den anstaunenden Bewunderer macht. Er steht seinem Herrn mit wohlwollender, zuverlässiger und hingebender Stellung gegenüber, aber mit manchen Zweifeln, mit einigem Tadel und absichtlicher Beobachtung der Widersprüche in dem Tun des Königs.

Dieser zeigt sich uns in seiner ganzen genialen Eigenart, ohne Rückhalt sich vor dem ehrlichen Catt aufschließend und ihm die tiefsten Empfindungen seines Gemütes offenbarend; ein sprudelnder, ruhelooser Geist, der aus tiefstem Brunnen sich ausschüttet. Lebendig und handgreiflich tritt der Mann vor uns hin; mit tiefer Teilnahme von uns angeschaut in dem furchtbaren, verzweifelten Kampf gegen die Übermacht von Europa, gegen welche er die Mittel seines Landes und die Mittel seines großen Talentes erschöpft; immer am Rande der Verzweiflung – und doch bis zuletzt beharrend.

Was uns heute namentlich beschäftigen soll, ist die Frage, welche Lebensanschauung den König in diesen mächtigen Kämpfen begleitet. Aus *welchen* ihn beseelenden Gedanken nimmt er Stärke und Trost; *wohin* weisen ihn dieselben, wenn er zuletzt gar keinen Ausweg mehr erblickt?

Es ist wichtig und lehrreich, nicht nur einem tief nachdenkenden, sondern auch in der Not und dem Jammer des Lebens herumgeschleuderten großen Geiste zuzuhören, wenn er sich in den Rätseln der Welt zurecht findet.

Friedrich sagt einmal in jenen Kriegswirren, dass er immer ein Rätsel zu lösen suche und könne es doch nicht: ganz ähnlich stand er den Fragen gegenüber, die uns allen nahen.

Zunächst glaubte er ganz bestimmt an Gott, wenn auch nicht an den Vater unseres Herrn Jesu Christi. „Wenn man, sagt er, die Existenz eines Wesens leugnet, welches das Weltall erhält, so muss man den Verstand verloren haben. So bewunderungswürdig hohe Ziele und so viel Mittel, dieselben zu erreichen, beweisen offenbar, dass es eine Intelligenz gibt, welche sich jene Ziele gesteckt hat und diese Mittel anwendet, um sie zu erreichen. Man nimmt Einsicht bei den Menschen wahr, und muss also doch eine höhere Einsicht voraussetzen, welche ihnen den Teil des Weltgeistes mitgeteilt hat, den sie genießen.“

Als Catt erwidert: Ich glaube, dass das mathematisch zu beweisen ist, antwortet darauf der König richtig: „Ich würde es eher eine moralische Überzeugung nennen.“ Dieser Glaube an Gott zwingt den König, auch eine gewisse Vorsehung Gottes zu glauben, aber schon darin ist er sehr schwankend. „Glauben Sie wirklich, mein Herr, dass der Himmel sich um die Streitigkeiten, Kämpfe und Metzeleien kümmert, welche Burschen, wie wir, machen? Glauben Sie, dass ich, wenn ich im Park von Sanssouci spazieren gehe und mit den Füßen einen Ameisenhaufen zertrete, auch nur daran denke, dass auf meinem Wege kleine Wesen sind, welche sich bewegen und abquälen? Wäre es nicht lächerlich, wenn diese Tierchen auf den Gedanken kommen wollten (falls sie nämlich überhaupt Gedanken haben), dass ich weiß, dass sie existieren, und dass ich verpflichtet bin, auf ihre Existenz Rücksicht zu nehmen? Die Natur bekümmert sich nur um die Gattung.“ Mit Recht wirft ihm Catt ein, dass ja die Natur die Gattung nicht erhalten könne, wenn sie sich nicht um die Einzel-

wesen bekümmere, die ja in ihrer Vereinigung eben die Gattung sind. – – „Wenn alles Unglück, welches mich trifft“, äußert sich der König, „der Ausfluss des Willens einer Vorsehung ist, wie das ja wohl möglich ist, so muss ich hoffen, dass dieselbe Mitleid mit mir haben wird. Alle Anzeichen sind ja dafür, dass es eine Vorsehung gibt.“ – „Die Welt“, sagt der König, „kann nicht eine Folge des Zufalls sein: dazu ist zu viel Ordnung darin. Ich kenne Gott nicht, aber wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich bete ihn für alle Fälle an. Glauben Sie mir, im Grunde gibt es auf allen Gebieten Unge-
wissenheit, aber ich habe mein System: ich flüchte mich in den Glauben, dass alles, was wir sehen, ewig ist, und dass alles mit dem Tode zu Ende ist. Irre ich mich, mein Lieber, nun, so werde ich das Vergnügen einer Überraschung, sowie die Freude haben, mich mit Ihnen dort oben oder dort unten unterhalten zu können.“

Wir sehen hier schon weiter, dass der König auch die Unsterblichkeit der Seele leugnet. Als Catt dieselbe verteidigt, erklärt er dies als ein Bedürfnis seiner Eitelkeit. Er schmeichle sich damit und würde es sehr bedauerlich finden, wenn Catt nicht unsterblich wäre. Hier zeigt sich eine Eigentümlichkeit Friedrichs. In die heiligsten Dinge scherzt er hinein. Als Catt dann ernster wird, beteuert er, dass er weit davon entfernt sei, ihm eine schöne Täuschung zu zerstören; denn das wäre noch hundertmal grausamer, als einen Ehemann von der Treulosigkeit seiner Frau in Kenntnis zu setzen. Er ist auch in diesem Punkte gar nicht fest. Immer wieder kommt er auf ihn zurück. „Sehen Sie denn nicht, dass die Seele nur ein Produkt des Körpers ist, und dass es also widersinnig ist, zu behaupten, sie könne allein fortexistieren, nachdem der Körper untergegangen ist? Beide sind so sehr voneinander abhängig, dass sie ohne einander überhaupt gar nicht existieren können. Und sagen Sie mir aufrichtig: Können Sie sich denn überhaupt auf irgend eine Weise eine Vorstellung von einem übersinnlichen Wesen machen und es so darstellen, wie ich Ihnen Sanssouci gezeichnet habe? Wenn Sie das können, so haben Sie die Güte und tun es.“ Catt macht den richtigen Einwurf, dass etwas existieren kann, wovon man sich keine Vorstellung machen kann, und weiter *den*, dass, wenn auch Leib und Seele abhängig voneinander seien, sie doch darum nicht identisch wären. Der König nimmt bei dieser Gelegenheit zwei Bilder auf, die einmal Catt gebraucht, und will damit wieder entgegengesetzt beweisen, dass Leib und Seele voneinander abhängen können und doch voneinander verschieden seien. Alle Wirksamkeit des Pulvers hinge von der Trockenheit der Luft ab und doch wären beide verschiedene Kräfte, und Quanz, der Meister im Flötenspiel, könne ohne Flöte nicht blasen und wäre mit dem Instrument unauflöslich verbunden und doch wieder getrennt. Und allerdings scheint der Leib das Instrument zu sein, auf dem die Seele spielt.

Der König konnte nicht recht von den Gedanken an die Unsterblichkeit der Seele loskommen. Immer wieder knüpft er daran an. „Vielleicht werde ich eines Tages meine Schwester, meinen Bruder und besonders meine Mutter wiedersehen, die ich alle so sehr geliebt habe. Was würde es für eine Freude für mich sein, wenn ich mich mit den großen Männern des Altertums unterhalten könnte, welche ich so lebhaft bewundere und deren Werke ich gelesen habe. Zuweilen hat die Seele in Augenblicken, wo die ganze Maschine auseinanderfallen will, neue Lebenskraft und lichtere Augenblicke, als während der Zeit der größten Körperkraft. Ja, wenn man an keine Vorsehung glaubt, welche alle Ereignisse des Lebens auf ein der höchsten Weisheit würdiges Ziel hinlenkt und uns für das Glück geschaffen zu haben scheint, so ist alles in der Natur unerklärlich“. Im Unglück zitierte Friedrich öfter Verse, welche eine Hoffnung auf die Unsterblichkeit enthielten. –

Die furchtbaren Erfahrungen, die der König in den Wechseln des Krieges machte, die Ratlosigkeit, in der er sich oft befindet, wecken immer in ihm die Empfindungen, dass er sich, wie er sagt, in einem Strom von Zufälligkeiten befinde, der ihn dahin rolle und mit sich fortreibe. Die Lehre vom blinden Schicksal, vom tollen Zufall stellt er dann auf. „Glauben Sie, das Schicksal leitet uns

auf das Glück oder Unglück zu, was wir auch dagegen tun mögen, trotz aller weisen und klugen Pläne, die wir entwerfen können. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass das Geschick uns davon überzeugen will, dass unser Verstand doch nur Torheit ist. Sie können die Spuren eines allmächtigen Schicksals in folgender Tatsache beobachten, deren ich mich erinnere. Die Generalin von Polenz fährt eines Tages aus. Eine Viertelmeile von ihrem Schloss sieht sie, wie ein Blitz im Schloss einschlägt. Das Schloss wird ein Raub der Flammen. Dann hört sie, dass der Blitz auf einem andern ihrer Güter eine ihrer Töchter erschlagen hat, und endlich einige Tage später, dass die einzige nun noch übrig gebliebene Tochter auch auf tragische Weise umgekommen ist. Ist das nicht die Geschichte Hiobs? Und wie wollen Sie dieses Unglück nennen, von dem ich spreche; dieses Schicksal, welches uns und alle mit uns in Verbindung stehenden Ereignisse leitet?“ Sire, ich nenne es Vorsehung. Und Sie haben selbst einmal zugegeben, dass man ohne diese Annahme auf Albernheiten gerät. „Noch ein verfluchter Schicksalsschlag“, ruft er einmal aus. „Das Geschick wird nicht müde, mich zu verfolgen. Aber auch ich will nicht müde werden, ihm die Stirn zu bieten. Ich hoffe auf den Tod, er ist mein einziges Gut.“

„Sollten Sie“, so redet er ein andermal seinen Vorleser an, „mich nicht wiedersehen, so denken Sie manchmal an mich als an einen Mann, der ein Spielball des Zufalls gewesen ist und Ihnen wohlgesinnt war. – Unser bisschen Klugheit und Weisheit kann in einem Augenblick ein Spielball des Zufalls und Schicksals werden, das ja einen Gefallen daran findet, den Stolz des Hochmütigen zu erniedrigen.“

Ein Mann, der sich, wie der König, vom Zufall herumgeschleudert glaubt, wird sich selten glücklich finden. Das spricht er denn auch selbst in lauten Klagen und Tränen aus: Catt werde einmal in der Zukunft so an ihn denken: „Hier schrieb ich auf, was der schwatzhafte alte Soldat mir sagte, dort klagte er unaufhörlich, verwünschte sein Los, sprach den Wunsch nach Befreiung aus seiner schlimmen Lage aus, klagte, dass er ein Hundeleben führe, stets in Fieberangst schwebe, in Verzweiflung darüber sei, was noch aus all seinem Unglück werden würde, deklamierte mir dazwischen wieder schöne Tragödien, um seine Unruhe zu beschwichtigen.“

Ein Hundeleben nennt der König seine Existenz. Eine Verkettung von lauter Unglück. Und bei dem Schmerz der Gegenwart tritt ihm die traurige Jugendzeit ins Gedächtnis. Der Mensch vergisst ja nichts. Im traurigen Dunkel taucht lauter Trauriges auf. Der König klagt tief über seine harte Behandlung vonseiten seines Vaters, den er übrigens überall einen Ehrenmann nennt, der aber, wie er gegen sich selbst eisern streng gewesen sei, so auch von seiner Umgebung eine solche Strenge gefordert habe. Er kann es nicht überwinden, dass man ihn so grausam erzogen habe. Vergangenheit und Gegenwart erscheint ihm trostlos.

Wohl flüchtet er sich in seine Philosophie, aber trotz derselben müsse er Tränen weinen. Aber große Männer sind eben doch große Männer. Der elastische, stählerne Geist des Königs weiß überall noch sich wieder kleine Erholungen und Zerstreungen zu bereiten. Er spielt mitten im Jammer des Krieges stundenlang Flöte und zwar sehr schön; er dichtet ununterbrochen und gerade dann, wenn Catt meint, er sänne über seine Schlachtenpläne nach; er führt eine ganze Bibliothek, namentlich französischer und lateinischer Klassiker, mit sich herum; er lernt ganze poetische Stücke auswendig und rezitiert sie ohne Fehler; sein bewundernswertes Gedächtnis gibt ihm Altes und Neues heraus, und aus seiner frühesten Jugend fallen ihm selbst Partien aus Predigten des Chrysostomus ein; er schreibt boshafte und spottsüchtige Pamphlete gegen seine Feinde; er ist tätig den ganzen Tag, denn Arbeitsamkeit sei die Würze des Lebens; wunderbar schnell gelingt ihm alles; er kann bei aller Aufregung schlafen, selbst vor einer Schlacht so fest, dass er geweckt werden muss. Dabei hat er eine rücksichtslose Energie über seinen Körper, und der schwerkranke Mann steigt zu Ross, um

sich seinen Truppen zu zeigen. Freilich nicht in schönem Anzug: Der Hut ist alt und abgeschabt, der Rock mit weißem Zwirn ausgebessert, die Stiefel von bequemem, aber nicht von dem besten Leder. Dabei das Gesicht ganz vom Schnupftabak beschmiert: Ich sehe so ziemlich wie ein Schwein aus, charakterisiert er sich selbst.

Redet er dann seine Generale an, so macht nachher der treuherzige Zieten Luftsprünge vor Vergnügen und die Truppen begrüßen ihn als ihren Vater.

Aber bei alledem ist er meist unglücklich, selten heiter und vergnügt; viel traurig und niedergeschlagen. Auch kann er sich dabei nicht an Weissagungen für die Zukunft aufrichten, denn das ist ja alles Torheit. Die Zukunft ist dunkel. Dem widerspricht freilich seine abergläubische Neigung für Träume, die ihn selbst zu Handlungen bestimmen. Was kommt, ist verhüllt. Momente des Glücks hat er, wenn er dichtet und musiziert: Erquickungen in dem Blutvergießen und den unermüdlichen Formen des Jammers, die ihn umgeben. Nun liegt es aber in der Seele eines jeden Menschen tief begründet, dass er noch einen durchschlagenden Trost in sich tragen muss, sei es auch nur ein Wahn: ein Trost, der ihm wenigstens wahrhaft fest und zuverlässig erscheint. Und welches war dieser für Friedrich? Es war eine Büchse. Nach allen theologischen und philosophischen Gesprächen kommt er zuletzt stets wieder auf die Büchse. Was hat es nun damit für eine Bewandnis? Der König trug unter seinem Hemd eine kleine länglich runde goldene Büchse an einem Band. Achtzehn Opium-Pillen waren darin! „Das reicht aus, um den Schlussakt des Trauerspiels herbeizuführen. Ich sage Ihnen rund heraus, wenn mich ein neues Unglück trifft, so überlebe ich den Ruin und die Verwüstung meines Vaterlandes nicht.“

Wenn alles man verliert, wenn jede Hoffnung flieht,
So ist das Leben Schimpf und Sterben wird uns Pflicht.

Er hofft, dass seine Feinde ihn nicht nackt auskleiden werden; wenn er einmal in ihre Hände falle: dann habe er die Hilfe der Büchse. Er ist also fest entschlossen, bei völligem Ruin sich das Leben zu nehmen, und es macht oft einen geradezu komischen Eindruck, wenn er seine philosophischen Betrachtungen mit der Büchse schließt. Nur Catt kannte dies Geheimnis des Königs.

Bei schwankendem Glauben an Gott und Vorsehung, bei zweifelhaftem Trost der Philosophie, bei tiefer Erbitterung im Herzen, bei stets neuen Schlägen eines blinden Schicksals, dem er meinte zum Raube gefallen zu sein: was hatte er anders als die Büchse! Ein gewaltiger Geist wird, wie das Heidentum lehrt, kaum einen andern Ausweg finden, wenn er sich nicht dem biblischen Glauben ergeben kann.

II.

Was war es wohl besonders, was den König von dem Glauben der Christenheit zurückstieß? Die Not seiner Jugend. Sein Vater hatte ihm immer davon gepredigt. Er wollte ihn fast zu einem Theologen machen. Das hatte Überdruß erweckt. Er war ins Gegenteil hineingeraten. Dabei hatte sein scharfes Auge bei seinem Vater manchen unchristlichen Zug entdeckt, obschon er ihn wegen seiner ganzen Stellung als König aufs höchste rühmen musste. Friedrich Wilhelm I. hat ja Preußen, und man kann heute wohl sagen Deutschland, groß gemacht durch die von ihm stammende Disziplin und Haushaltsamkeit. Aber er war ein Puritaner, ein Tyrann, ein Gegner der schönen Wissenschaften, der das Latein hasste – und sein Sohn war geistreich, liberal, bald nach dem Sinne der Zeit freisinnig und Rationalist. Man muss nicht glauben, dass er den Bedürfnissen der Theologie und Kirche ferne stand. Er schrieb mitten im Krieg eine Abhandlung für junge Männer, welche für den geistlichen Stand bestimmt sind. Nach jesuitischer Methode, die der König in Sachen der Erziehung sehr lobt, müsse man die Charaktere der jungen Leute erkennen, die dann für gut befundenen sich den

Inhalt der Bibel einprägen lassen und die Schönheit und Erhabenheit derselben verstehen lehren. Sie müssen sich in ihren Leistungen mit anerkannten Meistern vergleichen; mehr auf die Sittenlehre als auf die Dogmatik Rücksicht nehmen. Um die Moral gut zu behandeln, muss man die Welt beobachten und studieren; die Bücher, welche die Welt beschreiben, genügen nicht, das Buch der Welt muss selber dazu kommen. „Da sieht man die Menschen, wie sie wirklich sind.“ Die besten Schriftsteller, die bedeutendsten Redner müssen sie lesen. Der Gedanke des Königs ist also: eine erfahrungsreiche Ausbildung der Prediger durch Kenntnis der Schrift, der Menschen, bedeutender Vorbilder. Friedrich lebte in den Reden der berühmten französischen Kanzelredner: eines Saurin, Bossuet, Fléchier, Mascaron, Bourdaloue und Massillon.

Einmal verfasste er selbst eine Leichenrede – aber auf einen Schuhmachermeister, Namens Mathias Reinhart. Er sagte dabei: Bossuet und Flechiér haben in ihren Leichenreden nur das Leben und den Tod berühmter und erleuchteter Männer verherrlicht. Ich, unwürdig, wie ich bin, habe eine Leichenrede für einen armen Schuster verfasst, der durch seine Talente, seine Tugend und seine Frömmigkeit mehr als manche Könige und Fürsten verdiente, auf die entfernteste Nachwelt zu kommen. Die Schmeichelei, diese nichtswürdige Schmeichelei, deren man sich nicht erwehren kann, so lange man von jenen erlauchten Undankbaren spricht, hat meine Feder bei der Abfassung der Lobrede auf meinen Schuster nicht befleckt. Ich habe diesen achtbaren Mann mit den Farben der Wahrheit geschildert. Er ist um so größer an Verdiensten, als er dieselben ganz allein sich selbst verdankt.“ Der König machte auch eine Predigt über das jüngste Gericht und schrieb sie, weil der Gegenstand ernst sei, auf schwarz gerändertem Papier. Es waren das doch nur rednerische Übungen. Er stand diesen Dingen doch nur mit dem Interesse des geistreichen Dilettanten nahe. Hat Friedrich vielleicht bei seinem vielen Elend in seinem großen Ruhm Befriedigung gefunden? so müssen wir noch fragen. „Was hilft der Ruhm, meint er, von dem so viel Wesens gemacht wird? Und wenn einer wirklich ein großer Mann ist, was hat das weiter auf sich, wenn er nicht mehr existiert? Denn der Mensch fängt doch erst dann an, für groß gehalten und ausgegeben zu werden, wenn er durch die Tore durchgegangen ist, welche diese Welt abschließen.“

Zuweilen fasst er seine Empfindungen so zusammen: „Was mich betrifft, mein Lieber, so glaube ich ehrlich, was ich glaube. Von der Unsterblichkeit der Seele kann ich mich nicht überzeugen; dass die Welt ewig ist, glaube ich. Gibt es wirklich eine Vorsehung, was viele Anzeichen glaubhaft erscheinen lassen, so bleibt doch noch eine große Menge von Schwierigkeiten, die kein Calvinist aus dem Wege räumen kann. Das Sicherste und übrigens auch das Weiseste ist und bleibt ein ehrlicher Kerl zu sein.“ – Großartig kann er dann fortfahren. „So gerne ich als Privatmann lebte, so habe ich doch eine Stellung, die ich ausfüllen muss, und ein Volk, welches ich – Gott ist mein Zeuge – liebe und glücklich machen möchte. Ich muss auf meinem Posten bleiben, es mag kosten, was es will, und mich für mein Volk opfern.“ –

Einmal findet ihn Catt, wie er die Minuten ausrechnet, die er gelebt hat, und dabei stellt er Betrachtungen über die Flüchtigkeit des Lebens an. „Trotzdem glaube ich, dass ich zu den armen zweibeinigen flügellosen Wesen, die man Menschen nennt, gehöre, die noch die geringste Zahl von Augenblicken ihres Lebens verloren haben. Ach, mein Lieber, das Los eines Königs ist traurig genug. Er ist den andern Menschen zur Last, und was wird gar aus ihm, wenn er die Zeit nicht zu benutzen weiß? – Gott weiß, ich habe in meinem Leben viel Kummer gehabt, aber sind wir nicht, alles in allem, zum Leiden geboren? Was ist das Leben? Ein Hauch, der fortfliegt, ob man es nun merkt oder nicht.“ Als Übel beklagt er dabei noch besonders, dass er nicht einmal seinem Schmerz Luft machen dürfe durch Tränen, da sonst gleich seine Umgebung Besorgnisse fasse.

Er ist ein Mann voll Leides, der große Heerführer und König, aber dennoch ein König, aus dem oft die Hoheit der Würde hervorblickt.

Als ihn einmal ein Prinz drängte, ihm sein Patent als Generallieutenant auszustellen, ließ der König ihn warten; stellte dann, als der Prinz wieder mahnte, das Patent aus, ließ es aber auf seinem Tisch liegen, und als nun der Prinz den Abschied wünschte, gewährte er denselben, dann sagte er, und das sind wahrhaft königliche Worte: „Ich will mich nicht zu etwas zwingen lassen, denn was ich tun will, tue ich so schon zur rechten Zeit. Eine Gnade soll aus freien Stücken gewährt werden, und sobald ich sehe, dass sie als ein Recht von Jemand gefordert wird, der sich einbildet, sie zu verdienen, gewähre ich sie nicht leicht. Hätte der Prinz die Güte gehabt, einige Tage zu warten, so hätte ich die Güte gehabt, seinen Wunsch zu erfüllen.“

III.

Der große Mann konnte nicht den Trost des Evangeliums finden und bezeichnet eine wichtige, noch heute nachwirkende Epoche des nationalen Lebens, wo man von dem Glauben der Väter Abschied nahm, um doch nur den Wirrwarr und die Not dieses Lebens zu finden.

Auffallend ist, wie bei dieser fesselnden und schwankenden Stellung Gott gegenüber der König sich doch stets den Gebeten Catts empfiehlt. Freilich die Gebete, die er als die eigenen anführt, sehen fast frivol aus und er meint, sie gezierten allerdings einem Calvinisten nicht.

Fester ist nun weiter der Boden für den König in der Sittenlehre. Hier äußert er: „Sie können sich darauf verlassen, dass ich in Fragen der Sittenlehre starr orthodox bin. Sittlichkeit aber ist die Grundlage der Gerechtigkeit.“ Er wünscht, dass sämtliche Kanzelredner sich darauf legen sollten, die Sittenlehre zum Gegenstand ihrer Predigten zu machen; statt dessen sprächen sie immer von Dogmen und Mysterien, die kein Mensch versteht, und behalten die göttliche Moral, die man den Menschen nicht oft genug wiederholen kann, für sich. „Gott und seinen Nächsten von ganzem Herzen lieben, ist das Höchste und der Inbegriff aller Sittengesetze.“ Ob der König nicht ahnte, dass der Mensch dies aus sich selbst nicht kann?

Es gehört mit in das Gebiet der Moral, wenn wir jetzt darauf eingehen, wie Friedrich die *Menschen* beurteilt. Wir werden hier ebenso über die Herbigkeit und Schärfe seines Urteils staunen, wie wir vorhin vielleicht über die Unbestimmtheit uns wunderten. Friedrich ist kein Bewunderer der Menschheit; im Gegenteil, seine Abneigung gegen dieselbe steigert sich bis zum Hass und zur Verachtung.

„Mitleid, Menschlichkeit und Tugend sollten das Unterscheidungsmerkmal der Menschen sein, und danach sollte man sie einteilen. Unglücklicherweise gelten diese Vorzüge im Leben für nichts, und was noch schlimmer ist, ein Verbrecher, der Glück hat, findet viel mehr Anerkennung als ein Ehrenmann, den das Unglück verfolgt. Die allgemeine Verderbtheit ist unerhört groß und überall verbreitet. *Wo* ich gehe und stehe, in allen Ständen tritt sie mir vor Augen, und besonders an den Höfen ist mit der Rechtschaffenheit kein Glück zu machen. Beim Verkehr mit Menschen kommt es vor allem auf das Herz an, aber wie selten sind ehrliche Leute! Am meisten hasse ich die Undankbarkeit, ich finde sie abscheulich. Tritt mir jemand aus Leichtsinne oder Unachtsamkeit zu nahe, so lege ich kein Gewicht darauf; wenn ich aber sehe, dass ein Mensch mir den Dolch mit Überlegung und Absicht ins Herz stößt, und dass die Zuschauer darüber lachen, dann werde ich wütend und gestehe, dass ich das Bedürfnis nach Rache empfinde!“ Mit Empörung erzählt Friedrich mehrere Beispiele von Undankbarkeit: „Ich habe früher, so ergeht er sich einmal, als ich jung war, leicht Freundschaft geschlossen, und glaubte, dass die Menschen, welche ich mir zu Gefährten erkor, mich nicht täuschen könnten, und dass alle ihre Reden nur zu meinem Vorteil ausschlugen. Ich muss

gestehen, dass dieser Gedanke, der zum Teil das Glück meines Lebens ausmachte, mir sehr lieb war. Trotzdem machte ich denn doch auch meine Beobachtungen, und sobald ich bemerkte, dass jener mir so angenehme Gedanke weit von der Wahrheit entfernt war, beobachtete ich noch schärfer. Ich nahm eine andere Methode an und begann einzusehen, dass ich mein Inneres nur in ganz sicheren Fällen aufschließen könne, dass es von Wichtigkeit sei, meine Umgebung, die damalige wie die künftige, davon zu überzeugen, dass bei mir nichts durch Klatschereien und Intriguen zu gewinnen, dass ich fähig sei, mit eigenen Augen zu sehen, und dass ein einmal gefasster Entschluss unerschütterlich feststehe. Wer will sagen, ob ich viel dabei gewonnen habe, dass ich auf diese Weise die Menschen richtig beurteilen lernte, ihnen zeigte, dass ich sie für Schurken hielt, und dass man mit mir nicht machen könne, was man wollte?“

Lassen wir den König sich über die einzelnen Stände äußern, so sagt der Fürst von den Fürsten: „Wo gibt es gerechte Fürsten? Die Fürsten sind meistens Canaillen und ihr Umgang gereicht niemandem zum Vorteil. Glauben Sie nicht auch, mein Lieber?“ – „Ich habe nicht die Ehre, Fürsten zu kennen, aber wenn ich sie auch kennte, so käme es mir doch nicht zu, über sie zu urteilen.“ – – – „Die Sache ist so, wie ich Ihnen sage.“ Zu einer Stelle in Racines *Athalia* bemerkte der König: „So denken die Canaillen von *Priester*, die fortwährend Gott, die Könige und die Menschen verhöhnen. Die Schurken sind stets bereit, alles ihrem Nutzen zu opfern. Sie geben die schändlichen Schmeichler ab, welche das Ohr der Könige haben, den Abgrund, an welchem dieselben hinwandeln, mit Blumen bestreuen und ihnen die traurige Wahrheit verbergen. Alles, was hier gesagt wird, ist mit feurigen Buchstaben in den Klöstern und in den Köpfen der Priester zu lesen.“ – „Trotzdem muss man Ausnahmen zugeben, Majestät. Nicht alle Priester gleichen Racines Nathan.“ – „Gewiss nicht, denn dann wäre die Welt gar zu unglücklich. Was ich Ihnen von den Schuften sagte, ist zum großen Teile wahr. Aber sprechen wir nicht mehr von ihnen: sie bringen mein Blut zum Kochen.“ Als einmal der König in einem Kloster in Wartenberg einquartiert war, hörte er plötzlich Klagelaute aus einem Keller. Er lässt die Sache untersuchen und man bringt einen Klosterbruder heraus in ein Skelett verwandelt. Wegen einiger Fälle von Ungehorsam war er ein Jahr in einer Kerkerzelle bei Wasser und Brot gehalten und häufig gezüchtigt worden. Der König fuhr die Herren Brüder schrecklich an, empfahl ihnen den Unglücklichen und hielt dann eine Predigt über die Duldsamkeit. „Was sind das doch für erbärmliche Schufte, und ich, der ich im Kriege und mitten unter Blutvergießen aufgewachsen bin, muss meine unglückliche Stimme hergeben – während den Dienern des Friedens das Blut nicht schnell genug fließen kann.“

Wie *König* und *Priester*, so erscheint ihm auch *das Hofleben* in dem trübsten Lichte. Er exemplifiziert dasselbe an die Person von Catt in dieser Weise: „Seien Sie versichert, wenn ich hier oder später in Potsdam mit Ihnen so täte, als wäre ich unzufrieden und sagte: Catt gibt sehr viel aus, er muss seine Stellung in irgend welcher unredlicher Weise ausgenutzt haben – so wird man zuerst nichts antworten; wenn ich dann weiter frage: Wie denken die Herren darüber? so wird einer sagen: Es ist wahr, er gibt wirklich viel aus, ein anderer wird lächeln und dadurch zu verstehen geben, dass er meine Behauptung richtig findet. Sehen Sie, das ist die Canaille, mit der Sie vielleicht einst zusammen leben müssen.“

Die tiefe Kenntnis und Verachtung der Menschen tritt bei dem König namentlich da hervor, wo er von Voltaire redet, dem Patriarchen der Literatur, wie er ihn nennt, an dessen blendenden Geist er gebunden ist, dessen Lobsprüche über seine Verse und schriftstellerischen Versuche ihn glücklich machen, mit dem er immer wieder in Beziehung tritt – den er bewundert – und zugleich aufs tiefste verabscheut. Voltaire ist uns ein Bild, wie Friedrich die *Dichter* und *Schriftsteller* beurteilt. „Ich wiederhole es Ihnen: auch die glänzendsten Geistesgaben sind weniger wert als ein ehrliches Ge-

müt. Man hat gesagt, Voltaire müsste wie ein Papagei in einem Käfig gehalten werden – sobald man nämlich genug von ihm hat. Sitze er aber einmal darin, so müsse man sich mit seinen Reden in acht nehmen, damit er nicht das letzte Wort wiederholen kann. Ich selber würde dafür sein, ihn in einen eisernen Käfig zu sperren, damit er die Niederträchtigkeiten nicht begehen kann, die nun einmal sein Gewerbe sind und sein Gewerbe ist, schlechte und gefährliche Streiche auszuhecken. Manchmal trifft man ja Leute von vortrefflichem Charakter an, welche uns die menschliche Schlechtigkeit, und besonders die Voltaires (welches die schlimmste von allen Schlechtigkeiten ist) vergessen lassen – aber trotzdem gibt es nichts so Schlechtes als die Menschen. Glauben Sie mir, mein Lieber, das ist die reine Wahrheit, wenn es auch eine sehr traurige Wahrheit ist.“ – –

IV.

An einer anderen Stelle heißt es von Voltaire: „Der Schuft hat diese ganze Geschichte, deren er sich vor mir rühmt, selber erfunden; kein Mensch hat ihm eine so schändliche Lüge mitgeteilt oder mitteilen können. Sie kennen die ganze Niederträchtigkeit seines Charakters noch nicht.“ – – Majestät liebte ihn also wie den Teufel, damit er nicht alles Unglück anrichtet, was er tun wollte und könnte? „Bene, mein Herr, bene.“ – „Wenn Voltaire still ist, so brütet er über eine Niederträchtigkeit. Sein größtes Vergnügen ist, Menschen untereinander zu verhetzen, und wenn es ihm glückt, so lacht er, dass er sich nicht halten kann, und macht Luftsprünge vor Vergnügen. Straßensoldaten, sagt er wohl bei einer solchen Gelegenheit mit spöttischem Lächeln, Straßensoldaten sind sie und so muss man sie behandeln. – Wie schade ist es um diesen Voltaire, dass ein so großer Geist einen so verwünschten Charakter hat. Sie wissen vielleicht, was jemand gesagt hat, als Voltaire ihm eines Tages sein Herz anbot. „Pfui, da geben Sie mir ja das Schlechteste, was Sie überhaupt haben.“

„Er war aus Eitelkeit ein ausgesprochener Atheist; später brachte ihn dieselbe Eitelkeit dazu, sich zu bekehren. So etwas kann ich nicht leiden. Glaubte ich alles das, was Sie glauben, mein Lieber, so würde ich fest davon überzeugt sein und dabei bleiben. Dann sollten Sie mich ebenso fleißig in die Kirche gehen sehen, wie nur irgend einen andern, und ich wollte als eifriger Calvinist sterben. Voltaire wird wie ein Feigling sterben mit ein paar elenden Franziskanern an seinem Sterbebett. Verlassen Sie sich darauf, sobald Voltaire dem Tode nahe ist, macht er allerhand Pfaffenkomödien. Ich kenne ihn: er glaubt nichts, aber er hat Angst vor allem.“

Verlassen wir den Patriarchen der Literatur und wenden wir uns zu dem Geschlecht, vor dem ich heute einige Worte sprechen darf, so sind wir begierig, zu hören, was Friedrich über die *Frauen* urteilt. Er erzählt sehr boshafte Geschichten von ihnen und meint: alle Frauen sind eitel und kokett. Er setzt aber hinzu: „Trotz alledem gibt es außerordentliche, achtungswerte Frauen, die durch ihren Geist, ihre Anmut und die Weise, wie sie sich selbst achten, die Verehrung jedes vernünftigen Mannes verdienen.“ Er schildert seine Feindin, die Kaiserin-Königin, ihren Mut, ihre Wohltätigkeit, ihre Großmut und ihren fleckenlosen Lebenswandel mit den glänzendsten Farben. „Sie ist allerdings meine Feindin und fügt mir viel Schaden zu, aber ich muss ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen: solche Fürstinnen sieht man selten.“ Über seine Art, die Menschen zu beobachten, macht er öfter seine Bemerkungen: „Ich mache aus der Beurteilung der Menschen ein besonderes Studium und lerne oft den innersten Grund ihres Charakters durch eine Kleinigkeit kennen. Gerade die unbedeutendsten Dinge erlauben manchmal einen derartigen Schluss.“

Bei alledem hat sich der große Mann doch oft in Menschen geirrt und er konnte wohl von zwei Zöglingen sagen, dass sie einst Feldmarschälle würden, und nachher erklären, sie seien Narren, mit denen nichts anzufangen sei.

Hat aber Friedrich nur diese etwas bittere Betrachtung der Menschen? Keineswegs. Zunächst bezeugt er oft seine tiefe und wahre Liebe zu seinem Volk, für das er alles tue. Es ist nicht nur der kalte, ihn so mächtig beherrschende Gedanke der Pflicht, der ihn sein Tagewerk treiben lässt, sondern auch die innigste Hingebung für sein Volk. Sieht er die Begeisterung seiner Truppen, so sagt er wohl: Was wäre ich, wenn ich nicht ein solches Volk liebte. Besonders aber leuchtet in den Mitteilungen von Catt seine überaus zärtliche Liebe zu seiner Familie hervor. Es stirbt ihm während des Krieges ein Bruder in Berlin und dann die geliebte Schwester, die Markgräfin von Baireuth, an der er mit ganzer Seele hing. Immer wieder findet ihn sein Vorleser in Tränen, immer wieder ruft er sich das Bild der Verstorbenen zurück. Er kann sich nicht fassen. Episteln und Oden dichtet er zum Gedächtnis der Schwester; er bittet Voltaire, sie durchzulesen. Erschütternd beklagt er sein Schicksal. Alles werde ihm entrissen. Es treffe ihn nur Unglück. Und wie er seine Familie liebte, so weiß er auch den Wert der Freundschaft zu schätzen. Mitten in seiner blutigen Arbeit zeichnet er das Bild eines einfachen Hauses aufs Papier, in dem er mit seinen Freunden leben wolle, nachdem er die Last der Regierung niedergelegt habe. Das ihn umgebende Elend sucht er sich durch solche phantastische Bilder zu versüßen.

„Mit den Einkünften einer Provinz werde ich dann zufrieden sein und am Busen der Freundschaft ausruhen.“

Die Welt würde es erfahren, wie sehr er die Freunde schätze. Schmeichler aber sollten ihm ferne bleiben. Der große Feldherr hatte eine Freude daran, sich in eine Idylle des Friedens zu versenken. Und wie viel Glück auf Erden besteht doch nur in solchen angenehmen Wünschen für die Zukunft. Es ist mit das Traurigste großer und scharfblickender Naturen, dass sie zuletzt immer mehr in die Jämmerlichkeit der Menschheit schauen – und zuletzt wie Friedrich in tiefem Menschenhass enden – dies doch nur die Kehrseite einer Lebensanschauung, die nie zu rechtem Frieden mit Gott kommen konnte und in den furchtbaren Schlägen der Zeit mehr resignierte, als sich beugte und versöhnte.

Wie verschieden von diesem größten Mann des vorigen Jahrhunderts ist der größte dieses Jahrhunderts! Fürst Bismarck sagt: „Wie man ohne Glauben an eine geoffenbarte Religion, an Gott, der das Gute will, an einen höheren Richter und ein zukünftiges Leben zusammenleben kann in geordneter Weise, – das Seine tun und jedem das Seine lassen, begreife ich nicht, – – Wenn ich nicht mehr Christ wäre, bliebe ich keine Stunde mehr auf meinem Posten. Wenn ich nicht auf meinen Gott rechnete, so gäbe ich gewiss nichts auf irdische Herren. Ich hätte ja zu leben und wäre vornehm genug. – Wenn ich nicht ein strammgläubiger Christ wäre, wenn ich die wundervolle Basis der Religion nicht hätte, so würden Sie einen solchen Bundeskanzler gar nicht erlebt haben.“

An einer andern Stelle: „Als Gottes Wille erkenne ich, was in dem christlichen Evangelium offenbaret ist.“

Wie uns aber Friedrich nicht zum Unglauben und Bismarck nicht zum Glauben bewegen soll und kann – was sind selbst die größten Menschen – so lassen Sie uns vielmehr diese Wahrheit beherrzigen:

Der Glaube ist ein Werk Gottes.

VII. Edmond Scherer

Will man das Wesen der Reformation darstellen, so wird man sagen: sie ging von einem vor Gottes Zorn erschrockenen Gewissen aus und fand die Ruhe und Stillung des Gewissens in der Gnade. Vielfach anders ist der Ausgang und die Art der Erweckung am Anfang dieses Jahrhunderts gewesen. Man trat in eine neue großartige Empfindung hinein: man wurde von einem warmen Gefühl des Glaubens wie in einer inneren Entzückung überrascht. Aber die Grundlage des wahren Glaubens, tiefe Not und wahre Selbsterkenntnis, fehlte. Als nun die Wärme schwand, da zeigte sich wieder die alte Natur und brachte ihre ungebrochene Eigentümlichkeit zur Geltung. Die Bekehrung hatte nur einen Scheinerfolg gehabt. War jemand ein scharfer Logiker, der die Dinge unter das Messer seiner vollendeten Sezierkunst zu nehmen pflegte, so konnte er sich eine Zeitlang auch mit der Bestimmtheit der Dogmatik Calvins befreunden, bis dann das rastlose Spiel seines Geistes ihn weitertreibt und er die Quelle dieser Dogmatik, die Bibel, untersucht und hier auch seine kritische Arbeit befriedigen muss. Noch will er Christum behalten; aber der fällt schließlich auch, dann Gott, dann die Moral, zuletzt irgendwelche Zweckmäßigkeit dieser trostlosen völlig unverständlichen Welt.

Edmond Scherers Entwicklungsgang ist der seines Charakters. Derselbe war durch die Erweckung nie wahrhaft umgeschaffen und erneuert worden. Als Scherers Name zuerst in den frommen Kreisen von Paris genannt wurde, da wurde in dem Temple de l'Oratoire von ihm, dem Jüngling, ein Brief vorgelesen, in welchem er seine Bekehrung in England in den methodistischen Kreisen erzählte. Scherer hat später in einem trockenen und beißenden Ton über die Methoden der englischen Erweckungen gesprochen; er scheint eine sehr gemischte Erinnerung und eine geheime Abneigung sich davon bewahrt zu haben. Eine Bekehrung des Methodismus hat schon zu oft bittere Enttäuschungen gebracht. Scherer hat sich in den „Archives du christianisme“ und im „Semeur“ bekannt gemacht, und man fand ihn in den Erbauungsstunden von Friedr. Monod. In Straßburg vollendet er glänzende Studien (1836-1839) und setzt seine Lehrer durch die Bedeutung seines Geistes und die Strenge seines Glaubens in Erstaunen. Er wird Baccalaureus der Theologie und entwirft 1843 in schärfster wissenschaftlicher Terminologie die „Prolégomènes à la dogmatique de l'Église réformée“. Er vertritt die vollkommene Erkenntnis der religiösen Wahrheit: ihre Quelle die hl. Schrift. Er wird in Straßburg ordiniert und tritt ohne die Gabe des Wortes in einer frostigen Weise öffentlich auf. Es fehlte ihm Vortrag und Stimme. Er gab das Predigtamt auf und wollte Lehrer sein. Noch sehr jung bekommt er 1845 einen Ruf an die Theologische Schule in Genf. Man setzt große Hoffnungen auf den orthodoxen Calvinisten. Er ist der gelehrteste, der überzeugteste von einer unveröhnlichen Rechtgläubigkeit. In tiefer Innigkeit hat er das noch jetzt überall gesungene Lied gedichtet:

Je suis à toi, gloire à ton nom supreme,
O mon Sauveur! Je me range à ta loi,
Je suis à toi, je t'adore, je t'aime;
Je suis à toi, je suis à toi.

Professor Astié begrüßte in Scherer den wohlausgerüsteten Kämpfer der evangelischen Wahrheit. St. VERNY aber sagte: Scherer hat sich eine bleierne Kappe aufs Haupt gesetzt. Er hat mit viel Geschick von 1845-1848: „La Reformation au XIX. siècle“ redigiert, verbunden mit VINET, als dessen Nachfolger man ihn ansah, als dieser 1847 starb. Die Untersuchungen von Samuel LUTZ in Bern: die „Biblische Dogmatik“ (1847) und die „Biblische Hermeneutik“ (1849) waren es, die Scherer zuerst ins Schwanken brachten. Eine langsame, schwere Revolution begann, tiefe Kämpfe erschütterten ihn; man bekommt davon eine Vorstellung in den „Mélanges d'histoire religieuse“ (1864). Er glaubte anfangs noch stehen bleiben zu können, wie andere stehen blieben, aber er wurde weiter getrie-

ben. Emil Naville sagte ihm: „Mit der Bibel werden Sie alles verlieren.“ Er legte 1849 sein Amt an der Theologischen Schule nieder und sprach sich über seine neue Stellung in „La critique et la foi“ aus. Aufmerksam gemacht auf die enge Verbindung vom Alten und Neuen Testament, hat er die bequeme Ausflucht gefunden: Je suis incompetent. Noch wollte er die anbetungswürdige Person Christi mit doppelter Liebe umfassen. E. de Pressensé („Revue chrétienne“ vom 1. April) hat noch für heute die Schrift Scherers bewundernswert gefunden. Doch hat er sich schon damals auf das Gebiet der Erfahrung geflüchtet, um dann später auch dies Gebiet zu untersuchen. Zweifel an der Inspiration der Schrift, unbarmherzige Kritik über den Begriff der Sünde, der Freiheit, der Gnade, über Katholizismus und Protestantismus, der letztere: die Prüfung, beide in tiefem Gegensatz miteinander und beide unhaltbar: so trieb es den Logiker von einem zum andern, um alles in Staub zu zermalmen. 1850 hatte Scherer noch gesagt: Im Grunde gibt es nur eine Ketzerei, die Leugnung der Sünde; 1853 erklärte er das Böse für notwendig, für eine Bedingung des Guten. Das Gewissen müsse vor der Wissenschaft weichen; es ist eine Illusion. Scherer war nach der Niederlegung seines Amtes in Genf geblieben und redigierte mit Colani die „Straßburger Revue“. Außerdem schrieb er viele Artikel in die „Bibliothèque universelle“ in Genf. An die Stelle von Schleiermacher und Vinet traten Hegel und Strauß; die Tübinger Ideen wurden verbreitet.

Colani hat seinen Mitarbeiter getadelt, dass er an die Stelle der Moral mehr und mehr die Ästhetik setzte. In seinen „Conversations théologiques“ (1857) erdichtete er einen „Montaigu“, sein eigenes Bild, der alles Übernatürliche leugnete und selbst im Glauben an Gott schwankte. „Die Seele, die kein Wunder mehr glaubt, hat das Geheimnis der göttlichen Kraft verloren; sie ist in Zukunft durch den Abgrund beängstigt.“ Als Scherer nach Versailles übersiedelte (1860), debütierte er über Hegel bei der „Revue des deux mondes“; gleich bei der Gründung der liberalen „Temps“ trat er in die Redaktion und glänzte als einer der ersten literarischen Kritiker. Er zog dort die Bilanz des geistigen und moralischen Bankrottes seiner Generation. Anfänglich hat er bei jeder Mahlzeit noch laut gebetet und die Kirche besucht, aber mehr und mehr suchte der Redakteur die Erinnerung an den Calvinisten auszulöschen. In seinem Artikel über Vinet 1862 und 1863 sagt er: Ohne Frage, Vinet gehört einem anderen Jahrhundert, einem anderen Lande, einer anderen Rasse an als wir. Bei den Streitigkeiten über M. A. Coquerel den Sohn hat er von beiden kirchlichen Parteien gesagt: „die eine ist so absurd als die andere“. Als er 1867 von Pariser Blättern an seine Vergangenheit erinnert wurde, hat er dieselbe geradezu abgeleugnet. Uneingedenk des Mottos der „Straßburger Revue“: Veritati cedendo vincere opinionem. Die Religion war ihm nur noch eine psychologische Erscheinung ohne allen metaphysischen Grund. Die volle Verzweiflung und trostloseste Resignation hat sich bei dem alternden Mann gemehrt. Man verglich ihn mit einem wandelnden Selbstmörder. Er hat die Beerdigung von einem liberalen Prediger gewünscht; eine evangelische Diakonisse hat den Kranken gepflegt. 74 Jahre ist er alt geworden, bis zuletzt im vollen Besitz seiner Klarheit und Logik. Am 16. März 1889 ist er gestorben. Seine Freunde haben ihn zu einem der größten Liebhaber der Wahrheit gemacht, bewaffnet mit der goldenen Lanze der Dialektik.

Wer wird nicht bei Scherer an ähnliche Persönlichkeiten der Erweckung erinnert. Die erhebenden Genüsse in der Gemeinschaft der Gläubigen erloschen; man fühlte sich unbefriedigt; die Zweifel des Verstandes erwachten; wahrhaft arm und leer war man nie vor Gott gewesen, man suchte Befriedigung außer ihm. Da brach die alte Art wieder durch, und man konnte sich und andere fragen: am Ende ist es mit dem ganzen Christentum nichts?

VIII. Über Franz Delitzsch

† 4. März 1890

Die Verdienste von Franz Delitzsch im Gebiet der altt. Schriftforschung sind bekannt und bedürfen keiner Erwähnung. Er besaß großartige Kenntnisse und eine sehr gewandte Darstellungsweise, obwohl dieselbe oft zu viele neue Formen sucht und der edlen Einfachheit entbehrt. Seine Auslegung war mehr geistreich als geistlich, wie sie einmal Wichelhaus charakterisierte. Es ist das überhaupt der Mangel der ganzen modernen Theologie. Man kehrte nur halb zu den Wahrheiten der Reformation zurück. Liest man die Erklärungen der Reformatoren, so bekommt man andre Eindrücke als bei einem Kommentar unseres Jahrhunderts. Es sind bei denselben immer die gleichen wiederkehrenden Grundgedanken – von Sünde und Gnade, Gerechtigkeit Gottes und Ungerechtigkeit der Menschen, von Glauben und Unglauben, von Gericht und Heil. Das ist bei den Modernen, ich meine damit überhaupt die Theologen dieses Jahrhunderts, anders. Eine Menge von Gedanken, Geist, Scharfsinn, Auszüge und Mitteilungen aus dem Vorrat vieler Jahrhunderte, dabei eine Masse von Kritik, Abwehr derselben oder Zustimmung zu ihr – aber nirgends *durchschlagende einheitliche evangelische Wahrheiten*. Man lese die Arbeiten eines Tholuck, eines Hofmann, eines Meyer oder auch die Arbeiten in dem Zöcklerschen Sammelwerk – ob man zuletzt hellleuchtend aus ihnen die evangelischen Grundwahrheiten hervorbrechen sieht. Es ist alles Mögliche darin, aber kein klarer sicherer Weg. Neben groben Täuschungen und Irrlehren ist es in der Exegese ein Herumtasten und Herumgreifen, das zu keiner Klarheit führt. Delitzsch hat auch viel von der Krankheit dieses Jahrhunderts und ich habe immer den Arbeiten von Keil vor den seinigen den Vorzug gegeben. Bei alledem hat er unleugbare Verdienste und ragt weit hinaus über die Geister der Verführung, welche jetzt das Buch erklären, von dem der Herr sagte: es kann nicht gebrochen werden. Schmerzlich hat bei Delitzsch in der letzten Zeit sein unglückliches Hin- und Herschwanken berührt. Er hatte Angst vor dem Vorwurf der Unkritik und Unwissenschaftlichkeit. So gab er immer mehr nach und brach zuletzt selbst ab, was er aufgebaut hatte.

Wir wollen dem einmal näher nachgehen, indem wir die letzten Werke von Delitzsch, seinen Kommentar zur Genesis und zum Jesaja ins Auge fassen. Was hat Delitzsch zuletzt über die Entstehung des Pentateuch gelehrt? Schauen wir uns die Einleitung in die Genesis nach ihren einzelnen Behauptungen an, so fällt uns zunächst der Satz auf: „es lag außerhalb des erhabenen praktischen Zweckes des Herrn und der Apostel über die Unmittelbarkeit oder Mittelbarkeit der Autorschaft Moses zu reflektieren. Es ist uns wichtig, dass auch sie von der Überzeugung durchdrungen sind, dass Moses der Mittler des Gesetzes ist.“ – Wird das nun irgendwie den Aussagen des Herrn und der Apostel gerecht? „Wenn ihr Moses Schriften nicht glaubt, wie werdet ihr meinen Worten glauben.“ Das Volk berief sich auf Moses Autorität und sein Gesetz, diese lässt der Herr in ihrem vollen Recht stehen – aber er behauptet sie *für* sich und *gegen* das Volk. Wenn kein Titelchen vom Gesetz hinfallen soll, so hat dieses Gesetz ohne Frage einen heiligen Ursprung auch in seiner Abfassung. „Mose hat von mir geschrieben“ – das Zeugnis ist nicht zu beseitigen. Und nun weiter: musste der Herr bei *seinem* Blick, mit dem er alle Menschen durchschaute, nicht ohne Hinderung es auf der Stelle merken, die Bücher Moses sind gefälscht, sind von fremder Hand, durchzogen von Mythen, Sagen, Irrtümern, Fälschungen, ein Mosaik verschiedener Urkunden? Wie hätte ihm das einen Augenblick verborgen bleiben können. Die Kritiker berufen sich immer auf ihren „Wahrheitssinn“, den sie in hervorragender Weise besitzen – aber hatte der Herr diesen Wahrheitssinn nicht auch – und hatte er ihn nicht in der Macht heiliger Inspiration, die ihr volles Licht auf ihn ausgoss? Und wie kann er sich auf Geschichten berufen, die nicht Geschichten sind? Delitzsch sollte ehrlich sagen: der Herr hat sich in seiner Stellung zum Alten Testament geirrt und dann sollte er die Folgerungen ziehen.

Delitzsch nimmt als Bestandteile des Pentateuch ein kultus- und rechtsgeschichtliches Werk an, welches er mit Q (Vierbundesbuch) bezeichnet und welches das tragende Gerüst des Ganzen ist. Gen. 2,5 – Kap. 4 beginnt der Jahvist J; mit Kap. 20 kommt ein dritter Erzähler zum Vorschein, der älteste Elohist – älter als der Verfasser von Q, welcher der jüngere Elohist ist. Delitzsch nennt ihn E. Also bis jetzt Q, J. und E. J und E werden verschmolzen, Q erweitert sich zum Priesterkodex d. i. PC. In den Priesterkodex ist Lev. Kap. 17–24 das Heiligkeitsgesetz H. G. aufgenommen worden. Den Verfasser des Deuteronomiums nennt Delitzsch den Deuteronomiker D, von dem dann noch der Deuteronomist zu unterscheiden ist, einer der Überarbeiter des Pentateuch, er hat das Zeichen Dt. Alle die zuletzt noch beteiligten Hände, die vielen Redaktoren haben die Nummer R. – Also J, E¹, E² (oder Q), PC, HG, D, Dt, R. R können sehr viele gewesen sein. – Man muss sagen, dass mit diesen Nummern ein heillooses Spiel getrieben werden kann. Wie denn auch Delitzsch genug: es scheint, vielleicht etc. hat. Übrigens soll das nicht ausschließen, dass das Berichtete auf Überlieferung, das Kodifizierte auf mosaischen Wurzeln steht. Was hat nun nach Delitzsch Mose selbst geschrieben? Von ihm ist das Göttlichste der Gesetzgebung, der Dekalog. Derselbe hat sowohl Exod. 20 als Deut. 5 die jehovistisch-deuteronomische Darstellungsweise. Diese ist also die echt mosaische. Sie zeigt sich auch in dem Bundesbuch Ex. 20,22 ff. Kap. 21-23 und Kap. 34. Es ist das Kolorit von J und D. Auch Ex. 17,14 ist von Mose niedergeschrieben.

„Die Tatsache, dass Mose die Stationen verzeichnete, ist unanfechtbar, aber dass Num. Kap. 33 sein eigenhändiges Stationsverzeichnis sei, wird weder gesagt noch lässt es sich, wenn es gesagt wäre, beweisen.“ Das ist doch wunderbar geredet. Man lese Num. 33, V. 1 und 2, ob es nicht selbstverständlich ist, dass hier das Verzeichnis, was Mose schrieb, gegeben werden soll.

Die Frage erhebt sich hier: Hat Mose so wichtige Dinge niedergeschrieben, warum sollte er nicht mehreres niedergeschrieben haben? Wenn man einiges auf besonderen göttlichen Auftrag niederschreibt – so kann man andres aufgeschrieben haben, wo dieser Auftrag nicht erwähnt ist.

Es steht nach Delitzsch fest, dass Mose ein *Schreiber* gewesen ist – er wird offenbar auch sonst noch geschrieben haben. Und er *hat* das Deuteronomium niedergeschrieben. Gewiss ein solcher Mann hat auch nicht in der Wüste geruht. Nimmt man einmal eine schriftstellerische Tätigkeit Moses an, dann muss man auch den Konsequenzen recht geben, die die Apologetik daraus ziehen kann.

Was dann Delitzsch gegen die mosaische Herkunft des Deuteronomiums sagt, ist in allen Punkten unhaltbar. Wir haben das an einem andren Ort gezeigt. Wann das Buch entstanden sein soll, erfahren wir nicht. In späterer Königszeit, um damaligen Bedürfnissen zu genügen. Jedenfalls vor Hiskias, wie wir aus einer Notiz im Kommentar zum Jesaja schließen. Jedenfalls hat es testamentarische Aufzeichnungen Moses gegeben, das Deuteronomium hat mosaische Grundlagen – *also schon wieder ist Mose Schriftsteller*. Welch ein unbestimmtes Schwanken. Alles nur Frage. Fest steht Delitzsch dies: 1. Die Vorgeschichte Israels von dem elohistischen Schöpfungsbericht an bis zur Geschichte Josephs ist schon in alter vorexilischer Zeit aufgezeichnet; 2. das Legislativgeschichtliche bei JE und D und PC ist nicht frei gedichtet; 3. das Deuteronomium setzt schon eine niedergeschriebene Gesetzgebung voraus. PC wächst durch die ganze Zeit Israels hindurch, aber die Wurzeln sind mosaisch. Dabei ist Delitzsch genötigt, einen hervorragenden Priester anzunehmen, der die elohistische Priestersprache vorgebildet hat, also eine Autorität wie Mose.

Mose ist auch nach Delitzsch *Dichter* und hat als solcher den Segen mit seinem Dreiklang, die Formel beim Aufbruch der Bundeslade, den Spruch über Amalek gedichtet. Warum nicht auch Exod. 15? Da sang Mose und die Kinder Israel das Lied dem Herrn. Die Einführung fordert dies nicht, sagt Delitzsch. Weil „die Kinder Israel“ dabei steht? Was sind das für Halbheiten! Deut. 31 ist auch von Mose. Ebenso der Segen Kap. 33. Ich meine, die Sache wird immer merkwürdiger. Mose,

ein origineller gewaltiger Dichter – warum soll denn nicht der ganze Pentateuch von ihm sein? Das verhindert nur das Märchen von den Quellen. Solche Quellen müssen dann allmählich nacheinander entstanden sein, erst J, dann E, dann D, dann PC etc. In dem Abschnitt über Josua meint dann noch Delitzsch, dass der elohistische Griffel bis nahe an die mosaische Zeit zurückreiche. (!) – Man sieht, die Ausdehnung der einen Quelle schrumpft wieder stark nach Mose hin zusammen. Über Psalm 90 sagt Delitzsch: er kann von Mose sein, aber er kann auch nicht von ihm sein. – Soll man nun gegenüber einer solchen Kritik die Stellung des Herrn zum Pentateuch aufgeben? Wenn die Kritiker keine besseren Gründe haben, so brauchen wir sie nicht zu fürchten.

Tief schmerzlich berühren die Worte Delitzchs am Ende der Einleitung in die Genesis, dass er zu Ehren des Gottes der Wahrheit diese letzte Schwenkung vollzogen habe. Für Gott wollte er nicht partiisch sein (nach Hiob 13,8). Ach, wir sind arme schwache Menschen und irren nirgends mehr als in der Behandlung des biblischen Altertums. Welch ein Ja und Nein, Welch ein Hin- und Herschwanken, Welch ein: vielleicht, es scheint, es kann oder kann nicht – wird da dem Gott der Wahrheit zum Opfer gebracht! Sind das gewisse Schritte?

Ganz ähnlich steht es nun bei Jesaja II. Die Echtheit dieses Teiles des „Königs der Propheten“ ist von einer Reihe tüchtiger Gelehrten verteidigt worden. Warum hat man dieselbe neuerdings aufgegeben? Sind etwa neue Gründe gefunden worden? Nein, nur die Erfahrung des Glaubens ist schwächer geworden, der kritische Geist ist gewachsen und der Mut gesunken, ihm energisch entgegenzutreten. So sind denn auch konservative Theologen schwach geworden, (Bredenkamp, v. Orelli, Schlatter, Kübel, Myrberg). Auch Delitzsch zeigt sein Schwanken. Es ist psychologisch sehr interessant, das zu beobachten. Delitzsch führt den Beweis der Echtheit, ohne es zu wollen.

Er sagt zunächst: „Von den ersten schülerhaften Anfängen der Kritik wurde dieselbe auf die Höhe der Wissenschaft geführt durch Gesenius, Hitzig und Ewald.“ Diese „Höhe“ ist freilich etwas sehr wenig Gesichertes, denn die Kritiker widersprechen sich selbst und haben die Entfernung der babylonischen Weissagungsreihe in Jes. I im gegenseitigen Kampf erreicht. Delitzsch findet an sich nichts Anstößiges darin, dass im Buch des Jesaja Reden des Jesaja und anderer jüngerer Propheten zusammengefügt seien. Diese jüngeren sind Jesaja verwandt: Flussarme, die von ihm ausgegangen sind. Es sind seine Doppelgänger. Aber werfen wir ein: Kap. 13-14,23 werden doch ausdrücklich dem Jesaja zugeschrieben: *Dies ist die Last über Babel, die Jesaja, der Sohn Amoz, sah*. Mit dieser Weissagung hängt Kap. 21,1-10 eng zusammen – muss also auch von Jesaja sein. Und nun soll ein Doppelgänger an die Spitze seiner Weissagung gesetzt haben: *Des Jesaja, des Sohnes Amoz!* Das ist und bleibt Betrug. Und dieser Doppelgänger lebte dann noch dicht vor dem Schluss des Exils – konnte man sich damals so leicht noch in Jesaja einleben? Delitzsch meint, auch als ein Sammelwerk konnte das Buch den Namen des Jesaja führen. Im zweiten Teil überstrahlt der Jünger den Meister, obwohl er ihm Dank schuldet. (Ein prächtiger Satz.)

Jetzt kommt ein Abschnitt, der zu charakteristisch für die moderne Kritik, um an ihm zu verkürzen. Wir geben nur unsere Gedanken in Einschaltungen. „So verhält es sich vielleicht. Es ist mir sogar wahrscheinlich und nahezu gewiss (nahezu), dass es sich so verhalte, aber unzweifelhaft gewiss (sic) ist es mir nicht und ich werde sterben, ohne über dieses Schwanken hinausgekommen zu sein. (Also nach der Arbeit des Lebens keine Klarheit, keine Gewissheit; beinahe – aber nicht ganz gewiss. Ein merkwürdiger Satz.) Denn es erheben sich gar manche Bedenken, zunächst dieses, dass kein einziges der kanonischen Weissagungsbücher eine ähnliche Erscheinung aufzuweisen hat, denn Stade hat die nachexilische Entstehung auch von Sacharja Kap. 9–14 nachgewiesen (er hat dies auf dem Grunde der Ansichten von Hengstenberg getan und dieser hat wieder recht behalten, nachdem ihm Kahnis darüber Vorwürfe gemacht, und der ganze Streit über Sach. II ist unnötig gewesen).

Kein Weissagungsbuch veranlasst zu zweifeln an der Einheit des Verfassers; auch Jeremia enthält nicht untergeschobene Stücke (und nun ist dies doch der Fall bei Jesaja, dem größten der Propheten – ist das glaublich?) Es wäre doch ein sonderbares Spiel des Zufalls, wenn sich eine Menge gerade solcher Weissagungen erhalten haben sollte, welche so sehr die Art Jesaias an sich tragen. Sonderbar ferner, dass der Geschichtsschreibung alles Wissen um diese Jesaiasche Prophetenreihe abhandeln gekommen ist. Sonderbar drittens, dass die Namen gerade dieser Propheten das gemeinsame Schicksal gehabt haben, vergessen zu werden, obgleich sie dem Sammler der Zeit nach alle näher standen, als der alte Musterprophet, an dem sie sich gebildet hatten. (Man vergleiche damit wie in dem Buch der Könige und in der Chronika die Namen kleiner wenig bekannter Propheten bewahrt sind, von denen oft nur ein Wort, ein Gesicht erwähnt wird.) Das Zeugnis der Überlieferung wird mächtig verstärkt durch das Verhältnis Zephanjas und Jeremias, der beiden reproduktivsten Propheten nicht bloß zu Kap. 40–66, sondern auch zu den angefochtenen Stücken der ersten Hälfte; sie haben allem Anschein nach (!) diese Weissagungen vor sich gehabt, indem sie dieselben nachbilden und Stellen daraus musivisch ihren eignen Weissagungen einverleiben. (Dieser Grund ist so entscheidend, dass alle kritischen Gründe an ihm zersplittern! Zephanja und Jeremia haben Jesaja I und II gekannt. Was will man denn noch mehr? Es hört ja alle Logik auf, wenn man nun noch Jesaja die Einheit absprechen will. Er *muss* also vor diesen Propheten auch das Angefochtene niedergeschrieben haben. Wozu nun dieses unglückliche Schwanken, diese trostlose Halbheit!) In Jesaias I sind Präludien auf Jesaias II (nun, dann lasse man ihm doch das Ganze). Wie viel jüngere Verfasser hat man neben dem großen Anonymus von Kap. 40–66 zu unterscheiden? Auf diese Frage hat noch niemand befriedigende Antwort gegeben.“ So Delitzsch. Es stimmt einen wehmütig. Der große Gelehrte ist in den Meereswogen geblieben und nicht ans feste Land gekommen. Und warum? „Wenn man dem vorliegenden Kommentar Unkritik vorwirft, so wird man ihm doch nicht Pareremie (falsche Auslegung) vorwerfen können.“ Delitzsch fürchtet den Vorwurf der Unkritik. Bei besten Gründen fehlt der Mut *einsam gegenüber vielen zu sein*. Es ist ihm wie Hase gegangen, der mit den besten Gründen die Echtheit des Evangeliums Joh. verteidigt hat und dann sich einsam unter seinen kritischen Freunden fühlte – und abbrach, was er aufgebaut hatte. Aber ist unser ganzes Jahrhundert nicht so? Wo sind die, welche feststehen? Alles schwankt und hat keinen Boden unter den Füßen. Prälat Schmid nennt die Theologen, welche noch Jes. II als echt jesajanisch ansehen, absterbende Theologen. Ich frage jeden nüchternen Geist, ob nicht das, was Delitzsch über den Jesaja sagt, den Eindruck einer absterbenden Verworrenheit macht?

Während der sozialistische Weltsturm herantost und alle Autorität zerstört – welche Autorität haben die Theologen?

IX. Der Kampf mit Rom

Fortsetzung des betreffenden Abschnittes in dem Abriss der Kirchengeschichte.

Das Jahr 1887 schloss in den Weihnachtstagen auch in Deutschland mit der glänzenden Feier des 50jährigen Priesterjubiläums des Papstes. Eine ernstere Feier war es, als der große Hohenzoller in Berlin entschlief: wie ein ergreifendes Abendläuten ging es durch die ganze Welt. Selbst die Römischen wagten es nicht, ihm die Seligkeit abzusprechen. Viel konnte das deutsche Volk lernen, als neben Wilhelms Frieden das tiefe Leid von Friedrich trat. In beidem Gottes sichtbare Hand. Als der Papst an Kaiser Friedrich ein Beileidsschreiben richtete, bestand seine Betrübniß darin, dass er nicht wenige und nicht geringe Beweise der geneigten Gesinnung von Kaiser Wilhelm empfangen habe und nicht geringere für die Zukunft erhoffe. Der Schlusssatz stellte dann noch das „Uns“ des Papstes vor die kaiserliche Majestät. Galimberti wurde mit dem Schreiben ehrenvoll in Berlin aufgenommen. Der Kultusminister von Goßler konnte ihm mitteilen, dass schon 4000 Ordensmitglieder beiderlei Geschlechtes nach Preußen zurückgekehrt seien. Als sich auch die Ultramontanen an die Schöße der Kaiserin Friedrich hängen wollten, hielt es Bismarck für gut, in den katholischen Osservatore Romano eine Notiz einfließen zu lassen, welche die Kaiserin einmal Renan in einer Unterredung ihre Übereinstimmung aussprechen ließ. Kaiser Wilhelm II. sprach in der Thronrede seine Befriedigung aus, dass die Beziehungen des Staates zur kath. Kirche in einer für beide Teile annehmbaren Weise sich gestaltet hätten. Er werde den kirchlichen Frieden im Lande zu erhalten bemüht sein. Rom sah dies als ungenügend an. Während auf dem Katholikentag in Freiburg der Zauber der römischen Geschlossenheit lag, bot die ev. Kirche in der Berufung A. Harnacks nach Berlin und in der Demütigung des Oberkirchenrates in dieser Sache das Bild beschämender Ohnmacht. Der Staat drang der Kirche einen Irrlehrer auf. Die katholischen Bischöfe hielten es bei den bevorstehenden Wahlen für den preußischen Landtag für gut, sich offen für das Zentrum auszusprechen und die Geistlichen mit dünnen Worten zur Wahlagitation zu treiben. Dabei waren die Zänkereien in dem Falle des Pastor Thümmel nicht sehr erbaulich: der junge Held besaß viel Tapferkeit, doch wenig Weisheit. Es war ein Glück, dass die Begegnung des Kaisers mit dem Papst (Sept. 1888) der Kurie eine gewisse Enttäuschung brachte: selbst formell trat ein harter Zug in die gemachte Sache. Die Gießener Theologen machten sich zum Schluss des Jahres noch lächerlich, indem sie Bismarck zum Ehrendoktor der Theologie ernannten; da er nicht für Spekulation sei, so wäre er eigentlich auch ein Ritschlianer. Als der Kanzler in seinem Dankschreiben die bekannte Schmähsucht Gießens Duldsamkeit nannte, erstaunte man ebenso sehr, als dass er vom praktischen Christentum sprach, in dem Gießen unfruchtbar ist.

Im Februar 1889 brachte Windthorst seinen Schulantrag ein: nur um damit Wahlpolitik zu treiben und sein Volk in Aufregung zu halten. Bei der Festsetzung des neuen Staatshaushaltes hatte doch die preußische Regierung gefühlt, dass man, nachdem man Rom alles gewährt hatte, auch der ev. Kirche etwas gewähren müsse. Man hat seit 1888 an 3.190.000 Mark jährlich als Rente für die Hinterbliebenen, Verbesserung der Gehalte und für Vikariate in fortschreitender Weise gegeben. Das Zentrum gewann noch zwei Siege im Reichstag in der Befreiung der katholischen Geistlichen vom Militärdienst und in der Aufhebung des Priesterausweisungsgesetzes. Auf evangelischer Seite liefen die stürmischen Anläufe von Pfarrer Thümmel in Remscheid nebenher, der mit Rom und rheinischen Richtern Händel hatte, selbst aber verschiedene Ansichten über die Person Christi für erlaubt hielt. Bei dem Prozess in Kassel fiel das Wort eines Staatsanwaltes, dass Luther in unsren Tagen dem Strafgesetz verfallen würde.

Am 7. Jan. 1890 starb die Kaiserin Augusta aus dem protestantischen Hause Weimar, bis zuletzt von einer kath. barmherzigen Schwester gepflegt. Eine Gegnerin Falks, hatte sie das volle Wohl-

gefallen der Römischen gehabt und alles versucht, um die Schärfe des Streites zu mildern. Dem Erzbischof Heinrich sandte sie ein tröstendes Eccehomo-Bild und bewirkte, dass er feierlich in seiner Kathedrale bestattet werden konnte. Den Ordensgenossenschaften war sie eine teilnehmende Freundin mit vielfachem Verständnis für das Wesen der katholischen Kirche. Wie ein freundliches Licht erschien sie in trüben Tagen. Windthorst hat noch in seinem Sterben gerühmt, wie gut er mit ihr gestanden. Die Hofprediger haben sie als evangelische Diakonissin verherrlicht.

Das Jahr 1890 leitete sich auch ein durch das schnelle Scheiden des lieblichen schwäbischen Dichters: die Poesie wich; um einer immer rauheren und streitsüchtigeren Gegenwart den Platz zu räumen. Aus hartnäckigem Eifer für ein Prinzip wollten die Römischen im preußischen Landtag nicht das große Geschenk einer jährlichen Rente von 500.000 M. aus dem Kapital der Sperrgelder annehmen, weil man ihnen nicht geben könne, was sie rechtmäßig besäßen. Vergeblich bemühte sich der Staat, das Geld ihnen in die Tasche zu stecken: die anderen Parteien sollten es bewilligen, das Zentrum könne es nicht nehmen. So diplomatisch aber ließen sich diese nicht missbrauchen, sondern stimmten wie das Zentrum. Es blieb die Summe ein Tauschobjekt für die Zukunft.

Die Neuwahlen zum Reichstag zeigten das erschreckende Wachstum der Sozialisten, welche mit 1.200.000 Stimmen auftraten. Die allgemeine Unzufriedenheit, der steigende Abfall des Volkes von Gott spiegelte sich darin ab. Auch eine große irdische Autorität zeigte sich erschüttert. Seit dem Friedensschluss mit dem Papst schien den eisernen Kanzler das Glück verlassen zu haben – als ob er von einer giftigen Frucht gegessen hätte. Der Geffken-Prozess, der Morier-Lärm, der Wohlgemuth-Handel, der Waldersee-Spektakel, die Samoafrage zeigten lauter Missgriffe und schon sprach man in der Umgebung des Kaisers das Wort aus: Man muss die Bismarcks sich selbst ruinieren lassen. Die Wahlen des Reichstags hatten wieder Windthorst zum König desselben gemacht und sein böser Schatten spielte dämonisch in die letzte Unterredung des Kaisers mit Bismarck hinein, in der es zum offenen Bruch kam. In einer Tragik, des Nachdenkens wert, trat der gewaltige Kanzler zurück, um aus seiner nicht begehrten Einsamkeit Zornesblitze in alle Welt zu senden. Der Diplomat hatte den jungen Herrscher diplomatisch behandeln wollen und war dabei zum Fall gekommen. Das Blut empörte sich gegen das Genie. Der Kämpfer gegen Rom ohne Gottes Wort⁵⁴ überließ seinem stärksten Gegner, dem Welfen, das Feld, der nun der Regierung seine freundlichen Dienste anbot und Geld genug für militärische Zwecke schenkte. Da konnte ruhig ein römischer Bischof nach Berlin kommen: man beugte sich tief vor ihm. Die soziale Frage, so alt wie die Welt, aber durch den Geist der wachsenden Anmaßung zum Schibboleth der Tage gemacht, ließ auf Rom blicken als auf eine konservative Macht. Zu dem internationalen Kongress in Berlin berief man wohl den Fürstbischof Kopp, doch einen bewährten evangelischen Arbeiter, wie etwa v. Bodelschwingh, einzuladen, vergaß man. Kopp hat dann oft das große vorsichtige Wort geführt. Ein evangelischer Kongress wurde von Stöcker berufen und gewährte zum Schluss das komische Schauspiel, dass sich Stöckerianer und Ritschlianer umarmten, die sich früher nie geliebt hatten. A. Harnack erklärte dabei, dass er mit Mühe Philosemit sei, wofür ihm das Berliner Tageblatt seine sichere Gunst versprach. Das war nicht gerade imponierend im Vergleich mit Roms Bevorzugung. Alles sprach nun von der sozialen Not und die Feindschaft gegen Rom wurde müde, wenn auch der evangelische Bund noch so viele Flugschriften⁵⁵ herausgab. Der Katholikentag in Koblenz konnte mit vollem Bewusstsein der errungenen Siege auftreten und einen großen Höllenlärm machen, damit man sich ja vor ihm fürch-

54 Luther: Gottes Wort muss dem Papste abrechen, sonst tut ihm kein Waffen; denn er ist der Teufel. Vorzeiten sagte man, wenn man nach einem Geist haut oder schlägt, so verwundet man sich selber. Ein fein klug und wahr Sprüchwort. Wenn wir das Schwert über den Papst zücken, so werden wir uns selbst treffen.

55 An Literatur: Die vielen Flugschriften des Ev. Bundes, die kleinen polemischen Hefte bei Klein in Barmen und bei Wiemann eben dort; die Kirchliche Korrespondenz von Brecht.

te. „Wir sind alle Jesuiten und lassen uns für die Jesuiten totschiagen“ so forderte man die Rückkehr der Jesuiten, für die dann Petitionen in Masse betrieben wurden. „Der Papst und der Kaiser müssen in der sozialen Frage zusammengehen und nie wieder geschieden werden“: so band man den jungen Herrscher an das römische Joch. Dieser hatte nämlich dem Papst seine Befriedigung darüber ausgesprochen, dass beide in der sozialen Frage übereinstimmten. Immermehr drängt sich Rom in den Vordergrund. Die Umwerbung des Kaisers durch die Ultramontanen ist ein verhängnisvolles Schauspiel. In der sozialen Frage arbeitete Rom mit Hochdruck und mit dem bekannten Selbststurm, obwohl katholische Länder die unglücklichsten Arbeiterverhältnisse zeigten wie Belgien und man überall bei den Wahlen ohne Scheu sich mit Sozialisten gegen andere Parteien verband. Die Not des Volkes war auch hier nur der Vorwand der eignen Verherrlichung. Als der Kaiser in Breslau war, ehrte er besonders den Fürstbischof Kopp, der in der Behandlung der sozialen Frage sein Vorbild wäre: dabei begegnete der evangelischen Geistlichkeit der Stadt das gleichnisartige Unglück, sich in der Elisabethkirche einzuriegeln, so dass die Kaiserin bei ihrer Ankunft nicht die Kirche betreten konnte. Als der Evangelische Bund in Stuttgart tagte (er war zu 72.000 Mitgliedern gewachsen), hatten die begrüßenden Telegramme dreier deutscher Fürsten nur Teilnahme für die soziale Frage, welche der Bund auch behandeln wollte; von dem Kampf gegen Rom nahmen sie keine Notiz. Der Bund kommt mit seiner Kampfeslust zu spät: man gebraucht Rom. Er lief auch bei seiner letzten Versammlung in das seltsame Ende aus, dass man für die Altkatholiken sammelte, von denen ein Priester gegenwärtig war. Nippold hatte freilich ausgesprochen, dass von dem Märtyrertum der Altkatholiken Lebensströme ohne gleichen in die ganze Kirche geflossen wären, aber man sah sie nicht, vielmehr ein stetes Versiechen der künstlichen Bewegung. Als der Kämpfer gegen Rom in Bayern, Minister von Lutz, lebensmüde vom Schauplatz abtrat, schwand auch die Protektion Bayerns für die Altkatholiken, die nun nicht mehr die alte katholische Kirche waren. Döllinger starb in seiner gelehrten Einsamkeit unversöhnt mit dem Vatikanum, aber ein guter Katholik wie immer, der für Luther nur einiges Verständnis gewonnen, weil er auch etwas von den Menschen geschmäht wurde: Luthers Gnadenlehre hatte er nie begriffen: ein Gelehrter ohne Armut des Geistes und ohne die Rechtfertigung des Sünders. Von vielen bewundert, auch von Protestanten, aber zu klein, um einer göttlichen Tat fähig zu sein. Eine Mache der Professoren, ist schon jetzt der Altkatholizismus abgewelkt, obwohl ihm Nippold die evangel. Bruderhand von Eisenach reichte.

Trotz aller Bemühungen der Kirche wuchs die Gottlosigkeit des Volkes in erschreckender Weise. Der Sozialismus führte an den Abgrund des Atheismus und erklärte laut auf seinem ersten von der Welt beschickten Kongress in Halle, dass er keine himmlische und irdische Autorität mehr anerkenne, wenn er auch die Religion durch das Wissen und nicht durch Kampf überwinden wolle. Den Turm des Zentrums müsse er vor allem unterminieren. Zu gleicher Zeit sprach es der Liberalismus in Berlin bei der Enthüllung des Lessingdenkmals aus: Die Bibel ist nicht die Religion, das Dogma nicht die Botschaft von Jesu Christo. Sultan, Kreuzritter und Jude gehören zusammen. Der Liberalismus will und kann nichts mehr lernen und so treiben Sozialisten und Liberale in derselben Irre. Die Berliner Theologen kamen ihnen in Kaftan entgegen und taten das alte Dogma in Verruf, mit dem es für immer aus sei. Wie das neue sich gestalten sollte, wussten sie dabei selber nicht. Auch ihr Menschenföndlein wird die Hauptstadt nicht von dem tiefen Sumpf zurückziehen, den schamloser Naturalismus und freches Judentum immer mehr vertieft. Auch viele Kirchen und kleine Gemeinden ändern eine Zeit nicht, die jede Autorität verloren hat.

Dadurch, dass man sagt: *es muss* eine große Geisterbewegung entstehen, entsteht sie nicht und die Hoffnungen eines Idealisten wie Stöcker sind Schwärmereien. Die Jesuiten werden wohl nicht zurückkehren, aber wenn alles, was Katholik heißt, in Deutschland Jesuit ist, so ist es auch nicht nö-

tig. Man kennt die Wege, um evangelische Städte zu romanisieren. Mit Hilfe von durchtriebenen Yankees hat man es in Stuttgart durchgesetzt, dass in der Karlsruhstadt ein prachtvolles Hospital erbaut wurde, obwohl kein Bedürfnis dafür vorhanden war, und als die Einweihung geschah, gratulierten auch evangelische Fürsten und überreichten eine Marienstatue. Unwissenheit und Gleichgültigkeit arbeiten überall Rom entgegen. Der Eifer ist erloschen, denn nur Luthers Not und Luthers Glaube machen tapfere und gläubige Leute. Rom kann sich sicher in Deutschland ausbreiten, denn es hat keine Feinde mehr zu fürchten. Die neuste Weisheit, die dem Protestantismus helfen sollte, die Theologie Ritschls, war ihren eigenen Schülern zur Hieroglyphe geworden: das Volk hatte nichts davon gewusst: der Gemeindebegriff war ganz katholisch. Wichtiger in dem Ringen der Kirchen war, dass der Bonifatiusverein den Gustav-Adolf-Verein um 100.000 M. überflügelte und dass sich als Nachklang des evangelischen Bundes in Stuttgart ein großartiger erster schwäbischer Katholikentag in Ulm mit vielen Tausenden versammelte, der die soziale Frage wirklich in die Hand nahm, die Männerorden für Schwaben forderte und den „evangelischen Brüdern“ heuchlerisch die Hand reichte.

Rom kann sich freuen: unsre Fakultäten sorgen dafür, dass die Reformation getötet wird. Die Schrift wird profanisiert, die Rechtfertigungslehre vernachlässigt, die Jugend vergiftet. Aller Streit für die Reformation ohne göttlichen Beruf stärkt nur den Feind.

In den Tagen, in welchen angesehene Führer der evangelischen Kirche ihr Amt niederlegten: Hermes, Hegel, Stöcker, dagegen aber der Kaiser sich als Episkopus der Kirche betonte, stiftete der geliebte Sohn des hl. Vaters einen großen Verein der Katholischen Deutschlands gegen die soziale Gefahr und feierte dann als *libertatis ecclesiae defensor* seinen 80. Geburtstag unter der Beglückwünschung der ganzen Welt, auch der des Präsidenten des Reichstages: letztere wäre, meinte er, die größte Ehre, die ihm zuteil geworden sei. Gewiss: stolz stand der alte Kämpfer auf dem Boden da, auf welchem er seine großen Siege errungen und wo er nun noch den letzten einerntet sollte: die Überlieferung der Sperrgelder in die Hände der Bischöfe, obwohl keine rechtlichen Empfänger im juristischen Sinne für dieselben da waren. Also eigentlich ein großartiges Geschenk. Der Staat drückte das letzte Siegel auf seine Schmach und von der Ehre, welche die Minister nach v. Goßlers Ausspruch auch hätten, war nichts zu merken. Das Zentrum war gekauft, oder besser der Staat an dasselbe verkauft. Wohl zürnte der Einsiedler in Friedrichsruhe, dass die Herausgabe der Sperrgelder eine schimpfliche Niederlage des Staates sei: es war nur wie ein fernes dumpfes Grollen von dem, der selbst die tiefsten Wunden in dem Streit empfangen. Während Rom so seinen letzten Triumph gewann, gruselte es dem deutschen Philister vor den Jesuiten und er erhob überall gegen dieselben sein Geschrei, während unser ganzes Leben schon lange jesuitisch vergiftet ist.

In den Wirren, welche die Sperrgeldervorlage brachte, welche nun auch die Konservativen, nachdem sie dieselbe in ihrem Sinn erträglich gemacht hatten, annahmen, fiel v. Goßler, nachdem ihn der Landtag wegen seiner unveränderten Stellung ausgelacht hatte. Er hat der ev. Kirche manchen Irrlehrer geschenkt. Mit ihm sollte noch ein Stärkerer fallen.

Am 13. März starb Ludwig Windthorst, als er den letzten Triumph eingeerntet hatte, noch in seinen Todesphantasien der lautredende Verteidiger der Aufhebung des Jesuitengesetzes. Man kann sagen, das Reugeld des gedemütigten und büßenden Staates lag auf seinem Sterbebett. Ein frühauftretender Mann, voll verschlagener List und zäher Unermüdlichkeit, der große Feind des evangelischen Preußens, das er mit Recht durch jede Sicherung des ultramontanen Ansehens geschwächt sah. Der alte Fuchs hat noch vor seinem Tod den Kaiser und die Kaiserin leben lassen: so schloss die Komödie vortrefflich ab. Die Kaiserin aber sandte duftende Blumen an den Sterbenden, der Kai-

ser erkundigte sich persönlich, als müsste die spottende Ironie der Geschichte bis zuletzt auf dem bitteren Streit ruhen, der die tiefste Schmach Preußens bleiben wird.

Als Windthorst das feierliche Totenamt mit berauscher Pracht gehalten wurde, schmückten die Kränze der beiden mächtigsten deutschen Fürsten seinen Sarg und vor der Elite der Hauptstadt sprach es der Erzbischof aus: Er hat einen guten Kampf gekämpft. Und keiner der anwesenden Protestanten sank vor Scham in den Boden. Der große „Patriot“ musste verherrlicht werden. Armes Preußen – du stehst an einem Abgrund und doch wird Gott um der Väter willen dich nicht ganz preisgeben. In das lügenreiche Lob von Windthorst sandte der große Alte die Wahrheit hinein: Windthorst war der gefährlichste und verstellungskundigste Gegner unserer nationalen Entwicklung.

Das stolze neunzehnte Jahrhundert mit seinen wunderbaren Fortschritten, seiner Naturwissenschaft und Kritik hat sich am Ausgang vor der wahnsinnigen Lüge der Unfehlbarkeit gebeugt⁵⁶ und die Partei zur Herrin gemacht, die für diese größte Torheit des Aberglaubens eingetreten war. In einem wilden Herumtasten nach dem, was geschehen soll, schwankt Preußen einher und ist in dieser Schwachheit für Rom ein geeignetes Spielzeug. Sein Ansehen als evangelische Vormacht ist tief erschüttert.

Bei den in Ohnmacht zusammengesunkenen Protestanten beschäftigten sich in diesen Tagen die theologischen Knaben in ihren kleinen Werkstätten mit dem Schmieden von neuen Dogmen, besser als die der Reformation. Andere machten aus dem Alten Testament ein Chaos.

Wie tief hat sich der Tag von Wittenberg geneigt.

Das Volk las jetzt die ernsten Gedanken eines sächsischen Offiziers. Es gibt nichts Leereres. Sind das die letzten Atemzüge des Protestantismus in Deutschland? Gleichzeitig warfen evangelische Prinzessinnen ihren Glauben weg, als wäre er nichts. Die Kritik, die die Autorität der Bibel zerstört, und dabei Rom bestreiten will, sieht sich von Zeitgenossen umgeben, die *keine* Autorität mehr kennen. In unheilvollem Kampf sind Kaiser und Altkanzler gegeneinander und der Heros der Nation kommt mit einem Zigarrenarbeiter in Stichwahl. Doch schließen wir mit einem wohlthuenden Wort. Der Kaiser sagte bei der Grundsteinlegung der Lutherkirche in Berlin: „An einem 18. April sprach der tapfere Wittenberger Mönch: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Ein Kriegsmann Frundsberg rief ihm zu: Mönchlein, du tuest einen schweren Gang. Gott hat ihn diesen Gang gesendet zum Heil unsres Volkes, besonders unsrer Heimat.“

⁵⁶ Windthorst Ende Juni 1870: Wenn das Dogma proklamiert wird, so werde ich in 6 Wochen exkommuniziert; das kann ich nicht glauben und das glaube ich auch nicht.

X. Die Juden

Welch ein furchtbares und tiefes Problem der Weltgeschichte tritt uns mit diesem Namen entgegen. Mitten in der europäischen christlichen Welt und ebenso in der amerikanischen christlichen Welt eine orientalische Nation, die wie ein versteinertes altersgraues Stück der Vergangenheit erhalten bleibt, sich immermehr in sich selbst verhärtet – und was eine Erscheinung ohne gleichen ist, die Welt erobert. Der Einfluss der Juden ist unermesslich. Kommt man einmal an einen Kundigen, der die Verhältnisse überschaut, so hört man, dass die Macht der Juden eine Höhe erreicht habe, die grauensvoll ist. In allen Gebieten sind sie tätig, bald verborgen bald offenbar. Die Reichsregierung wird von ihnen *gezwungen*, nach ihrem Wohlgefallen den Zinsfuß zu stellen. Unzählige Fürsten, Barone und Grafen stecken in ihrem Beutel; mit dem Vermögen der ganzen Welt treiben sie ihr Spiel. In Wien ist jeder siebente Einwohner ein Jude und das ganze Land gehört ihnen in einer Weise, die geradezu fabelhaft ist. Alles kommt ihnen in der modernen Welt zu Hilfe: die Leichtigkeit des Verkehrs, die Einheit der Menschheit, die Möglichkeit, die größten Gewinne im Augenblick zu machen. Hinter allem fast steckt jetzt der Jude. Sie wissen unermüdlich ihren Zauberkreis auszuweiten. Welch ein Geheimnis der Weltregierung tritt uns da entgegen! Den offenbaren Feinden Christi soll die Welt gehören und sie sollen die Scheinchristen tyrannisieren. Das verworfene Volk mit seiner wunderbaren Geschichte soll die falschen Christen zersetzen, zerwühlen, demoralisieren. Soll sie mit ihrem Glauben auslachen, mit ihrem Bekenntnis verhöhnen: soll Freundschaft und Feindschaft mit ihnen schließen, je nachdem es ihm beliebt. Dieser materielle Sinn, der alles beherrscht, ist namentlich auch von den Juden verbreitet – diese rohe Begierde nach den sichtbaren Gütern. Der jüdische Geist lagert auf allem. Wie nahe mag uns das Ende der Dinge sein, dass sich die Verhältnisse *so* gestalten. Und wenn nun die 7 Millionen Juden sich alles unterworfen haben, was wird's ihnen nützen? Es kommt die Zeit, da wird er erscheinen: ihr Landsmann, ihr Sohn, der Verkannte und alles, was sie haben, ist dann von Motten verzehrt: sie haben sich Schätze gesammelt in den letzten Zeiten. Was werden unsre Kinder, unsre Enkel erleben, wenn *das* Unkraut aufgewachsen ist, das jetzt überall gesät wird. Alles will in unsrer Zeit regieren und reformieren, das Reich soll umgestaltet werden auf allen Gebieten: eine Unruhe treibt die Menschheit – und das letzte Spiel gewinnt doch immer *der Jude*: er zieht von allem Schweiß der Arbeit die Zinsen ein.

XI. Der Calvinismus der Zukunft

Es ist keine Frage, dass der Calvinismus eine der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte ist. Calvinismus und Heroismus ist dasselbe. Das haben die Geusen, die Puritaner, die Hugenotten, die Réfugiés bewiesen. Welch eine Reihe von Helden zieht bei diesen Namen an unserem Geiste vorüber! Wer will es bezweifeln, dass der Calvinismus die Glanzzeit des Protestantismus kennzeichnet. „Ja, sagte mir einmal Professor Henke in Marburg, die Calvinisten opferten alles auf.“

Und nun haben wir nach dem Verlauf von drei Jahrhunderten die auffallende Erscheinung in der ganzen Welt, dass der Calvinismus sich im Verschwinden befindet. Nicht nur in Deutschland: hier sind es nur noch ganz vereinzelt und kaum noch gehörte calvinistische Stimmen,⁵⁷ sondern auch in Holland, Schottland und Amerika. Wohl gibt es auch in diesen Ländern einige kräftige Mittelpunkte, welche sich für den Calvinismus wehren, so in Holland die Schule von Kohlbrügge und Kuyper, in Amerika die Schule von Princeton, in Schottland manche energische Männer, aber die immer allgemeiner werdende Bewegung für die Revision des Westminster-Bekenntnisses legt Zeugnis dafür ab, wie der Calvinismus Abschied von der Welt nimmt. Jedenfalls etwas sehr Merkwürdiges, wenn man an die ungeheure Lebenskraft denkt, die von ihm ausgegangen ist. Könnte man nicht sagen: der Niedergang des Calvinismus ist der Niedergang des Protestantismus? Denn dass letzterer in einer Zeit der Blüte steht, wird doch wohl niemand behaupten.

Es ist eine Stimme aus Genf, die vor uns liegt, und die sich über den Calvinismus der Zukunft äußert. Genf: wer wird nicht von der tiefsten Bewegung bei diesem Namen ergriffen – nun Genf: wie äußert es sich über den Calvinismus? An der Schule der Theologie von Genf, an der einst Merle d'Aubigné, Gaussen u. a. lehrten, lehrt jetzt auch Prof. *Aloys Berthoud*, und der hat das Wintersemester mit einer Rede eingeleitet über den Calvinismus der Zukunft. Nicht über die Zukunft des Calvinismus will er reden – denn er glaubt, dass dieser eine haben werde – sondern wie er sich zukünftig gestalten werde. Calvin, so beginnt er gleich sehr tapfer, hat sich stark geirrt, als er das *decretum horribile* aufstellte: die Schrift lehrt nichts von der Verwerfung der nicht Erwählten. Da kann nun ein Calvinist den Einwurf machen: Calvin war doch ein sehr bedeutender Exeget, ja vielleicht der bedeutendste, der je gelebt – sollte er keine Schriftbeweise für die Verwerfung gefunden haben? Er sagt, das *letzte* Schicksal jedes Menschen ist auch das von Gott im voraus *gewollte*, welche Zwischenglieder auch dabei mit einfließen mögen, denn Gott sind alle seine Werke von Ewigkeit her bewusst, und da beruft er sich für die Verwerfung auf Stellen wie Sprichw. 16,4, Joh. 17,12, Röm. 9,22, 1. Petri 2,8, Thess. 5, (nur die Auserwählten sind nicht zum Zorn gesetzt).

Er hat doch so oft gesagt, dass er nicht aus Gelüsten der Spekulation, sondern aus Gehorsam gegen Gottes Wort zu dieser Lehre gekommen sei: *er muss also auch für die Verwerfung irgend welchen festen Grund in der Schrift gehabt haben*. Berthoud sagt ganz richtig: Gott wird allein in Christo erkannt und man muss alle Vorstellungen von Gott fernhalten, welche nicht mit seinem Bilde in Christo übereinstimmen; aber hat das jemals Calvin bezweifelt? Gott ist gewiss Liebe und Christus die Offenbarung dieser Liebe, aber die ganze Frage dreht sich ja darum: Wem wird die Liebe Gottes in Christo zuteil? Und hat da Christus nicht selbst gesagt, dass die Welt seinen Geist *nicht empfangen kann*, dass seine Feinde seine Stimme nicht verstehen könnten, *weil* sie seine Schafe nicht wären, dass es ganz in der Freimacht des Vaters stände, wen er mit dem Sohn verbinden wolle? Geht nicht durch das ganze Evangelium Johannis eine scharfe Scheidung zwischen denen, die aus Gott sind und denen, die *nicht* aus Gott sind; ist nicht die Wiedergeburt schlechthin ein Werk Gottes (Joh. 1,13)? Ich meine, dies könnte ein alter Genfer dem neuen Genfer erwidern. Berthoud

⁵⁷ Man braucht nur eine Nummer der „Ref. Kirchenzeitung“ in Elberfeld anzusehen, um sogleich zu wissen, dass *das* nicht Calvinismus ist. Neuerdings bringt das Blatt: Ausgewählte Worte von Tersteegen. Tersteegen ist das gerade Gegenteil von Calvin.

meint, die Schrift sei ein organisches Ganzes und man dürfe nicht Einzelheiten aus ihr entnehmen – aber eben der Calvinismus will sie als ein Ganzes fassen, das schon in einem ewigen Rat gebildet war. Berthoud scheidet Röm. 8 von Röm. 9. Röm. 9 werde etwas anderes behandelt als Röm. 8: Hier der Rat der Ewigkeit, dort der Lauf des Reiches Gottes in den Zeitaltern der Menschen, aber findet sich nicht in Röm. 9, Vers 11: ehe sie geboren waren und ehe sie etwas Gutes oder Böses getan hatten – also völlig unabhängig von ihnen wird der eine auserwählt und der andere verworfen. Hat Calvin unrecht, wenn er sagt: Erwählung ist gar nicht denkbar ohne Verwerfung, denn sie ist Bevorzugung? Vers 22 heißt es ausdrücklich von den Gefäßen des Zornes, dass sie bereitet seien zum Verderben. Wo bereitet? Doch im Rat Gottes, wie deutlich Vers 23 schließen lässt. Über Röm. 9 so schnell hinwegzukommen, sollte schon die Übereinstimmung Calvins mit Luther in der Erklärung des Kapitels verhindern. Auch der, der nicht mit Calvin übereinstimmt, wird doch zur größten Vorsicht eben durch die Schrift in diesen Fragen über ein erschütternd großes Geheimnis bewogen. „Röm. 9 ist kein Platz für das Dekret der Verwerfung“: ich finde das sehr kühn gesprochen. Berthoud fährt dann auch fort: soll der Calvinismus am Leben bleiben, so muss er ernstlich umgestaltet werden. Auch in dieser Verbesserung wird er unvergänglich sein. Der Augenblick für solche Erneuerung sei günstig. Die echten Calvinisten sterben aus. Die Kirche geht einen neuen Weg. Die alten Formeln haben ihre Bedeutung verloren. Es ist ein Wendepunkt in der Geschichte des Reiches Gottes. Die Bewegung der Geister muss uns nicht erschrecken, denn wir leben nicht in einer Zeit der Gleichgültigkeit, sondern – nun höre man den glücklichen Optimisten – in einer Zeit, wo die wahren Christen zahlreicher sind als jemals. Aber – werfe ich ein – doch nicht in Deutschland und der Schweiz, denn wir versinken ja im nackten Atheismus. Man will den Calvinismus und die Vergangenheit beurteilen und kennt die Gegenwart nicht! Und da will man den Glauben verbessern (a mieux définir ses croyances).

Berthoud führt im Folgenden richtig aus, dass der Calvinismus so wenig Fatalismus sei, dass er vielmehr überall die größten Charaktere gebildet habe und die freien Staaten der Neuzeit geschaffen.⁵⁸ Sein Untergang wäre ein Verlust für die Welt. Auch das ist fernerhin richtig gesagt, dass Calvin im Gegensatz gegen Luther und Zwingli sich bei seiner Lehre ganz auf dem religiösen Gebiet gehalten habe und die Spekulation gemieden: er habe stets die volle Verantwortlichkeit des Menschen behauptet. Auch habe er gewusst, dass er zwei Gedanken vertrete, die im Gegensatz zu einander stehen und doch habe er an denselben festgehalten. Es ist nicht leicht, Calvin zu widerlegen. Beck hat dagegen angeführt, dass der ganze Rat Gottes in Christo gefasst sei und außer diesem gebe es keinen Rat. Die Election beziehe sich nur auf die progressive Verwirklichung des Heiles in der Welt. Wer sich bekehrt, ist erwählt: alle sind zum Leben vorherbestimmt und werden allmählich später oder früher berufen, es zu ergreifen: nur durch *ihren* Fehler kommen nicht alle dazu. Aber diese Lehre hebt die biblische Lehre *von der Wahl* auf, denn in ihr sind die Prädestinierten und Erwählten dieselben und stellt den ganzen Ausgang der Weltregierung Gottes in ein Gott selbst unbekanntes Dunkel über diejenigen, welche einmal ewig das Bild seines Sohnes tragen werden. Dieser Gott, der gleichsam im Spiel auf seinen guten Stern hofft, widerstrebt ganz der reformierten Lehre. Wir müssen einen Gott haben, der da weiß, wohin es geht: einen Gott, der persönlich kannte und liebte in der vergangenen Ewigkeit alle diejenigen, welche seine Kinder in der zukünftigen sein werden. Hier hat Berthoud manche schöne Bemerkung. Eine andere Ansicht als die von Beck vertretene, ist die lutherische, welche auch F. Godet und Gretillat in Neuchâtel mit Talent unterstützen: *ex praevisa fide* hat Gott erwählt. Aber diese Vorstellung löst nicht die Schwierigkeit, sondern

⁵⁸ Wenn man bedenkt, dass der große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. Calvinisten waren, so kann man fragen: Woher kommt das Deutsche Reich?

täuscht nur. Sie bringt einen ganz fremden Gedanken in den Ausspruch Röm. 8,29-30. Da ist kein menschlicher Konkurs zu finden. „Wir sind erwählt, weil wir Christen sind“ – aber wie stimmt das mit Eph. 1 u. 2, wo uns Gott lediglich nach dem freien Wohlgefallen seines Willens erwählt hat und wo wir wie die Übrigen tot in Sünden und Übertretungen waren? Gott muss durchaus ganz die Initiative haben. Und was macht diese Theorie mit den Ungläubigen? Zu welchem Zweck sind sie da? Gott sah ihren Unglauben und damit ihre Verdammnis voraus – *wollte* er dieselbe? Konnte er ihnen *ernstlich* seine Gnade anbieten, da er doch wusste, dass dieselbe von ihnen verworfen würde? Da bleibt doch nichts anderes übrig, als der Gedanke Calvins: er wollte sie nur um so mehr in Schuld bringen. Berthoud kennt noch eine andere Lösung, von der er meint, dass sie den Anfängen Calvins entsprechen würde. Er schildert zunächst die Unterschiede zwischen Luthertum und Calvinismus: jenes zu einer mystischen Ruhe geneigt, dieser ganz Handlung und Heiligung; jenes zur Einheit strebend, dieser mit der starken Betonung der Individualitäten, soweit, dass man an das Wort der Medea denke: Ich! ich sage es, das ist genug. Der Calvinismus wolle vereinigt trennen. Er liebe den Dualismus. Er wolle feste, klare Formeln. Daher der Nachdruck, der auf den *Willen* gelegt werde. Aber, sagt Berthoud, der Wille ist nicht alles in dem moralischen Leben. Es gibt auch ein Element der Kontinuität und der Entwicklung. Die deutsche Theologie habe hier einen Vorzug: sie betrachte mehr die tausendfachen Wendungen des inneren Lebens als des Wachstums einer zarten Pflanze. Der Calvinismus sei ganz Theologie des Willens; wie dies für Moses, so auch für Calvin. Gott ist Jehovah, die absolute Persönlichkeit, das vollkommene, souveräne Wesen, das beschließt wie es will. Spricht aber das nicht für den Calvinismus, wenn auch der Mosaismus Calvinismus war? Nein, sagt Berthoud, denn Gottes Bestimmung ist eben Liebe, nichts als Liebe zu sein. Nur diese lebt in ihm. Der Hauptfehler des Calvinismus ist, dass er in Gottes Wesen keine Einheit setzt, sondern nur eine arbiträre Macht. *Diese Einheit schließt es aus, dass Gott überhaupt nichts von Gottlosen und Verworfenen weiß.* Da er von ihnen nichts weiß, hat er auch ihre Verwerfung nicht gewollt, weil nicht vorausgesehen. Es ist ein Widersinn, behaupten zu wollen, Gott sehe das Böse aller Ewigkeiten voraus: er will es ja nicht; seine Augen können nichts Unreines sehen; es darf für ihn keine Realität haben. Sollte die Sünde ihren dunklen Schatten in den ewigen Gedanken Gottes geworfen haben, um seine vollendete Seligkeit zu stören? Die Liebe argwöhnt nichts Böses, das gelte auch von Gott. Weil Gott das Böse nicht will, kann er es auch nicht denken. (La pensée était l'expression parfaite de la volonté.) Welche Spekulationen des neuen Genfers haben wir hier? Die Verwerfung will man beseitigen mit einer so dunklen und seltsamen Idee. Was wissen wir davon, ob Gott durch den Gedanken der Sünde beunruhigt und in der Einheit seiner Natur gestört wird? In seiner heiligen Weltregierung hat er sich so tief mit der Sünde befasst, dass er sie in den leisesten Herzensregungen erkennt und straft. Darum, dass er keine Sünde tut, von ihr berührt ist, gerade wie der Sohn auf Erden, kann er doch mit ihr in Nachdenken und Kampf treten, um zuletzt seinen Willen triumphieren zu lassen.

Wer hat Lust, darüber zu spekulieren, ob Gott durch das Wissen der Sünde gestört wird in seiner ewigen Harmonie? Wenn es von den Ungläubigen heißt: Ich habe euch niemals gekannt, so ist das gewiss nicht so zu verstehen, dass Gott überhaupt gar nichts von ihnen gewusst habe; vielmehr so: er fand nie etwas von sich in ihnen. Ich wurde von diesen Gedanken Berthouds überrascht, weil sie einmal Heinrich Leo ausführlich entwickelte. „Für die Gottlosen gebe es nur göttliche Ordnungen, an denen sie sich zerarbeiteten, Gott selbst wisse nichts von ihnen.“ Ist der Rat Gottes, durch Christi Leiden die Welt zu erlösen, ein ewiger, so ist auch in den einzelnen Leidensakten durch Gottes Vorherbestimmung und Nachdenken jeder menschlichen Sünde ihre Stelle angewiesen, von Judas Verrat bis zum Spott der Kriegsknechte. Werden die Spekulationen von Berthoud Stellen wie Joh.

17,12 gerecht? Wie sich dabei menschliche Schuld und Gottes Vorauswollen vereinigt, wird uns immer ein Geheimnis bleiben.

Aber *das* ist Gehorsam gegen die Schrift wenn man *beides* stehen lässt, wie es eben dasteht.

Wie unklar Berthoud in seinen Gedanken über die Einheit der göttlichen Natur als nur Liebe ist, geht daraus hervor, dass er ja in Gott die ewige Auswahl nach Röm. 8 bestehen lässt. Ist da nicht die Liebe Gottes durch eine *besondere* Liebe gespalten und die Einheit zerrissen? Die Elektion scheidet ebenso in Gott, wie die Verwerfung. Zuletzt macht Berthoud noch einen ganz misslungenen Versuch auf Grund der menschlichen Freiheit den allgemeinen Gnadenwillen Gottes und die Auswahl zu vereinigen. Nach dem Fall noch eine Freiheit anzunehmen, das bekämpfen beide, die Lutheraner und Reformierten. Wenn Mose dem Volk Segen und Fluch vorlegt, so soll er nicht zum voraus wissen, welches unsere Entscheidung sein wird (c'est qu'il ignore quelle sera notre décision). Das ist naiv: alle Propheten und Apostel, vor allem der Herr selbst, treten mit dem klaren Bewusstsein auf, dass die Menge, die Welt sie verwerfen wird. Mose *kannte* die Entscheidung des Volkes. 5. Mose 5,29 u. 31, Jes. 6,9 ff., Ev. Joh. 12,41 ff. An gewaltigen und doch zuletzt unfruchtbaren Ermahnungen und Beschwörungen hat es wahrlich auch der echte Calvinismus nicht fehlen lassen.

Das soll nun in der Stadt Calvins die Erneuerung und Umwandlung des Calvinismus sein. Es ist nicht wahr, dass das decretum horribile eine bittere Frucht des Intellektualismus ist: es ist aus der tiefsten Furcht Gottes hervorgegangen und hat die stärksten praktischen Tendenzen, wie Berthoud selbst im Anfang erkannte. Auch kein Erbe der mittelalterlichen Scholastik ist es – wäre es dies, warum hält denn Berthoud die Elektion fest? Am Schluss sinkt dann noch der Optimismus des Genfer in die Wirklichkeit zurück. Voyez-vous cette ombre géante qui se dresse à l'horizon? L'incrédulité haineuse et brutale. Nun – ist die Zeit so beschaffen, dann soll man keine dogmatischen Formeln schmieden: es sind verwegene Spielereien. Die Dogmatik der Alten war etwas anders als der Panzer Sauls. Man sieht es in Genf, *wohin* man gekommen ist, indem man diesen guten Harnisch abgelegt hat! Man hat nichts zu erwarten von einem Calvinismus plus fidèle à la vraie pensée de Calvin que Calvin lui même.

Eine andere Stimme über die zukünftige Gestaltung des Calvinismus ist die von Dr. *Philip Schaff* in New-York. Er betreibt namentlich die Revision des Westminster-Bekenntnisses und hat mit Freuden den Beschluss der letzten Generalversammlung der Presbyterianer aufgenommen, die Revision in die Hand zu nehmen. Er sieht darin die Hand der Vorsehung, welche die presbyterianischen Kirchen zu einer höheren und vollkommeneren Erkenntnis führen will. Ich erschrecke immer, wenn ich von einer höheren Erkenntnis höre: es sind gewöhnlich Irrlehren. Die Revisionisten haben ihren Gegnern das Zugeständnis gemacht, dass die Revision sich in den Grenzen des calvinistischen Systems halten soll. Was ist nun dieses System? fragt Schaff. Zunächst muss man nicht Augustinismus und Calvinismus unbedingt zusammenstellen. Nur die antipelagianischen Ideen Augustins haben den Calvinismus beeinflusst. Fast zu sehr, meint Schaff. Man ging noch über Augustin hinaus. Zwingli allein wäre liberaler gewesen als Augustin. Auch ist die reformierte Kirche vom Calvinismus zu unterscheiden. Beide sind nicht identisch. Der Hauptunterschied der reformierten Kirche von der lutherischen ist die Abendmahlslehre. Ferner stimmen alle reformierten Bekenntnisse in der Lehre von der Freiwahl der Gnade überein, aber nicht, sagt Schaff, in der von der Verwerfung. Einige schweigen davon, andere verwerfen sie. Calvinismus bezeichnet eine theologische Schule, aber nicht eine Kirche. In dieser Schule sind wieder zwei getrennte Zweige: Der Infralapsarianismus und der Supralapsarianismus. Die reformierte Kirche ist an keine dieser Ansichten gebunden und hat die Freiheit, in der Erkenntnis der Wahrheit fortzuschreiten. So einfach ist die Sache doch nicht, wie Schaff meint. Die infralapsarische Ansicht hat in den bedeutendsten Symbolen der Kirche in den

Dortrechter Canones und im Westminster Bekenntnis ihren Ausdruck gefunden und die reformierte Kirche als historische Kirche ist allerdings an diese Bekenntnisse gebunden. *Wir* haben nicht eine reformierte Kirche zu machen: dieselbe ist vorhanden. Schaff fährt weiter fort: da die Lehre von der Reprobation sich in einer Anzahl von reformierten Bekenntnisschriften nicht findet, so kann die Entfernung derselben aus Kap. 3 der Westminster-Konfession nicht das reformierte Lehrsystem verletzen. Kein einsichtsvoller presbyterianischer Prediger wird die Lehre von der Verwerfung predigen: er schadet sich dadurch. Aber, muss man hier wieder sagen, er kann doch die betreffenden Schriftstellen nicht übergehen, er muss doch eine Erklärung derselben geben! Ist die Reprobation in einer Anzahl von Bekenntnissen nicht erwähnt – gut, so lasse man diese Bekenntnisse wie sie sind; hat aber ein berühmtes und angesehenes Bekenntnis diese Lehre und ist zwei Jahrhunderte lang in dieser Lehre anerkannt worden, so hat man die Aufgabe nachzuweisen, dass diese Lehre *durchaus unbiblisch* ist. Was die Väter aus guten Gründen der Schrift annahmen, kann man nur mit guten Gründen der Schrift zurückweisen, nicht mit der Bemerkung: es gehört nicht zum Wesen des reformierten Lehrsystems. Wenn uns die Lehre von der Reprobation sehr anstößig ist, so liegt in diesem „uns“ keine Beweiskraft. Lehrt die überwiegende Majorität der presbyterianischen Prediger nicht gemäß dieser Lehre, sondern übergeht dieselbe, so ist allerdings eine Heuchelei gegenüber dem Bekenntnis vorhanden, aber solche Notlage beweist nichts gegen die Aufstellung des Bekenntnisses. Eine Veränderung eines alten Bekenntnisses ist nach meiner Überzeugung etwas *Unerlaubtes*: Pietätvoller und würdiger ist es gleich ein völlig neues zu machen, was allen Bedürfnissen entspricht. *Ein verändertes Bekenntnis ist nicht mehr das alte.* – Andere Anstöße in dem alten Bekenntnis findet Schaff in der Verdammung der ganzen nichtchristlichen Welt, obwohl darin Calvin einen Fortschritt über Augustin gemacht habe, dass er die Errettung nicht von der Taufe abhängig macht, sondern von der Freiwahl der Gnade. Da kann die Gnade viel umfassender wirken. Freilich kennt auch der Calvinismus ungezählte nicht erwählte Kinder, die in der Jugend sterben. Dies habe schon die Schule von Princeton dahin ermäßigt, dass sie die Macht der errettenden Gnade vergrößerte. Dr. Hodge und Dr. Schedd lehren, dass alle frühgestorbenen Kinder Erwählte wären. – Nach der Lehre der Schrift sind es *wenige*, die gerettet werden gegenüber der Masse der Verlorenen – man wird das Furchtbare dieser Tatsache nicht dadurch vermindern, dass man die Wenigen noch etwas vermehrt. Dass auch kleine Kinder dem Gericht Gottes mit den Eltern verfallen, lehrt die Schrift ausdrücklich (Psalm 137,8 u. 9). Der Untergang Jerusalems raffte auch die Kinder dahin und es ist eine Grundanschauung der Schrift, dass die Kinder in das Schicksal der Eltern verschlungen werden, daher die gänzliche Ausrottung der Kananiter. Die Schrift fasst die Menschheit als Volk, Stamm, Familie. Schaff stößt sich noch an der Verdammung der Heiden, für welche die Reformatoren Röm. 2 betonten, und an der Erklärung des Papstes als Antichrist. Letztere Anschauung als allgemeine des 16. Jahrhunderts halte ich für durchaus biblisch, da das Antichristentum eine Erscheinung der *Gemeinde* ist, in welcher es unter dem Bilde eines falschen Christus den wahren Christus beseitigt. Der Antichrist ist der Gegenchristus durch – Aufstellung eines anderen Christus – und wo ist dies grauenvoller geschehen als im Papsttum? Ich glaube nicht, dass ein deutscher Vermittlungstheologe wie Schaff den *Beruf* hat an der Revision eines altehrwürdigen Bekenntnisses mitzuarbeiten. Man stellt *moderne* Theorien auf, die ebenso große Schwierigkeiten bieten wie der schroffste Calvinismus. Dieser scheint allerdings in einer Zeit religiöser Gleichgültigkeit mehr und mehr zu verschwinden. Es waren *Heroen*, die ihn brachten und hielten, wir sind *sehr schwach* im Vergleich mit ihnen.

XII. Erinnerungen

In Wasserburg 1884

Leise treibt das Wasser seine Wellen an das Ufer und lässt sie langsam verrauschen; der Blick eilt über den herrlichen Bodensee dahin und ruht auf den grünen, bald hellleuchtenden, bald schattig ruhenden Geländen des Appenzeller Wiesenlandes. Die Natur ladet zu stiller Betrachtung ein und diese will ich in einigen Erinnerungen an vergangene Zeiten pflegen hier in dem Garten von Wasserburg bei Lindau am Bodensee, wo ich meine Ferien zubringe.

Es sind im Dezember dieses Jahres 25 Jahre, dass ich das Amt der Predigt und Lehre verwalte, und da möchte ich einmal auf meine literarische Tätigkeit in dieser Zeit zurückblicken, indem ich allerlei Gedanken und Erfahrungen dabei zum Ausdruck bringe.

Schon im Jahre 1858 hatte ich an das „Volksblatt für Stadt und Land“, welches Philipp von Nathusius redigierte, einen kleinen Aufsatz eingesandt über die reformierte Lehre von den Sakramenten. Diese Lehre wurde in dem Blatt in unwissender Weise geschmäht. Man fühlte sich Rom näher als den Reformierten. Auch die alten Lutheraner im siebzehnten Jahrhundert hätten immer geglaubt, dass die Päpstlichen noch besser seien als die Reformierten. „Alles, was reformiert heißt, sagte mir ein Mitarbeiter des Blattes in Halle, der bekannte Historiker Heinrich Leo, gehört zu den Reformern.“ Seine originellen, witzig sprudelnden Aufsätze bildeten namentlich den Reiz des Blattes. Auch andere bedeutende Publizisten wie v. Gerlach beteiligten sich bei dem vielgelesenen, romanisierenden Blatt. Die Geschichten und Romane der Frau von Nathusius sind bekannt. Sie dienen einer sehr leichten Christlichkeit und falschen Vorstellung von Bekehrung. Es war ein im menschlichen Sinne geistreicher, tätiger und einflussreicher Kreis, der sich um das „Volksblatt“ sammelte. Friedrich Wilhelm IV. stand ihm nahe, der einmal von den drei Brüdern v. Gerlach sagt: Den General liebe ich, den Konsistorialrat (den Herausgeber der Gerlachschen Bibel) achte ich und den Präsidenten fürchte ich. Letzterer war wirklich zu fürchten, denn er hatte ein dialektisch scharfes und mächtiges Wort. – Welchen Ausgang hat diese ganze pietistische, mit Rom buhlende Partei genommen? Sie hat die gegenwärtige Macht Roms in Preußen großgezogen und vorbereitet, wie wir denn auch zuletzt v. Gerlach inmitten des Zentrums finden, wo er die Äußerung tat, dass der Papst in der Gegenwart die Fahne des Evangeliums hochhalte. Mit Recht antwortete ihm jemand auf die Behauptung, dass, wenn man zwischen Rom und Liberalismus zu wählen habe, man doch nur mit Rom gehen könne, – „Das ist eine alberne Alternative – man geht weder mit Rom noch mit dem Liberalismus.“ Am Ende eines Jahrhunderts sieht man die Konsequenzen der anfänglich verhüllten Richtungen und da muss man sagen, dass Rom von der Nathusius-Leo-Gerlach-Stahl-Richtung die Früchte eingeheimst hat.

Die Reformierten waren für diese Männer die Ableiter ihres Zornes, wie Leos Behandlung der niederländischen Geschichte, Stahls Polemik gegen Zwingli und Nathusius' knabenhafte Ausfälle bewiesen. Einmal rief Stahl, der bewunderte Redner des preußischen Herrenhauses, die Worte aus: Ich kenne kein griechisches, kein katholisches, kein protestantisches Kreuz – ich kenne nur *ein* Kreuz, das auf Golgatha steht. Diese emphatische Beredsamkeit ist eine Lüge, denn es kommt vor allem auf das *Verständnis* des Kreuzes an und dies hat allein die evangelische Kirche. Wie viel edle, hochbegabte Kräfte haben sich zerarbeitet, um mit Rom das gemeinsame Christliche festzuhalten, und haben so die jetzige Übermacht desselben zum Schaden Deutschlands angebahnt, denn jetzt ist neben Bismarck der einflussreichste Mann Windthorst und der Kulturkampf wird mehr und mehr begraben. Der Aberglaube hat die Rechte der Obrigkeit und des evangelischen Preußens besiegt.

1859 im Dezember wurde ich Hilfsprediger des Dompredigers Professor Blank in Halle und 1860 dritter Domprediger. Mein erstes Schriftchen war ein *Charakterbild meiner Mutter Kleopha*

Zahn, geb. Schlatter. Sie war eine Tochter von Anna Schlatter, der bekannten Frau in St. Gallen, welche neuerdings Ritschl in seiner Geschichte des Pietismus in der reformierten Kirche in boshafter Weise karikiert hat, indem er gewisse Schwächen derselben dunkel und verzerrt ausmalte. Indem ich hier sitze, liegt das schöne Heimatland meiner Mutter vor mir mit seinen unvergleichlichen Reizen. Wie viele teure Angehörige können im Lauf von 25 Jahren uns entrissen werden. Ein neues und vielfach anders geartetes Geschlecht ist an ihre Stelle getreten in einer Welt, die im Vergleich mit der alten eine rastlos dahinströmende geworden ist.

Als wir im vorigen Jahr am Bodensee in Arbon eine Hochzeit feierten, trat uns jungen Schlatter-Nachkommen so manche liebe Gestalt der Alten in die Erinnerung, und wir verglichen Gegenwart und Vergangenheit in dem Sinne, dass die Alten doch viel mehr Einfalt, Treue, Charakter und Entsaugung gehabt hätten als wir. Dem Charakterbild meiner Mutter folgten die *Frauenbriefe*, welche Briefe von vier reformierten Frauen brachten und sehr viel gelesen wurden.

Wilhelmine von der Heydt, Anna Schlatter und Meta Häusser sind noch heute nicht vergessene Namen. Die Gedichte von Meta Häusser sind die vollendetsten, die in diesem Jahrhundert von einer frommen deutschen Frau gesungen sind und sollten viel mehr bekannt sein. Einige derselben sind auch in Gesangbücher übergegangen. Im Jahre 1860 fing ich auch meine Tätigkeit an der evangelisch-reformierten Kirchenzeitung an mit einem Aufsatz über die „Geister im Gefängnis“ in jener schwierigen Petristelle. Die damals gegebene Erklärung hat sich mir dann weiter befestigt. Es ist in der Stelle die Rede von den Zeitgenossen Noäh, welche in der Zeit, die ihnen zur Buße bestimmt war, in einem Gefängnis waren. Christus predigte ihnen in dem Propheten Noah.

Es ist auffallend, dass die reformierte Kirchenzeitung in Deutschland so wenig Boden gewinnen kann. Es liegt dies mit an der Not unserer Kirche in Deutschland. Die Gemeinen haben zu wenig Teilnahme, ein solches Blatt zu unterstützen. Die Neulutheraner verachten und schmähen es; die Unionisten sehen von oben herab. Wird das Blatt benutzt, so verschweigt man die Quelle. Wenn man 25 Jahre in dem Blatt geschrieben, schaut man auf vielfache Wandlungen auch in reformierten Kreisen zurück. Schon manche von den mitarbeitenden Schreibern sind von dieser Welt hinweggegangen. Es sei besonders an Goebel, Birkner, Sudhoff erinnert.

Der alte Dom in Halle bietet so viel Interessantes; ich fing an, seine Geschichte zu durchforschen, und so entstanden die Studien: *Mitteilungen über die Geistlichen der ev.-reformierten Domgemeinde* (1863) zum Gedächtnis des Heidelberger und *die Zöglinge Calvins in Halle a. S.* (1864) zum Gedächtnis Calvins.

Letzteres Buch gibt eine anschauliche Vorstellung von einer französisch-reformierten Gemeinde. Es ist ihm ein sehr gutes Bild Calvins beigegeben. Das benachbarte Anhalt zog meine Liebe für die reformierte Kirche an und so kam das Buch heraus: *Das gute Recht des reformierten Bekenntnisses in Anhalt* (1866). Es schildert eine Reihe reformierter Fürstengestalten. Bei allen diesen Arbeiten hatte ich immer den tiefen Eindruck, dass ein wahrer Reformierter eigentlich zwei Jahrhunderte zu spät gekommen ist.

Ein Sturm ist über die reformierte Kirche hereingebrochen und hat ihre edlen Bäume niedergeschlagen, wie jetzt hier in der Natur. Wie hat sich der See verändert! In dunklen Massen jagen die Wolken über ihn hin; in gelbgrünem Schaum wird er aufgepeitscht und treibt seine erzürnten Wellen hoch zügelnd über die Dämme. Was Friede und liebliche Ruhe war, ist jetzt Zorn und alles erschütternde Bewegung. Wie ein giftiger, wild schäumender Kessel kocht die atemlose See. Wer hätte das gedacht, dass seine harmonische Stille mit einmal solche dämonischen Geister hervorrufen könnte? Der Sturm ächzt in den Bäumen unseres Gartens und manch edler Stamm ist geknickt wor-

den: hie und da hängt ein abgerissenes Reis herab, die Blätter liegen in dichten Haufen. So ist es auch mit unserer Kirche – wer will heilen, wenn Gott zerrissen, wer will aufbauen, wenn er einreißt?! Schmerzbewegt gehe ich durch den Garten und schaue die Verwüstung an – und wer will mir Vorwürfe machen, wenn ich klage?

Der Morgen darauf war licht und klar; der See hatte seine Ruhe gefunden und wie weggewischt war die Aufregung von gestern. Man war hinausgefahren, um Fische zu fangen, und als man sie aus dem Netz herausschüttelte, da ergriff man sie mit harter Hand und schlug sie an den großen Steinen des Ufersandes tot. So machen es jetzt die Theologen mit ihrer heillosen Kritik der Schrift und ihrer Lehre vom freien Willen: man schlägt tot, was man einfängt. Ach, dass sie es nicht glauben wollen, dass sie die Wahrheit der Reformation völlig verloren haben und nur von allein noch einen leeren kraftlosen *Schein* besitzen. Gottes Wort ist ihnen zur Phrase geworden. Und dabei träumen sie von Fortschritt und Entwicklung – und haben bald den letzten deutschen Mann eingebüßt.

Ich fuhr hinaus auf den See und spiegelte mein Gesicht in den Wassern und ließ die Hände durch die Fluten gleiten – und dachte an die Zeiten, wo man die Klarheit der Lehre Calvins nicht bezweifelte und in ihren Fluten sein Angesicht spiegelte. Es ist anders geworden, ganz anders. Irrlehre und Lüge beherrschen die Gemüter. Und was kann man da erzwingen? Man ruft und niemand hört. Als ich mit meiner Frau und Kindern einen Ausflug nach Lindau gemacht hatte, brach das Wetter noch einmal los. Plötzlich war es da, in einem Nu alles im Sturm, der Gischt schlägt uns Männern ins Gesicht, die Frauen und Kinder eilen nach unten – man taumelt zwischen Himmel und Erde und selbst der Kapitän ist besorgt. Mit Mühe landen wir, begrüßt von dem uns durchnässenden Wogenspiel des Ufers. Eine Kirche kann lange blühen und gedeihen – kommen die gewaltigen Wetter, so wird alles bald zerschmettert – und dann geht es so weit, dass man sich des großen Genfers *geradezu schämt*. – Was hatten die haleschen Theologen gegen die Gedanken des Genfers aufgestellt? Einen synergistischen Pietismus. Ich habe mich immer in einem entschiedenen Widerspruch gegen denselben gefunden und gehe darauf näher ein, weil es der Streit meines Lebens war.

Unterscheidet man zwischen den Menschen so, dass die Gnade, welche allen *gleich kräftig* angeboten wird, in dem letzten wichtigsten Moment der Annahme oder Verwerfung mit einer freien Tat des Menschen zusammenwirkt, der *diesmal* der ihn ziehenden Gnade sich hingibt, *diesmal* ihr widerstrebt: dann setzt man *Verschiedenheiten der Charaktere* zwischen den einzelnen Menschen von solcher großen Bedeutung, dass damit das allgemeine sündliche Verderben aufgehoben wird. Kann sich der eine in freier Selbstbestimmung der Gnade hingeben, der andere aus eben dieser heraus sie verwerfen, so sind diese beiden nicht mehr Menschen *derselben* Erde, *desselben* Fleisches und Blutes, sondern durch eine große Kluft voneinander geschieden. Sie haben von vorneherein ein ganz verschiedenartig bestimmtes Seelenleben. Die Entscheidung für oder gegen die Gnade ist ja nicht nur ein zufälliges Hin- und Herschwanken, sondern das Ergebnis einer Seelenverfassung. Wir haben zwei verschieden gestimmte und bestimmte Seelen. Die ganze Menschheit ist aber *ein Fleisch*. Unmöglich kann eine Wahl, welche dem einen Leben, dem andern Verderben bringt, in Verschiedenheiten der jedesmaligen Selbstbestimmung liegen, denn damit würde der sich für die Gnade Bestimmende einen unermesslichen Vorsprung vor seinem Bruder haben. Seine geheimnisvolle Begabung *entnähme* ihn dem allgemeinen Elend der Menschheit. *Dies* ist aber auch für die Gläubigen ein so unzweifelhaft in der Schrift bezeugtes, dass der Synergismus solche Aussagen nicht beseitigen kann. Auch die Gläubigen waren *Finsternis* wie die Welt; auch sie entbehren jeder Lebensherrlichkeit Gottes. Die Entscheidung der wenigen für die Gnade kann darum in keinem Stück von ihnen ausgehen. Mit Recht hat schon Luther Erasmus gefragt, wo denn der geheimnisvolle Punkt in dem Menschen sei, von dem aus das liberum arbitrium (der freie Wille) wirke?

Ändert der Synergismus die Beschaffenheit der Menschen, so gefährdet er auch die Sicherheit und Allgenugsamkeit der Gnade. Hängt es noch *von mir ab* – es sei auch nur in einem Minimum – in Wirklichkeit ist es etwas sehr Großes – ob ich mich der Gnade ergeben oder ihr widerstreben will, so werde ich in stetem Zweifel sein, ob ich dieses Minimum oder Maximum auch wirklich geleistet habe und werde schließlich bei der Befangenheit im Sichtbaren in mir und meinen wechselnden Empfindungen den Verlass des Heiles suchen. Der Synergismus – und sei er noch so fein und vorsichtig gestaltet – wirft in seiner praktischen Wirkung den Menschen *auf sich selbst* und entzieht ihm die Ruhe in der Allgenugsamkeit der Gnade und ihrer Wirkungen. Die Reformatoren irrten nicht, wenn sie jeden Synergismus entschieden zurückwiesen, als die Reinheit und Zuverlässigkeit der Gnade zerstörend und den Menschen in lauter Unruhe versenkend.

Die Einflüsse der synergistischen Lehrweise sind aber viel weitergehend und darin sehe ich ihre ganze Gefährlichkeit. Man bleibt, in der Praxis nicht nur bei dem Moment von Selbsttätigkeit stehen, das der Mensch im Akt der Bekehrung übt, sondern das ganze christliche Leben gestaltet sich unter dem Gesichtspunkt der Mitarbeit des Menschen. *Und damit bleibt der Mensch unter dem Gesetz und dessen Herrschaft.* Er wirkt mit und an dem Gesetz und so treten dann alle die Dinge hier in die Erscheinung, welche Paulus von dem Leben unter und nach dem Gesetz behauptet. Man verliert den Glauben, der alles Werk ausschließt und für Rechtfertigung und Heiligung in der Macht der Gnade Gottes ruht. Der Synergismus ist nur der Anfang, um wieder völlig in die Knechtschaft des Gesetzes zu kommen, deren Wesen sich von dem jüdischen und weltlich moralischen Tun nur durch eine christliche Farbe auszeichnet. Die innere Triebfeder ist *das wirkende Ich* und die äußere Triebfeder ein *Zwang*, dem wir uns unterwerfen wollen. Und wie tief ist hier der Abgrund einer oft durchs ganze Leben gehenden Selbsttäuschung. Man ist scheinbar Christ und ist doch ganz unter Gesetz. Die Schrift hat nur ein Gebot: *den Glauben* und indem Gott diesen Glauben allmächtig wirkt, liegt in diesem Glauben schon das *Vollbrachtsein* alles dessen, was für Rechtfertigung und Heiligung nötig ist. Man hat mir oft in meinen Disputen vorgehalten, dass ja überall im Neuen Testament Forderungen an den Menschen auftreten. Man hätte sich bei einiger Kenntnis der Reformatoren selbst sagen können, dass sowohl im N. wie im A. T. *die* an den Menschen gestellten „Forderungen“ *Gesetz* sind, welches Erkenntnis der Sünde und damit unserer völligen Ohnmacht schaffen will. Und weiter ist überall das Gesetz aufzufassen *in der Einheit des Werkes Christi, in welchem auch die Heiligung der Seinen geschehen ist.* Christus ist unser Gesetz, wie es Sühne empfangen hat und wie es uns in Heiligung leben lässt. *In ihm sind wir Vollendete.* Sind das nicht die einfachsten Grundsätze der Schrift? Aber ich habe nicht gefunden, dass man sie auch nur doktrinell scharf gefasst hätte. Was ich sah, war ein Leben unter Gesetz mit christlicher Färbung.

Allmählich vertrocknete dann die pietistische Gefühlswärme und die Innigkeit der Stimmungen erlosch; man kam zu keiner Klarheit in den Fragen von Glauben und Gesetz; die Kritik zerstörte den Boden der Schrift, die vorgegebenen Bedürfnisse des „Denken-“ und „Begreifenwollens“ nach philosophischen Schablonen rangen mit tausend Schwierigkeiten – und man kehrte wieder völlig in ein christlich-moralisches Leben zurück, das einen Unterschied zwischen reinem Weltleben und wahrer Frömmigkeit abgeben sollte, aber nirgends konnte. Eine innere Verödung trat ein. Mancher fiel zuletzt ab, indem er keine Fortschritte bemerkte. Andere müde und ärgerlich über die „Dogmen und Mirakel“ gruben wieder den alten unveränderten Rationalismus auf.

Wie viele Predigten hört man, wo man mit dem Glauben anfängt und mit dem Gesetz endet, ohne zu wissen, wie sich beides vereine. Wenn Paulus Röm. 12 das Gesetz predigt, so tut er es in solcher Vollendung, dass der erste Eindruck dieses Kapitels für den Aufrichtigen *der* ist: dies alles kannst du aus eigener Macht nicht halten, das ist für das Fleisch eine unmögliche Sache – und dann

ist doch wieder dieses Gesetz von einer Macht des Geistes Christi durchleuchtet, dass man es anfängt zu lieben, damit von ihm ein Anfang in uns in eben diesem Geiste geschehe. Will man der Gemeinde Gesetz predigen, so tue man es in solcher Herrlichkeit, dass der Mensch vor demselben in seinen Tod versinke. In *dieser* Weise das Gesetz gepredigt, wird Christus gepredigt. Denn dann lernt der Mensch, dass er nur durch den Glauben gerettet werden kann. Aber das halbe Gesetz und das halbe Evangelium – das ist Betrug der Seelen.

Der Kundige weiß, dass die moderne Theologie durchweg synergistisch ist und von den Ideen des Moralischen und Sittlichen und der Entwicklung beherrscht wird. Das, was zur Zeit der Dortrechter Synode noch als eine Irrlehre ausgestoßen wurde, ist jetzt allgemein verbreitete Anschauung. Merkwürdig: man setzt es als selbstverständlich voraus. Es gibt schwerlich einen Dogmatiker in Deutschland, der nicht hierin einen entschiedenen Fortschritt über die Reformatoren getan zu haben glaubt. Das „sittlich-religiöse“ tönt uns so viel in die Ohren, dass man es zeitweise recht satt bekommen kann. Man geht wie Rothe in diesem moralischen Prozess so weit, dass uns derselbe – zuweilen gleichsam als fiele ihm etwas ein, was er vergessen habe – in einer Anmerkung mitteilt, „dass das alles nur mit Hilfe der Gnade geschehe.“ Wozu noch dieses „mit Hilfe der Gnade“: konsequent sind allein die, die auch diese unbekanntenen Hilfsleistungen noch abweisen. Und immer schwächer werden auch in Theologie und Gemeinde die Reflexionen auf die Gnade, es ist der christliche Biedermann, der das Seine tut und, indem er selbst sich hilft, auch von Gott unterstützt wird.

Wie weit sind wir damit von der Theologie der Reformation entfernt! In dem Volk erstirbt die Erfahrung des Überirdischen: die Theologie begleitet nur mit ihren Lehren die allgemeine Stimmung.

Nichts ist falscher, als den Reformatoren darüber Vorwürfe zu machen, dass sie der Art des Geisteslebens im Menschen keine Rechnung getragen und zu mechanisch und plump die inneren Vorgänge aufgefasst.

Genügt es nicht vollkommen, wenn Calvin in der *Institutio*, in dem Abschnitt *de cognitione hominis* 51 sagt: „Weil daher der Wille durch die Knechtschaft der Sünde gefesselt gehalten wird, so kann er sich zum Guten nicht bewegen noch ihm sich anschließen; denn ein solcher Zug der Bekehrung zu Gott ist es vornehmlich, welcher in der Schrift ganz und gar der Gnade Gottes zugeteilt wird: wie Jeremias von dem Herrn erfleht, dass er ihn bekehren möge, wenn er ihn bekehrt haben wolle. Deshalb beschreibt auch der Prophet in demselben Kapitel die geistliche Erlösung des sündigen Volkes so, dass er sagt: es sei erlöst durch die Hand eines Stärkeren, indem er damit beweisen will, mit welchen engen Fesseln der Sünder gebunden ist, so lange er von dem Herrn verlassen unter dem Joch des Teufels liegt. Nichtsdestoweniger bleibt der Wille, der mit voller Neigung und Lust zur Sünde stürzt und eilt, denn nicht *des Willens* ist der Mensch beraubt, als er sich der Notwendigkeit des Sündigens ergab, sondern der *Gesundheit* des Willens. Nicht ungeschickt sagt Bernhard, dass uns allen das Wollen innewohne, aber das Gute zu wollen, sei eine Verbesserung, das Böse zu wollen, ein Mangel. Daher ist das *einfache* Wollen – des Menschen; das *böse* Wollen – der verdorbenen Natur; das *gute* Wollen – der Gnade. Wenn ich weiter behaupte, dass der der Freiheit beraubte Wille *notwendig* zum Bösen geführt und gezogen werde, so muss das keine zu harte Rede-weise dünken. Sie liegt wirklich nicht zu fern und ist dem Gebrauch der heiligen Schrift nicht unbekannt. Sie beleidigt nur die, die zwischen *Notwendigkeit* und *Zwang* nicht zu unterscheiden wissen. Fragt sie nun jemand, ob Gott *nicht notwendigerweise* gut sei, wie der Teufel *notwendigerweise* böse – was wollen sie dann antworten? So nämlich ist die Güte Gottes mit der Gottheit verbunden, dass ebenso gewiss wie Gott ist, er auch gut ist. Der Teufel aber ist von der Gemeinschaft des Guten so entfernt, dass er nicht anders als böse handeln kann. Sollte hier jemand lästerlich entgegenbelohnen: so verdient denn Gott wenig Lob für seine Güte, wenn er zur Übung derselben gezwungen

wird – kann man dann nicht erwidern, dass das eben die Vollendung seiner Güte sei, dass er sie ohne gewaltsamen Antrieb schalten lasse und gar nicht böse sein könne? Gott bewahrt seinen freien Willen, wenn er notwendigerweise gut handeln muss; auch der Teufel sündigt stets mit Willen, wenn auch immer im Gebiet des Bösen – warum soll denn der Mensch nicht auch freiwillig sündigen, wenn auch notwendig?

Mit der freiesten Neigung sündigt der Mensch, durch die Bewegung seines eigenen Willens, nicht durch äußern Zwang.

Diese Gedanken hat Calvin vielfach ausgeführt, namentlich auch gegen Pighius, und sie genügen vollkommen, um die Eigentümlichkeit des menschlichen Seelenlebens anzuerkennen. Will man *dieses* nach philosophischen Betrachtungen verstehen, so weiß man, in welchen Widersprüchen sich dieselben bewegen. Schopenhauer hat eine ganze Reihe von wichtigen Gründen angeführt, dass das Seelenleben der Menschen, insofern es als ein freitätiges erscheine, eben nur ein Schein sei.⁵⁹

Andere, wie neuerdings Sommer, treten für die Wirklichkeit dieser Erscheinung ein. Wir Theologen sind nicht Philosophen. Wir unterwerfen uns der Schrift. In ihr ist der gewaltige Kampf des Geistes Gottes mit den Geistern der Menschen: ein Kampf, dem jeder erschaffene Geist eine Zeitlang ausgesetzt ist; aber wo der Geist Gottes siegt, da ist es jedesmal *Gnade* und *Allmacht*. Wenn in einer Lehranschauung der Ringkampf des Geistes Gottes mit dem Geist des Menschen eine Bedeutung hat, so in der von Calvin, dem Meister kräftiger, unablässiger Ermahnung, der, während er alles allein von Gott erwartet, eben darum für diesen Gott sein blutendes Herz zum Opfer bringt. Eine so törichte Anschauung, wie in der Gegenwart, kannten die Alten nicht: dass nämlich der menschliche Geist keine Allmachtswirkungen erfahren könne. Wie Calvin selbst durch eine plötzliche Bekehrung aus dem Abgrund des Papsttums errettet wurde, so weiß er auch, dass überall eine Tat der Allmacht den Anfang setzt: in Schöpfung, in Bekehrung, in Verklärung.

Man hat sich für den Synergismus auf Melanchthon berufen. Es war doch ein schwankender Theologe, dieser Melanchthon! Nicht nur die Deutschen, auch die Schweizer klagen darüber, dass er immerfort in seinen locis verändere. Einmal spricht er sein entschiedenes Missfallen gegen Calvins Prädestination aus, und beruft sich auf das Wort von Basilius: „Wolle nur, so kommt dir Gott schon entgegen“ – was derselbe nach der ganzen griechischen Lehre ohne Frage synergistisch versteht – und dann erklärt er wieder seine volle Übereinstimmung mit Calvin. Die Straßburger Editoren der Werke des letzteren meinen: es sei dies mehr liebenswürdig gewesen als wahr. Einmal hat man, wenn man Heppes Dogmatik des Protestantismus liest, bei dem Abschnitt, der vom *liberum arbitrium* handelt, den Eindruck, als ob Melanchthon bloß die *formale* Seite des Seelenlebens wahren wolle, das überall als freitätig erscheint, und dann ist er mit Calvin ganz in Übereinstimmung.

59 In diesen Gedanken von Schopenhauer liegen Momente der Wahrheit. Weil der Mensch in dem fürstlichen Haupt seines Geschlechtes die ihm gegebene Freiheit gemissbraucht hat, wird er nun in dem Elend, in dem er sich befindet, fortwährend von dem *Schein* der Freiheit getäuscht, nach der er noch irgend eine Entscheidung in den Händen zu haben meint, während er in Wirklichkeit nur von dem Schimmer einer großen Vergangenheit lebt. Unser krankes Seelenleben reflektiert noch immer in gebrochenen Scherben die einmalige Ausstattung: aber es ist wie so unsagbar vieles in dieser von dem allgemeinen Erbtod zerfressenen Welt der Eitelkeiten *Schein, eine Illusion* – und zwar die furchtbarste, die es gibt. Der Mensch meint immer noch, die erste Entscheidung Adams in sich, mit einer Quasi-Freiheit zu wiederholen, aber es ist ein Betrug der Krankheit, in die er gesunken ist, wie ein Spieler, der eine große Summe verspielt hat und arm geworden ist, in seinen Empfindungen immer aufs neue einsetzt, um nur wieder zu verspielen. Die Entscheidung Adams erscheint in uns als eine Karikatur. Aus diesen Nachklängen unseres Seelenlebens kann man keine (auch keine relative) Freiheit beweisen. Und welchen Wert hat es auch, wenn der Mensch in dem Gebiet der Finsternis, in dem er sich bewegt, sich für dieses oder jenes entscheiden kann? Aus dem Gebiet seines Tuns und Lassens kommt er nicht heraus: *er bleibt in der Finsternis*. Mit diesen Bemerkungen will ich keineswegs Sittlichkeit und Verantwortlichkeit in Frage stellen: der Calvinismus ist beides: volle Souveränität Gottes und volle Verantwortlichkeit der Menschen.

Und dann wieder macht er den Eindruck, als lehre er einen klaren Synergismus. Freilich herrscht darin keine einheitliche Meinung bei den Dogmenhistorikern. Herrlinger will bei Melanchthon nur eine Tätigkeit der Freiheit annehmen, wenn der Mensch wiedergeboren *ist*, oder nachdem der Mensch von Gott zu dieser Freiheit erweckt ist – Frank in der Realencyklopädie bestreitet dies und will im Anfang der Bekehrung bei Melanchthon die Mittätigkeit finden. Wäre dies nicht seine Meinung, so hätte ihn die ganze synergistische Schule missverstanden. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass man ihn nicht verstand. Seine Abendmahlslehre ist ein sehr dunkles und mangelhaftes Stück, und in seiner späteren Liebenswürdigkeit gegen Rom und wunderbaren Schaukelkunst ist Melanchthon so weit gegangen, dass er uns bald um die ganze Errungenschaft der Reformation gebracht hätte. Die Sache ist einfach die: Melanchthon hat mit dem Geheimnis gerungen und hat Verschiedenes gesagt. Man hat dann seine scheinbaren Widersprüche zum Gegenstand des Haders gemacht. Ganze Partien der Dogmengeschichte sind ja Händel um Worte. – – Wer will etwas Besseres über die Bekehrung sagen, als die Dortrechter Kanones: die Wiedergeburt, die Gott ohne uns in uns vollbringt, ist eine übernatürliche Wirkung, *mächtig und gelinde zugleich*, wunderbar, geheimnisvoll, untrüglich und wirksam. Dabei sollte sich jeder Theologe begnügen, der da weiß, dass der Synergismus nichts ist als das Sein und Leben unter Gesetz.

Dem Theologen geziemt es, Geheimnisse in Gott, Geheimnisse in sich selbst zu glauben. Verstehen wir unser eigenes Seelenleben? Sind geistige Vorgänge mit Schulausdrücken zu fassen und zu kennzeichnen? Wie viel vergebliche Mühe ist da verschwendet worden. Und geht nicht das, was uns aus Gott offenbart worden ist, immer an Abgründen vorbei, in die es von seinem schmalen Pfad zu stürzen scheint? Die Wahrheit ist für die Spekulation unfassbar, eben weil sie göttlich groß und heilig ist. Sie fordert lediglich Unterwerfung *und da nun die Schrift die Bekehrung zu einem ausschließlichen Werk Gottes macht, so haben wir uns dieser ihrer unwandelbaren Bezeugung im Gehorsam untertan zu machen: gewiss, dass darin für uns das Heil liegt*. Wie der Geist auf den Geist wirkt, ist uns verborgen; rechnet die Schule mit diesen beiden Kräften, so hat sie scholastische Formeln über deren Gemeinsamkeit, *der Glaube aber spricht: Gott ist es, der da wirkt, beides, das Wollen und Vollbringen*. Wem können dann noch bei der Einsicht in das, was die Schrift sagt, logische und moralische Einwürfe Eindruck machen? Nur dem krankhaft Grübelnden, der naiv genug ist zu meinen, dass er der Welt der Irrsalle entronnen sei, wenn *ihm* ein Bedenken gelöst ist. Sind wir nicht von tausend Rätseln umgeben? Das größte *das*, dass wir da sind.

Ein halber Theologe, der an einem *System* Freude hat und nicht zwei Reihen von Schriftwahrheiten glauben kann.

Führt uns darum die schriftgemäße Lehre von der Bekehrung zuletzt zu der Prädestination, warum wollen wir anfechten, was Augustin, Huss, Wiclef, Luther, Calvin und von Späteren auch der Württemberger Brenz und der mächtige Whitefield so bestimmt gelehrt haben? Man hat Calvin nicht recht verstanden, wenn man meint, der Mann wäre durch Spekulation zur Prädestination gekommen: es war nichts als Anbetung und Furcht Gottes und der heilige Wunsch, *in allem in dem ordnenden Willen Gottes zu ruhen*.

Die Lehre der heiligen Schrift wird ganz von der Prädestination durchzogen und beherrscht. Bei Johannes hat man sogar einen Dualismus finden wollen, der die, die aus Gott sind, schon in ihrer natürlichen Anlage von denen, die nicht aus Gott sind, unterscheidet. Ich kann das nicht finden: die Jünger sind an und für sich ebenso *Welt*, wie die nicht Erwählten. Aber es steht doch so vieles in der Schrift, was gegen die Prädestination ist? Ich erkenne das bereitwillig an, sage aber, das ist das Wesen der Wahrheit, dass sie Gegenbilder erträgt, *in denen sie ihre Schranke und ihren Schutz hat und mit denen sie dem Vorwitz der Menschen begegnet*. Und hat etwa Calvin nicht auch die ungezählten

Einwürfe gegen die Prädestination gekannt? *Wenn einer, so er*. Sie sind auf ihn mit einer Wucht und einer Mannigfaltigkeit geregnet, wie auf keinen Theologen dieses Jahrhunderts – und doch hat er nicht davon gelassen. In seinem Traktat: *de aeterna praedestinatione* ruft er einmal aus: Ich fühle es, hier liegt etwas Ungelöstes. Kommen wir aber mit Lösungen einen Schritt weiter? Man sei still und bete an! –

Warum wird nun nicht auf den Kanzeln die Prädestination gelehrt? Warum verschweigt man den Gemeinen, wovon die Schrift wiederhallt? Soll man nicht den *ganzen Rat Gottes* predigen oder ist irgend etwas in der Schrift, was nicht gesagt werden dürfte? Man würde bei ihrer Predigt erfahren, welche Macht des Trostes und der Demütigung in ihr liegt.

Warum ist außer der Liebhaberei für den Synergismus der Pietismus der Neuzeit so wenig fruchtbar für unser Volksleben geworden? Es fehlte ihm an einer Reihe von wichtigen Erkenntnissen. Zunächst wusste er nicht, wie weit er von den reformatorischen Grunderfahrungen und Grundwahrheiten entfernt war; wie seine Theologie etwas anderes war als die Luthers und Calvins und er ganz von modernen Gedanken gefärbt und getäuscht war. Dann übersah er den tiefen Abfall unseres Volkes von Gott und seinem Worte seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Er erkannte zu wenig, wie gewaltig der Zweifel an dem Herzen des Volkes gefressen hatte und wie namentlich unsere klassische Literatur die Sinne für Christum getötet. Man wollte die christliche Wahrheit in den Strom des neuerwachten christlichen Lebens werfen, aber man unterschätzte die tiefe Wunde des Volkes. Man nahm einen hohen Flug, aber kannte nicht die Schwäche seiner Flügel. Während man in seinen leichten Kähnen mit lustigen Wimpeln einherfuhr, trieb unten das Verderben ruhig weiter fort. Die Kähne wurden völlig leck, als sie die kritischen Würmer anfraßen. Das deutsche Volk ist liberal und ungläubig seit seinem Philosophen Kant und seinen Dichtern geworden und es waren nur Selbsttäuschungen, mit denen der Pietismus umging, als er meinte, diesem Volk etwas leicht helfen zu können. Unser Jahrhundert hat fast alle Ansichten und theologischen Schulmeinungen der Vergangenheit erneuert: ein buntes Gemisch von stärkster Orthodoxie bis zur frivolsten Freisinnigkeit findet sich – aber die große Masse des Volkes lebt ohne Gott. Man nahm dieses Elend in die Hand, aber die Gegenwart zeigt, dass man nicht weit gekommen ist, und dass sich auch theologisch wieder eine Richtung hervormacht, die nichts ist, als die Erneuerung des alten Rationalismus. Der Mensch ohne eine wirkliche, von Gott gewirkte Bekehrung hat eben nichts als Moral, eine Moral, die er nicht tut, mit der er sich aber täuscht.

Ich weiß, dass sehr viele noch heute mit Verehrung an die Lehrer in der Zeit der Erweckung denken, – aber sie müssen doch zugeben, dass diese Männer das Ziel nicht erreicht haben, was sie sich anfänglich so begeistert stellten. Ihre Schwäche fühlte auch mit scharfem Blick das sich eifrig regende Luthertum. Es vermisse kirchliche Lehre. Mit vollem Recht. Aber statt diese in Luthers Grundlehren zu suchen, kam man auf romanisierende Übertreibungen in Bezug auf das geistliche Amt und die Sakramente. Die Rechtfertigungslehre kann niemand ohne Gefühl und Erkenntnis der Sünde verstehen. Wo aber waren die erschrockenen Gewissen, die mit Furcht erfüllten Herzen? Es ist der tiefste Schade unseres Jahrhunderts, dass überall die Empfindung des Zornes Gottes geschwunden ist, und was ohne diese heilige Grundlage gebaut wird, ist vielfach auch nicht einmal systematisch richtig, wie viel weniger im praktischen Leben. Auch das erwachende Luthertum konnte dem Jammer des Volkes nicht steuern und musste zuletzt noch mehr an seine Ohnmacht glauben als der Pietismus, weil es von vornherein dem Volk noch unbequemer war. Die besten Namen haben für Rom gearbeitet: Leo, Stahl, Gerlach, Nathusius und andere. Dazu kamen die Missgriffe und die Schwäche der Regierung. Der schöne Idealismus eines edlen Königs konnte hohe Worte sagen für doch nur träumerische Ideen. Die besten Staatsmänner, wie von Niebuhr in Rom,

ließen sich fangen, und was heute in voller Blüte dasteht, wurde damals mit vollen Händen, namentlich auch von den Quasi-Lutheranern ausgesät. In Halle und in der Provinz Sachsen hatten diese Männer mehr als wo anders ihre Stätten. Auch der donnernde Jupiter in Berlin, Professor Hengstenberg, neigte immermehr zu diesen Kreisen und es ist tragisch genug, dass er vor seinem Tod noch eine völlige Verwirrung in der Rechtfertigungslehre angerichtet hat. Als Bachmann den ersten Teil seiner Lebensbeschreibung von Hengstenberg herausgab, sagte er in der Vorrede: der Mann wäre schon jetzt im Herzen vergessen wie ein Toter. Und dem ist auch so. Seine Bücher werden noch kaum gelesen und in Berlin dozieren ein Pfleiderer mit leerer Religionsphilosophie und ein Dillmann mit ziemlich rationalistischer Erklärung des Alten Testaments. Der einflussreiche, viel gehassete Mann ist zuletzt in dem Leben des großen Volkes ohne Spuren geblieben und jetzt hat jeder auch von den Theologen zu viel zu tun, um noch viel an vergangene Größen zu denken. Damals stand der Berliner Hengstenberg noch sehr hoch, man las ihn gern. Die Welt war auch noch aufmerksamer, um zu hören. Man nahm sich noch Zeit, einen Menschen anzusehen. Jetzt stürzt in pietätslosem Strudel einer an dem anderen vorbei. Im Hinblick auf 25 Jahre empfinde ich es tief, wie nichts mehr angesehen und beachtenswert unter den Menschen ist, wie wir unbeschreiblich stumpf und gleichgültig geworden sind und wie sich die am meisten täuschen, die da meinen: sie hätten noch einen gewissen Einfluss auf ihre Mitmenschen. Es gab früher noch Autoritäten – mochten dieselben auch nur ein Gemenge von Wahrheit und Irrtum vortragen. Die irdische Gesinnung ist gewachsen; die Politik die Religion des Volkes geworden.

Wir stehen in Lindau auf dem Balkon des „Bayrischen Hofes“. Es ist eine verschiedenartige Gesellschaft. Norddeutsche, Süddeutsche, Schweizer, Östreicher haben sich eng zusammengeschart. Man scheint gespannt auf etwas zu warten. Dem entspricht auch der reiche Flaggenschmuck des Hafens, an dessen Ausgang der weiße Löwe und der Leuchtturm stehen. Dichte Volksmassen füllen die Straßen an. Kinder bilden eine bewegliche Reihe. Hie und da sieht man auch die Raupenhelme der blauen bayrischen Offiziere. Weiterhin zeigt sich eine Ehrenpforte mit deutschen und bayrischen Zeichen. Wem gilt das alles? Jetzt ertönen Böllerschüsse, die Schiffe geben ihre Salven: Da erscheinen drei Schiffe hintereinander, zuletzt ein prachtvoller Salondampfer; er trägt die Flaggen in deutschen, badischen, bayrischen, württembergischen, schweizerischen und österreichischen Farben – und hinten – was steht da: Die Kaiserflagge mit ihrem gelben Mittelgrund. Das Schiff heißt Kaiser Wilhelm und er selbst, der Kaiser, ist auf ihm. In gewohnter Regelmäßigkeit macht er seine Sommerreisen. Er hat die liebliche Insel Mainau besucht und ist der Gast seiner Kinder gewesen – jetzt geht er nach Gastein. Das Schiff fährt in den Hafen ein. Unendlicher Jubel. Da sieht man den ehrwürdigen, alten Herrn, er verneigt sich, er lüftet wiederholt den Hut. Welch ein väterliches Wohlwollen liegt auf dem charakteristischen Gesicht mit seinem Graubart und der hohen Stirn. Ganz leicht und fast spielend stützt er sich auf seinen Stab. Er ist in Zivilanzug. Ein langer schwarzer feiner Gehrock, ein hellgraues Beinkleid, eine weiße Weste, ein tief in den Nacken sinkender schwarzer Hut – das sieht man an der einfachen und doch vornehmen Erscheinung. Er fällt durch nichts Gemachtes auf. Aber die hohe Gestalt, die Ehrwürdigkeit, das große volle Gesicht, die väterliche Weihe zeichnen ihn aus. Ein Mann von 87 Jahren. Ein vornehmer Gentleman. Ein Kaiser durch und durch. In jeder Beziehung der vollendete und doch natürliche Takt. Mit welcher Bewegung schaut man auf den mächtigsten Mann der Erde. Er, der Ungezählte in den Tod senden kann, der den Frieden Europas in seiner Hand trägt! Ein Mensch wie die anderen, aber mit dem Stempel des Herrschers gezeichnet. Das Schiff hat gelandet. Während das viele kaiserliche Gepäck herausgetragen und auf die Wagen gepackt wird, nahen allerlei angesehene Herren vom Land, um dem Kaiser vorgestellt zu werden. Der Bürgermeister von Lindau mit seiner goldenen, schweren Kette, der Oberst

des Bataillons. Freundlich unterhält sich der Kaiser mit ihnen. Da naht noch ein besonders großer Herr, hochalt, er ist mit dem Preußischen Adlerorden geschmückt und wird von dem Kaiser ganz besonders begrüßt. Es ist der Graf von Taubenheim, ein angesehener Kavalier des württembergischen Hofes, dem Kaiser besonders wert. Sehen wir uns die Umgebung des Kaisers an, so ist er von seiner Tochter Luise und deren Gemahl, dem Großherzog von Baden, begleitet. Auch die beiden schlanken Prinzen aus dieser Ehe sind da. Hübsche Jünglinge. Reisebegleitende Herren umgeben den Kaiser, unter ihnen der bekannte Leibarzt Dr. Lauer. Man kann alles vortrefflich sehen, und indem man nun die Gestalt des Kaisers in das erhabene Bild der Landschaft hineinnimmt, in diese duftige Kette der Alpen, in dieses grünstrahlende Meer, in dieses jubelnde Volk aus allen deutschen Stämmen: so prägt sich ein solcher Augenblick unvergesslich ein.

Jetzt ist das Schiff entladet, sicher verlässt der Kaiser die Schiffstreppe, er geht über die Brücke und steigt leicht in den Wagen, den ein bayrischer Prinz gesandt. Neben ihm seine Tochter. Er lächelt huldvoll nach allen Seiten. Bald ist er bei der nahen Eisenbahnstation, um nach Rosenheim zu fahren. Mit den dankbarsten und bewegtesten Empfindungen schaut man ihm nach. Wie lange bleibt uns der herrliche Mann erhalten!

Am 10. Juli hat man in Holland das Gedächtnis des 1584 ermordeten Wilhelm von Oranien, des großen Schweigers, gefeiert. An demselben Tag ist in Madrid die Armeria abgebrannt mit ihren reichen Waffenschätzen aus der Zeit Karl V. und Philipp II. Während Spanien die Erinnerungen an diese Männer verliert, lebt in Holland von Jahrhundert zu Jahrhundert der Name des Oraniers. Und nun Kaiser Wilhelm – heißt er nicht nach diesem Oranier Wilhelm. Die Namen Wilhelm und Friedrich sind von Holland in das Haus der Hohenzollern gekommen. Friedrich hieß der Vater der Henriette Luise, der Gemahlin des großen Kurfürsten. Es ist doch eine wundersame Fügung der Geschichte, dass in unserem Wilhelm der große Streiter Hollands weiter fortlebt. Das ist auch ein Sieg des reformierten Bekenntnisses.

Bei dem Empfang des Kaisers in Lindau fiel mir noch ein Humoristikum auf und etwas Ernstes. Gleich nach der Abreise des Kaisers trug ein dickes bayrisches Weib in unschönem Strohhut die hölzerne Kaiserkrone weg, die man auf die Eingangspforte gesetzt hatte. Es sah zu komisch aus, das Weib mit der stolzen und doch so einfach wie möglich hergerichteten Bürde und Würde. – Ein Bekannter vor mir stand neben zwei römischen Priestern. Ein hämisch verbissener Zug ging über ihr Gesicht, als der evangelische Kaiser kam. Das ist das Elend des deutschen Reiches: der Hass des römischen Klerus.⁶⁰

Wir sind eine Nation geworden. Gott hat Deutschland erhoben. Wir fürchten uns nicht mehr vor dem Ausland. Das Ansehen der übrigen Völker macht uns nicht mehr bange. Der in Deutschland reisende Engländer erweckt nicht mehr unsere Bewunderung. Ein gewaltiger Drang lebt in dem an Überfülle der Jugend strotzenden Volk. Wie ein mächtiger Hengst, der den rechten Reiter hat, bäumt sich Deutschland in die Höhe. Die Entwicklung und der Fortschritt selbst in das heiße Afrika hinein überrascht uns. Wo aber viel politisiert wird, da wird wenig theologisiert. Wir leben nur in den Fragen des Staates, der Wohlfahrt, der sozialen Bedürfnisse. Die Frömmigkeit hält damit nicht gleichen Schritt. Der gläubige Mann ist eine sehr einsame Erscheinung unter seinen Volksgenossen. Damit stimmt auch das Äußere des öffentlichen Lebens. Es hat einen rein politischen, militärischen Charakter. Das Interesse für das kirchliche, religiöse, wissenschaftliche Leben ist zurückgetreten gegen

60 Da will ich noch nachholen, dass ich im Jahre 1872 ein Schriftchen herausgab: Gedanken eines Evangelischen über die neuen Kirchengesetze, indem ich voraussah, dass der große Kampf gegen Rom mit einer Niederlage des Staates enden würde, und wo ich tief beklagte, dass die Gesetze auch für die evangelische Kirche gegeben seien.

das Militär, den Gang des Reiches unter den Völkern. Und um wie vieles war das anders vor 25 Jahren.

Gehen wir darauf einmal näher ein in einer Erinnerung. Die Herbstmanöver wurden in dem Jahre 1857 in der Nähe von Halle gehalten.

Der König Friedrich Wilhelm IV. hatte seine Wohnung auf der königlichen Domäne in Giebichenstein.

Auf der Pfarre bei meinem Vater logierte der Freund des Hauses, der Oberhofmarschall Keller. Die ganze Gegend lag voll Militär. Es war ein später Abend, als der König durch das Dorf fuhr und auf dem Domänenhof empfangen wurde. Die Beleuchtung war mangelhaft. Sie störte nicht das herzliche Wohlwollen des Königs, der meinem Vater zurief: „Kommen Sie doch in das Haus, man kann Sie ja gar nicht sehen.“ Der teure feingeistige Mann, so wunderbar vielseitig begabt, und so rätselhaft viel unglücklich – er, der alles hatte, nur keine glückliche Hand – war damals schon schwer leidend. Die Anfänge seiner Krankheit zeigten sich. Aber welche Güte ging von ihm noch aus! Welch ein bezaubernder Blick lag in seinen freundlichen, anschauenden Augen. Wie gewann er die Gemüter! Vor seinem Schlafzimmer stand eine Schildwache und konnte in das Zimmer des Königs sehen. Da bemerkte sie, wie sich der König, nachdem er sich entkleidet hatte und nun allein war, noch auf einen Stuhl setzte und die Hände feierlich zum Gebet verband. Es machte einen tiefen Eindruck auf den einfachen Soldaten. – In derselben Zeit war auch die Einweihung der restaurierten Kirche auf dem Petersberg, der einzigen bescheidenen Höhe, welche die weite Tiefebene beherrschte und von der man einen Blick in die reichbebaute aber einförmige Landschaft hat.

Die Kirche war die Grabstätte der Fürsten von Wettin, der Stammherrn der Könige von Sachsen, und König Johann war auch zur Feier gekommen. Die Majestäten fuhren hinauf, der Berg war überlaufen von Volk, aber der Akt vollzog sich nicht ohne Fehler in der Form. Der gute, aber schon alte Generalsuperintendent brachte die Hauptsache erst im Gebet an – und Friedrich Wilhelm war verstimmt, durch seine Krankheit gereizt und sagte ganz laut zu seiner Gemahlin beim Ausgang aus der Kirche vor allem Volk – doch ich will aus Ehrfurcht den Ausdruck nicht wiederholen: es war eine zu empfindliche Selbstbezeichnung. – Er suchte etwas abzuschütteln. Seine liebenswerte Offenheit hat ihm öfter geschadet. Ganz glücklich hat er sich nie gefühlt. Indessen wie lebte er in äußerer und innerer Gottesfurcht. Sein Hof hatte oft geradezu ein frommes Gepräge. Da waren die edlen Stolbergs, der treue Adjutant von Gerlach, der Sekretär von Niebuhr und andere. Der König war auch Theologe und ein viel besserer als Bunsen. Er hatte das tiefste Verständnis für alle Frage der Kirche. Er war ein meisterhafter Schriftsteller auch auf diesem Gebiet. Von ihm aus gewann die gläubige Richtung eine bedeutende Förderung. Und blicken wir darauf – wer kann nicht zugestehen, dass wir seit 25 Jahren Rückschritte gemacht haben.

Politische Zeiten, große Macht sind der Förderung der Wahrheit oft sehr hinderlich, während in elenden Zuständen der Mensch noch mehr an ein Unsichtbares glaubt.

Auch der unter Friedrich Wilhelm IV. blühende Pietismus ist mit seinen vielen Gaben und großen Schwächen im vollen Niedergang heutzutage. Deutschland wird ein gewaltiges fortschreitendes Reich, aber mehr als je ein Reich der Welt.

Durch Professor Böhl hatte ich Beziehung mit Wien und half demselben an der Redaktion seines Sonntagsboten. Die Schriftbetrachtungen in demselben sammelte ich in dem Buch: *Wanderung durch die heilige Schrift* (1869). Der große Krieg begeisterte mich zu meinen *Kriegspredigten* (1871) und zu der Schrift: *Der Einfluss der reformierten Kirche auf Preußens Größe* (1871). Als man mich in Wien zum Lizentiaten der Theologie machte, versuchte ich mich in Halle zu habilitie-

ren. Die Sache zerschlug sich an dem Widerstand der Fakultät; ich promovierte darauf auf Grund derselben Dissertation, die die hallesche Fakultät verworfen, in Marburg zum Doktor der Theologie. Der Titel der Abhandlung ist: *De notione peccati quam Johannes in prima epistola sequitur, dissertatio*.⁶¹ Noch heute verteidige ich alles, was in jener Dissertation gesagt ist. Johannes versteht unter Sünde den Abfall vom Glauben und aus der brüderlichen Gemeinschaft. Wichelhaus' Vorlesungen sind dann von mir besorgt worden; Matthäus und biblische Dogmatik sind in zweiter Auflage erschienen. Um die Fakultät in Marburg zu ehren, schrieb ich die Abhandlung über *das Gesetz Gottes nach der Lehre und Erfahrung Pauli* (1876). Sie behauptet den wichtigen Unterschied in der Betrachtung des Gesetzes als des fordernden Willens Gottes und als vorbereitende Heilsanstalt.

Es folgte eine große Pause in meiner schriftstellerischen Tätigkeit. Die erschütternden Erfahrungen in Elberfeld⁶² machten mich krank, krank bis heute. Sie haben mein Nervenleben radikal zerstört. Ich schweige über Dinge, die beschrieben unglaublich erscheinen würden.

Ich schaue auf von meinem Schreibtisch auf der kühlen Veranda: ein jämmerlicher Kahn mit geborstenem Mast treibt mühevoll ans Ufer; der Schiffer hat keine rechte Freude mehr daran, doch benutzt er ihn noch so lange, wie die armen Planken halten. Noch liegen im Garten so viele zerstreute Rosenblätter und mancher Strauch ist ganz des Schmuckes beraubt. Ja man ist um eine große Entblätterung, eine große Enttäuschung reicher geworden. Man hat die Menschen kennen gelernt: wie sie sind, man hat aber auch sich selbst in seiner Ohnmacht kennen gelernt.

Es ist wieder ein unvergleichlich schöner Sommertag. Das grüne Wiesenland von Appenzell streckt sich im warmen Licht der Sonne in welligen Farben dahin, bald in das Gebiet von St. Gallen und Thurgau auslaufend bis an die Grenzen von Baden. Die Scesaplana in den Rhätischen Alpen tritt in wunderbarer Erhabenheit hervor und ganz Vorarlberg sendet seine Berggestalten fast greifbar nahe an uns heran. Über den See rauscht das stolze bayrische Schiff, der Wittelsbach, mit hochgelbem und rotem Bauch, vorne der vergoldete Löwe, der seine Tatzen auf den Schild legt. Wie sicher und selbstbewusst fährt es dahin. Sein blauweißes Banner flattert im Winde. Ich fühle mich ganz anders: ich gehe am Ufer des Meeres und suche die Trümmer meines Lebens. Es wird nichts Ganzes mehr geben, zerbrochen ist zerbrochen.

Ich glaubte nie wieder einen Federstrich zu tun, als ich dies zuerst mit einem kleinen Aufsatz in der ref. Kirchenzeitung im Jahre 1880 versuchte. Gedanken über Bücher – lautete der Titel. Dann machte ich mich daran, die Geschichte unserer Familie aus den von meinem Bruder gesammelten Akten zusammenzustellen. Nur für unsern kleinen Kreis erschien das Heftchen: Die Familie Zahn

61 Übersetzt ins Deutsche in diesem Buch.

62 Da über meinen Weg nach Elberfeld im November 1876 so viel Verkehrtes gesagt worden ist, will ich hier nur mitteilen, dass auch Worte von Kohlbrügge wesentlich Einfluss darauf gehabt haben. Es war im März 1870, als ein Kind von mir, das zweite von den dreien, die ich verloren, in Elberfeld todkrank daniederlag. Kohlbrügge ersuchte mich über den Kampf des Herrn in Gethsemane zu predigen. Ich bat ihn, mich lieber über Psalm 16 sprechen zu lassen, da mir der Stoff von Gethsemane zu mächtig wäre. Er gab nach und als ich tief ergriffen gesprochen, denn mein Kind lag im Sterben, sagte er mir darauf: „Ob Sie wollen oder nicht, Sie müssen noch einmal hierher nach Elberfeld kommen.“ Es war im Jahre 1871 – man hatte mich in Barmen auf die Wahl für die reformierte Kirche von Gemark gestellt, da predigte ich wieder für Kohlbrügge und er sagte nach der Predigt: „Das in Barmen hält Ihnen der Teufel nur vor, damit Sie dies hier verachten, aber Sie müssen noch einmal hierher kommen.“ Als ich antwortete: „Lassen wir Gott regieren; Sie werden mich bereitwilliger finden, als Sie denken“, meinte er: „Das sagt man wohl so, aber nachher kommt die Begierde doch dazwischen.“ Er musste abrechen, denn der damalige Hilfsprediger trat in das Zimmer. In seiner letzten Zeit saß Kohlbrügge mit meiner Frau und Professor B. zu Tisch: da sagte er zweimal: „Wenn ich zu wählen hätte, dann wählte ich Zahn.“ Ich dachte an dies alles, als ich nach Elberfeld ging. Was musste ich dort erfahren!

aus Greussen in Thüringen. Ich bekam etwas mehr Mut und schrieb die Flugschrift: Die Ursachen des Niederganges der reformierten Kirche in Deutschland. Wenn ich in diesem bescheidenen Büchlein auch das als eine Hauptsache angeführt habe, dass man die Prädestinationslehre aufgegeben hat, so fasse ich dieselbe nicht als ein Dogma, sondern als eine große Lebens- und Weltanschauung, nach welcher Gott verherrlicht und der Mensch gedemütigt wird. Allein in solchem Glauben kann die ref. Kirche gedeihen. An seine Stelle ist aber seit Mitte des vorigen Jahrhunderts der Wahn von der Freiheit und Sittlichkeit des Menschen getreten. In solchem Wahn erstickt die reformierte Kirche. Ritschl hat das Büchlein das oberflächlichste genannt, was es gebe. Er wollte mit der Wegwerfung nur den Leichtsinn bedecken, mit dem er Kohlbrügge behandelt hat in seiner Geschichte des Pietismus. Der von Ritschl wieder aufgewärmte Rationalismus wird weder unserer Theologie noch unserem Volk helfen. Er ist zu leer. Da die Geschichte meines Schwiegervaters, des Geheimen Kommerzienrates Daniel von der Heydt, so sehr viel Schönes bot, verfasste ich das Buch: Der Großvater. Es enthält auch für die preußische Geschichte wichtige Dokumente. Es war nur für die Familie und Freunde bestimmt. Es brachte mir selbst von ganz weltlich gerichteten Leuten die teilnehmendste Anerkennung.

Aus dem Leben meines eigenen Vaters kam in die Öffentlichkeit das Büchlein: Meine Jugendzeit von A. Zahn, weiland Superintendent a. D. und Pastor in Giebichenstein. Er hat diese Geschichten vor seinem Tod einer Nichte diktiert. Sie führen in lieblicher Weise in die Anfänge der Neubelebung der evangelischen Kirche in diesem Jahrhundert ein.

Lassen wir einen Augenblick die Vergangenheit und sehen wir uns wieder in unserer schönen Umgebung ein wenig um. Wasserburg ist ein stattliches, wohlhabendes Dorf. Die Häuser sind gut gehalten und sehen reinlich aus. Große Nussbäume decken sie zu. Die Gärten sind wohlgepflegt. Der Wein wuchert mächtig empor. Strahlend schön sind die weißen Lilien, die hochstämmigen Rosen. Die einzelnen Beete sind mit Buchsbaum eingefasst. Die Johannisbeeren und die Stachelbeeren sind groß und in Fülle vorhanden. An einigen Stellen zeigen sich höhere Gerüste, auf denen die Milchgefäße niedergestellt werden. Man bereitet in der Nähe in einer Fabrik kondensierte Milch. Zuweilen fällt vor einem Haus – doch nur selten – ein Maienbaum auf: es ist ein Zeichen, dass aus demselben ein „Herrlein“, ein Pfäfflein, hervorgegangen ist. Das gilt immer noch für eine Ehre. Die Gegend ist römisch. Doch sitzen einige evangelische Orte wie Lindau und Eischach mitten drin – und die haben ein ganz anderes, sehr verschiedenes geistiges Gepräge. Bei allem Elend der Gegenwart kann die Reformation doch nicht ganz ersterben.

Da mir mein schweres Nervenleiden für immer eine größere Tätigkeit im geistlichen Amt abschneidet, wollte ich doch eine Nachlese aus meiner halleschen Tätigkeit halten, und so entstand das Buch: *Aus dem Leben eines ref. Pastors* 1882.

Die reformierte Gemeinde in Stuttgart veranlasste mich zu der Studie: *Ein Kirchenraub*. Auf meine Veranlassung hat Pfarrer Klaiber eine vollständige Geschichte der reformierten Gemeinde in Stuttgart geschrieben. Das Gedächtnisbuch von Cuno hat eine Anzahl von Fürstenbildern von mir gebracht. Zuletzt ist die Vorlesung von Joh. Wichelhaus über das Evangelium Johannis besorgt worden.

25 Jahre sind vergangen, 50 bin ich alt. Wer viel gelitten, hat viel resigniert; wer sich nicht täuschen kann, wie sich Unzählige täuschen, der weiß, dass alles seine Zeit hat. Eine Kirche, die in Leiden und Geduld, in vielfachen Beweisen Gottes geschaffen ist, wird eine Zeit der Weichlichkeit und Gleichgültigkeit nicht erhalten und nicht erwecken.

Das einzige, was wir haben, ist das Zeugnis, und sehe ich meine Bücher an, so finde ich dieselbe Wahrheit darin vom ersten bis zum letzten. Man hat mich den klagenden Jeremias genannt auf den Trümmern der reformierten Kirche in Deutschland. Es soll mich freuen, wenn andere etwas aufbauen; betrachte ich sie aber mir, so sage ich: sie meistern ihren großen Genfer Lehrmeister.

Da wird dann immer wieder die Fahne der Hoffnung aufgepflanzt, immer wieder das alte Flickwerk erneuert, immer wieder ein zerfallenes Tor neu angestrichen und aufgeputzt.

Da kann ich nicht mitmachen. Wann *Gott* etwas schafft, dann ist es wirklich etwas; wann er etwas baut, dann steht ein Haus da. Unsere Lehmhütten aber fallen beim nassen Wetter ein.

Wie feierlich still liegt die herrliche Gebirgswelt! Der See glänzt in reichem Farbenspiel.

Wenn *Gott* etwas schafft, – in *dieser Weise schafft er: er allein macht alles gut und alles zu seiner Zeit.*